

Streckfuß

Die
Staats - Umwälzungen
der
Jahre 1847 und 1848,

romantisch dargestellt

von

A d o l p h   C a r l.
(Adolph Streckfuß.)

Berlin, 1848.
Verlag von A l b e r t   S a c c o, Georgenstraße Nr. 25.

Gedruckt von C. L i n d o w in Berlin.

Erste Abtheilung.

Die Ereignisse bis zur Februarrevolution in Paris.

Erster Theil.

Italien.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Der Sturz Napoleons führte in Italien fast überall diejenigen Verhältnisse zurück, welche vor der großen französischen Revolution in der Appenninischen Halbinsel bestanden hatte; nur die Macht Oestreichs und des Savoyischen Hauses wurde bedeutend vermehrt.

Aber schon in jener Zeit wurde der Grund gelegt zu den Aufständen und Revolutionen unserer Tage. Geheime Verbindungen, mit den verschiedenartigsten Tendenzen, verbreiteten sich über ganz Italien. In Oberitalien waren es die Freimaurer, im Süden die Carbonari, die besonders vom Jahre 1816 an sich ordnungsmäßig gliederten, und überll den Samen des Mißvergnügens ausstreuten.

Es sah auch in der That traurig genug um Italien aus. Fast in allen Staaten herrschte gleiche Bedrückung der Völker, gleicher Absolutismus der Fürsten. Die Blutströme, welche die Italiener unter den französischen Fahnen für die Freiheit vergossen hatten, waren nutzlos vergeudet worden. Da war es denn wohl kein Wunder, daß in ganz Italien die Unzufriedenheit wuchs von Tag ru Tag, von Stunde zu Stunde, und daß die geheimen Gesellschaften, welche das Volk gegen die Regierungen aufreizten, überall zahlreiche Anhänger fanden. Es bedurfte nur eines Funkens, um die leicht entzündlichen Massen mit hellen Flammen auflodern zu lassen. Dieser Funke sollte nicht lange auf sich warten lassen.

In der Neujahrsnacht 1820 hatte die spanische Revolution zu Cadix begonnen. Die Constitution der Cortes von 1812 war im ganzen Lande ausgerufen, und vom König öffentlich beschworen worden.

Eine solche glücklich vollendete Revolution mußte die in Italien unter der Asche glimmenden Kohlen auf's Neue anschüren. Die geheimen Gesellschaften entfalteten ihre ganze Kraft und Thätigkeit. Fast nächtlich sah man in Neapel vermummte Männer, welche in Mäntel von eigenthümlicher Form gehüllt waren, durch die Straßen schleichen; und hier und dort sich zu geheimen Zusammenkünften versammeln. Vergebens bemühten sich die Behörden, die Verschworenen zu entdecken und zu vernichten, denn wenn auch Einzelne gefänglich eingezogen werden konnten, so hat dies keine Bedeutung, da täglich die Macht der geheimen Gesellschaften mehr wuchs, und im Volke mehr Anklang fand.

Am zweiten Juli 1820 endlich brach in Nola der lang-

vorbereitete Aufstand aus, der sich bald über ganz Neapel verbreitete. Piemont war ebenfalls aufgestanden.

Was aber waren die Folgen dieser Revolution?

Wenn es auch anfangs schien, als sollten sie segensreich sein, denn am 13. Juli leisteten König und Kronprinz von Neapel den Eid auf die spanische Constitution, so verblich dieser Schein doch bald. Oestreich kam den italienischen Staaten zu Hilfe. Ein Aufstand im Kirchenstaate, in der Romagna, wurde unterdrückt, ebenso eine weitverzweigte Verschwörung des Adels in der Lombardei. Zahlreiche Verhaftungen und Verbannungen, selbst Hinrichtungen, eine völlige Zerrüttung der bis dahin blühenden Finanzen, ein Sinken des Kredits, verschärfte Polizei und Censurmaaßregeln, das waren die einzigen Folgen der Revolution von 1820, welche sich noch bis in die neueste Zeit fühlbar gemacht und den Grund zu den Umwälzungen gelegt haben, welche die letzten Jahre mit sich geführt haben.

Die Carbonaristischen und andere geheimen Verbindungen wurden mit furchtbarer Strenge unterdrückt; aber nicht vernichtet. Als im Jahre 1830 in Frankreich die Julirevolution ausbrach, tauchten sie von Neuem auf, und suchten die italienischen Völker zum Aufstand zu erregen; aber an den meisten Orten ohne bedeutenden Erfolg. Allerdings brach in Modena eine Revolution aus, welche Bologna, die Romagna und Parma ergriff, aber bald unterdrückt wurde. In der Lombardei, Toscana und Neapel blieb Alles ruhig.

Die Carboneria hatte sich überlebt; aber aus derselben erwuchs in jener Zeit eine neue, kräftigere Verbindung, die Giovine Italia, welche Giuseppe Mazzini in Marseille stiftete. Man hat der Giovine Italia manche, und auch gerechte,

Vorwürfe gemacht. Die enthusiastischen, exaltirten Freiheits-ideen, welche sie durch Zeitschriften, Emissäre und Pamphlete über ganz Italien verbreitete, waren wenig geeignet, den ruhigen und besonnenen Bürger für die jungen Feuerköpfe einzunehmen; aber welche Vorwürfe diese auch verdienen mögen, einen rücksichtslosen Muth, eine glühende, das eigene Selbst verläugnende Vaterlandsliebe müssen wir ihnen zugestehen. Die Giovine Italia hat dies durch unzählige Beispiele bewiesen. Viele ihrer Mitglieder erlitten freudig den Tod, um ihrem Vaterlande zu dienen. So die Brüder Bandiera, welche im Jahre 1844 von Corfu aus mit neunzehn Mann in Calabrien landeten, um das Land in Aufstand zu bringen; aber ihre Kühnheit mit dem Tode büßen mußten, denn durch eine schändliche Verletzung des Briefgeheimnisses hatte die Regierung von dem bevorstehenden Aufstande Kenntniß gewonnen, und konnte daher leicht die Landenden umringen und entwaffnen lassen. Am 25. Julius starben die Brüder Bandiera zu Cosenza auf dem Blutgerüst. Ihr letzter Athemzug war der begeisterte und begeisternde Ruf: „Es lebe Italien!"

Der Tod der beiden Brüder, der abschrecken sollte von hochverrätherischen Unternehmungen, hatte der grausamen Regierung nur neue Feinde erweckt, und noch jetzt gedenkt man dankbar der beiden Märtyrer für die Freiheit. Mazzini wohnte zu jener Zeit in London, eifrig beschäftigt, von dort aus, durch Wort und That gegen die Unterdrücker der Freiheit seines Vaterlandes neue Kämpfer zu bewaffnen. Vielfach gelang ihm dies. Kleine Aufstände, Revolten, brachen hier und da fast in ganz Italien zu verschiedenen Zeiten aus; besonders waren die Gebirge und die Romagna häufig der Heerd der

Unzufriedenheit und des Aufstandes. Aber all diese kleinen Zwischenfälle hatten keinen andern Erfolg, als unnützes Blutvergießen, als die grausame Hinrichtung der Rädelsführer! Unserer Zeit erst blieb es vorbehalten, die Freiheit für Italien, wie für ganz Europa zu erringen; und ewig denkwürdig werden daher in der Weltgeschichte die Freiheitsjahre 1847 und 1848 sein.

Zweites Kapitel.

Rom.

1.

Es war am ersten Juni des Jahres 1846 und ein herrlicher italienischer Morgen, als sich ungeheure Menschenmassen vor dem Vatican versammelt hatten. Da sah man die Römer aller Stände, den Bettelmönch neben dem Blumenmädchen, den bärtigen deutschen Künstler neben dem in zerrissene Lumpen gekleideten Trasteveriner und dem von der Sonne verbrannten Campagnolen; selbst die elegant, nach der neuesten französischen Mode gekleideten Adligen standen unter dem neugierigen Volke.

Es hatte sich in Rom das Gerücht verbreitet, daß Pabst Gregor XVI. bedeutend erkrankt sei, andere sagten sogar, der heilige Vater sei bereits verschieden, aber der Carmerlengo des heiligen Stuhles, Kardinal Riario-Sforza wolle, wohl aus Furcht vor etwa zu erwartenden Unruhen, dem Volke die Nachricht noch vorenthalten, bis die geeigneten Sicherheitsmaßregeln für die Ruhe Roms getroffen seien.

Seit einigen Tagen, das war allgemein bekannt, litt der heilige Vater an einer schmerzlichen Fußrose; aber die Aerzte

waren wegen des leichten Uebels unbesorgt gewesen, bis sich Fiebersymptome gezeigt hatten, welche allerdings bei dem 82jährigen Greise bedenklich erscheinen mußten, denn die römischen Frühlingsfieber sind selbst dem Jünglinge gefahrbringend.

Es war neun Uhr Morgens, nach unserer Zeitrechnung, als sich unter den Versammelten immer lauter das Gerücht aussprach, der Pabst sei so eben verschieden. Aber dieses Gerücht, welches das Volk mit Schmerz hätte erfüllen sollen, brachte kaum einen andern Eindruck, als den neugieriger Erwartung hervor. Nach einer 15jährigen Regierung hatte Pabst Gregor XVI., trotz seines sanften und gutmüthigen Charakters, sich so wenig die Liebe seines Volkes zu erwerben gewußt, daß sein Tod fast nur von Denen betrauert wurde, welche durch denselben aus erschlichenen oder durch persönliche Gnadenbezeugung des Papstes erhaltenen Aemtern entfernt zu werden fürchteten.

Immer unruhiger wurde die Menge, und besonders, als man gegen zehn Uhr den Kardinal Camerlengo Riario-Sforza mit besorgter Miene nach dem Vatican eilen sah, begleitet durch den Gouverneur Marini und den päbstlichen Notar Appoloni.

„Der Pabst ist todt! — Der Camerlengo will die Todtenschau vornehmen," — so tönte es durch die Menge, und mit gespannter Erwartung harrte man auf die officielle Nachricht.

Und so war es denn in der That. Vor einer Stunde etwa war Pabst Gregor XVI. im Vatican sanft verschieden. Der Bischof von Sabina, Kardinal Lambruschini und der Kardinal-Vicar Patrizi hatten an dem Sterbebette des heiligen Vaters gestanden, und der General-Vicar ihm die letzte Oelung ertheilt. Man hatte dem Kardinal Camerlengo sogleich die

Nachricht von dem Tode des Kirchenfürsten übersendet, und dieser kam jetzt in der That, um die Recognition des Leichnams vorzunehmen. Auf den Knieen fertigte der Notar Apponi den gerichtlichen Todtenakt aus. Der Camerlengo übernahm den Fischerring und das Siegel der päbstlichen Bullen, vereidigte die Hofbeamten und Schweizergarden, und kehrte dann in seinen Palast zurück, unterwegs vom Militair mit allen den Ehrenbezeugungen begrüßt, welche dem Regenten gebühren, denn als solchen mußte man den Camerlengo betrachten, so lange, bis ein neuer Pabst erwählt war.

Mit der höchsten Neugierde schaute das Volk dem Kardinal Riario-Sforza nach, der von der Schweizerleibwache in ihrer ganzen Stärke begleitet, sich vom Vatican nach dem Palazzo Gabrieli begab. Jetzt wußte man es sicher, daß der heilige Vater wirklich verschieden sei; aber die officielle Gewißheit erhielt man erst, als gegen Abend kurz vor Sonnenuntergang die große Glocke vom Thurm des Kapitols das Trauergeläut begann, und alsdann sämmtliche Glocken aller Kirchen Roms in dasselbe einstimmten.

Die vor dem Vatican, in allen Straßen und auf dem Platze des St. Peter versammelte Volksmenge gab ein merkwürdiges Schauspiel ab. Während wenige Schritte von ihr die Leiche des Vaters der Christenheit lag, sah man hier die Kartenspieler ungestört ihren nichtigen Zeitvertreib fortsetzen, hörte man dort das wilde Geschrei der Trastiveriner, welche so eifrig im Moraspiel fortfuhren, und sich dabei stritten und zankten, als wäre nichts vorgekommen. Auch glänzende Equipagen, mit geputzten Damen und Herren fuhren wie alle Tage durch die Straßen.

Das war die Trauer um Gregor XVI. nach einer 15jäh-

rigen Regierung! Unter der auf dem St. Peterplatz nach Sonnenuntergang versammelten Menge bemerkte man auch einen jungen Mann, der, sorgfältig in einen zerrissenen Mantel gehüllt, bemüht war, sein Gesicht zu verbergen, indem er den spitzen Hut tief in die Stirn zog, und den Mantel so weit als möglich über das Kinn fortschlug.

Der junge Mann wäre vielleicht unbeachtet geblieben, denn man sah viele ähnliche Gestalten zwischen dem Volke hin- und hergehen, wenn nicht ein junger Bürger oft und forschend sich bemüht hätte, ihm unter den Hut und ins Gesicht zu schauen. Endlich schien der Bürger seiner Sache sicher zu sein.

„Bist Du es, Giuseppe?" fragte er mit leiser, vorsichtiger Stimme, indem er seinen Mund möglichst dem Ohre des Gefragten näherte. „Ja, ja," erwiederte dieser, „aber still, Alessandro, man darf mich nicht erkennen!"

„Ich glaub' es wohl," fuhr Alessandro fort: „Komm fort hier aus dem Menschengewühl, wir wissen, daß der Pabst todt ist, was wollen wir also noch weiter hier. Komm, laß uns nach einer der weniger belebten Straßen gehen, ich habe viel mit Dir zu sprechen." Giuseppe willigte ein und beide drängten sich durch die Menge. Nach kurzer Zeit schon hatten sie eine jener abgelegenen Straßen erreicht, welche zu dieser Zeit ganz todt und menschenleer waren.

Der Weg war unter tiefem Schweigen zurückgelegt worden, und jetzt begann Alessandro wieder: „Du hier, in Rom, Giuseppe? ich hatte Dich hier am wenigsten erwartet; weshalb bist Du nicht in Ancona?"

„Hast Du nichts von dem Obersten Allegrini gehört?"

„Man sagt hier, er wäre ermordet worden."

„Das ist leider nicht der Fall. Der Mensch muß ein bezaubertes Leben haben. Wir erwarteten ihn in der Nacht vom 20. März, denn er ist einer der gefährlichsten Feinde der Giovane Italia. Wir waren unser fünf, wohl vermummt und mit guten Dolchen bewaffnet. Ich selbst habe ihm zwei tüchtige Stiche gegeben, und so sehr er sich auch wehrte, wurde er doch von vier trefflichen Dolchstößen tödtlich verwundet und zu Boden gestreckt; jetzt aber höre ich, daß er mit dem Leben davon kommen soll."

„Ihr seid ungeschickt gewesen!" sagte Alessandro verächtlich.

„Ungeschickt? Corpo di bacco! Wir ungeschickt? Du solltest uns besser kennen!"

„Ich weiß, daß Du Deinen Dolch ganz trefflich zu handhaben weißt," entgegnete Alessandro begütigend, „aber laß uns von etwas Anderem sprechen, was soll uns der Streit? Hast Du keine Nachricht von Mazzini?"

„Er sitzt, wie immer, in London und schreibt von dort aus."

„Gar nichts Näheres? Haben wir keine Aussicht, daß in der Romagna der Aufstand losbrechen werde?"

„Der Zündstoff liegt bereit, es bedarf nur des Funkens, der hineinfällt, und ich hoffe, dies soll bald geschehen. Der spanische General Prim hat sich mit der Giovane Italia verbunden. Er hat in Marseille mit unsern Freunden gesprochen, und ist dann nach London zu Massini gereist, um mit diesem das Weitere zu verabreden. Täglich erwarte ich hier Nachricht (und deshalb bin ich in Rom), daß Prim von Malta, oder von den jonischen Inseln aus in die Romagna einfallen werde. Haltet Ihr hier Eure Waffen nur bereit,

schleift Eure Dolche, ladet Eure Gewehre, damit wir an einem Tage einmüthig handeln können, keine Zeit ist dazu geeigneter, als die der Sede vacante*), denn eine Pabstwahl könnte möglicher Weise beruhigend auf die Gemüther des Volkes einwirken."

„Wer meinst Du, daß gewählt werden wird?"

„Wer kann das jetzt schon ahnen; aber gleichviel, laß uns handeln! Ich komme morgen zu Dir, um das Weitere zu besprechen. Jetzt habe ich noch andere wichtige Geschäfte!"

2.

Der gütige Leser hat aus dem vorstehenden Gespräch ersehen, daß die Giovane Italia ihre Hoffnungen für die Befreiung Italiens noch keineswegs aufgegeben hatte. Wenn auch zahlreiche Verhaftungen und Hinrichtungen die Zahl ihrer Mitglieder täglich verminderte, so wurden doch fortwährend wieder neue Mitglieder gewonnen. Junge Handwerker, Studenten, Advokaten, Aerzte, kurz Jünglinge aller Stände schlossen sich der Verschwörung an. Zahlreiche Broschüren wurden im Volke durch Emissäre verbreitet, welche als Handelscommis in ganz Italien umher reisten, und überall Unzufriedenheit mit allen bestehenden Einrichtungen nährten, um einen neuen Aufstandsversuch vorzubereiten. Aber dies war leider nicht die einzige Art, auf welche die Giovane Italia handelte. Sie nahm auch zu andern, weniger edeln Mitteln ihre Zuflucht. Täglich kamen aus den Legationen, besonders aus der fortwährend gährenden Romagna, Berichte über

*) Sede vacante, die Zeit von dem Tode des einen Pabstes bis zur Wahl des andern, während welcher der Kardinal Camerlengo interimistisch regiert.

schreckliche Mordthaten nach Rom, so hatte man denn z. B. in den letzten Tagen die Nachricht aus Ancona erhalten, daß der Oberst Alegrini in einer Nacht von fünf vermummten Männern angefallen und tödtlich verwundet worden sei. Die nähern Umstände dieser That kennt der Leser bereits.

Auch in Rom selbst hatte man in neuerer Zeit an manchem Morgen die Leichen von Männern gefunden, welche sich durch ihre Handlungsweise der Freiheits- und Fortschrittspartei verhaßt gemacht hatten. Fünf bis sechs tödtliche Dolchstiche bewiesen, daß diese Unglücklichen die Opfer der keine Mittel scheuenden Giovane Italia geworden waren.

3.

Wir übergehen die folgende Zeit mit wenigen Worten. Am zweiten Juni wurde die Leiche des Pabstes, welche vorher einbalsamirt worden war, nach der Sixtinischen Capelle gebracht. Tausende von Menschen strömten dahin, um den heiligen Vater noch einmal zu sehen, der dort auf einem Paradebett ausgestellt war.

Es machte einen wunderbaren Eindruck, diese Leiche zu sehen, in jener Kapelle, deren einziger Zierrath vier riesige, fortwährend brennende Wachskerzen waren. Dieser Eindruck wurde noch erhöht durch das leise Gemurmel der Pönitentiarier, welche stets betend die Leiche umgaben, durch den Anblick der Nobelgarde, welche mit den in Trauerflor gehüllten Waffen regungslos, wie Marmorstatuen, das Paradebett umstanden, die einzige Wache der irdischen Ueberreste des heiligen Vaters.

In der Sixtinischen Kapelle blieb die Leiche bis zum

4. Juni, und wurde dann nach der Sacramentscapelle gebracht, und dort aufgestellt.

Die Zwischenzeit vom Tode Gregors XVI. bis zur Wahl eines neuen Pabstes verging wider Erwarten ruhig. Mochten die Verschworenen in ihren Plänen gestört sein, oder mochte ihnen durch die Verstärkung der Militärmacht, welche man nach der Romagna schickte, imponirt werden, kurz sie ließen kaum etwas von sich hören. Und wenn auch das Volk von Rom durch Erwartung und die Neugierde aufgeregt war, wenn auch einzelne Haufen die Straßen durchzogen, um ihre Sympathien und Wünsche für einen oder den andern der Kardinäle laut werden zu lassen, so waren dies doch nur unbedeutende Zwischenfälle. Im Ganzen blieb Alles ruhig. Selbst die Giovane Italia regte sich nicht. Am 14. Juni endlich traten die Kardinäle zu der Wahloperative zusammen. Sie zogen ins Conclave. Wieder befürchtete man Ruhestörung bei diesem Aufzuge, eine Befürchtung, welche aber gänzlich grundlos war, denn ein gerade eingetretener leichter Gewitterregen beschleunigte die Schritte der Kardinäle bei der Prozession, und vertrieb die meisten der zahlreich versammelten Zuschauer. So blieb denn hierbei Alles ruhig.

Zwei Tage vergingen den Römern in der gespanntesten Erwartung. Auf allen öffentlichen Plätzen war das Volk in ungeheuren Massen versammelt und stritt sich darüber, welcher von den Kardinäleu wohl die meiste Wahrscheinlichkeit habe, gewählt zu werden. So streng das Conclave auch geschlossen ward, so hatten sich doch einzelne Gerüchte aus demselben unter dem Volke verbreitet, und man hatte erfahren, daß der Kardinal Lambruschini, der Staatssecretär des verstorbenen

Pabstes, ein strenger, der conservativen Parthei angehöriger Mann, die meiste Aussicht habe, gewählt zu werden.

Das hatte theils Schrecken, theils Freude unter den Römern verbreitet, je nach den Partheien, welchen dieselben angehörten; aber der Schrecken war allgemeiner, denn die große Masse des Volkes war fast durchgängig für zeitgemäße Reform.

Endlich, am Morgen des 18. zeigten 100 sich sehr schnell folgende Kanonenschläge dem römischen Volke die glücklich vollendete Pabstwahl an. Alles strömte nach dem Conclave, um zu erfahren, welcher von den Kardinälen zum Fürsten der Kirche erwählt sei; schon hatte sich die Nachricht mit Blitzesschnelle verbreitet, daß der Kardinal Mastai-Ferretti, ein freisinniger, allgemein beliebter Mann, der Gewählte sei.

Auf der Piazza vor dem Quirinal drängten sich Tausende mit lautem Jubelrufe. Da trat der Kardinal Camerlengo Riario-Sforza hervor, und verkündete von der Loggia des apostolischen Palastes mit erhobener Stimme folgende Worte in lateinischer Sprache, indem er dem fortwährend jubelnden Volke durch ein Zeichen der Hand Schweigen gebot: Annuncio vobis gaudium magnum: Papam habemus Eminentissimum ac Reverendissimum Dominum Mastaium-Ferrettium, qui sibi imposuit Nomen Pii Noni. (Ich bringe Euch die Freudenbotschaft, daß wir zum Pabst den ausgezeichneten und hochverehrungswürdigen Herrn Mastai-Ferretti erwählt haben, der sich den Namen Pius IX. beigelegt hat.

Gleich darauf erschien unter dem unendlichsten Jubel des Volkes an derselben Stelle Pius IX. von zwei Kardinälen geführt, und ertheilte unter einem Strome von Thränen zum

ersten Male den Römern seinen Segen, die ihn mit den leidenschaftlichsten Evvivas begrüßten.

Rom glich von diesem Augenblicke an einem einzigen festlich geschmückten Hause und bot besonders am Abend einen wahrhaft zauberischen Anblick dar. Auf allen Straßen brannten Freudenfeuer, alle Paläste und die meisten Privathäuser waren reich und geschmackvoll erleuchtet, Blumenguirlanden schmückten die Thorwege, und überall hörte man lauten Jubelruf, denn Pius IX. war gerade der Mann, von dem man allein eine segensreiche Förderung der Volkswünsche hoffen konnte.

4.

Der Pabst Pius IX., der nach einem so kurzen*) Conclave gewählt worden war, stammte aus einer uralten Familie. Er war der Sohn des Grafen Mastai von Sinigaglia, und am 13. März 1792 zu Sinigaglia geboren; also erst 54 Jahre alt, als er erwählt wurde.

Er hatte früher nicht die Absicht gehabt, sich dem geistlichen Stande zu widmen, sondern Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit zu Voltera studirt; dann entschloß er sich, Soldat zu werden, und wendete sich nach Rom, um hier in die adlige Leibgarde des Pabstes Pius VII. aufgenommen zu werden; aber sein Wunsch konnte nicht erfüllt werden, denn der junge Mann litt an einer schrecklichen Krankheit: er war epileptischen Zufällen unterworfen, und mußte deshalb seinem Wunsche entsagen.

---

*) Ein Conclave von zwei Tagen ist bei der Pabstwahl etwas überaus Seltenes. Nur die Wahlen Gregors XIII., Gregors XV. und Julius II. haben noch kürzere Zeit gedauert.

Graf Mastai Ferretti faßte nun den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Mit dem höchsten Eifer studirte er Theologie, aber als er geweiht werden sollte, zeigte sich die nämliche schreckliche Krankheit wieder, und er wurde daher dem Gesetz gemäß zurückgewiesen.

Er wallfahrtete deshalb nach Loretto, zu dem Priester Strambi, der in dem Gerüchte der Heiligkeit stand, und dieser legte ihm mit den Worten: „Dein Uebel wird Dich nicht mehr plagen!" die Hand segnend auf das Haupt.

Wie so oft bei dieser furchtbaren Krankheit, half auch hier der Glaube. Der Graf wurde nie mehr von der Epilepsie heimgesucht, und konnte sich nun dem Priesterstande widmen. Unter dem Pabste Leo XII. begleitete er den Kardinal Muzi als Missionar nach Chili, und zeigte bei dieser Gelegenheit eine außerordentliche Festigkeit und Energie, welche ihm schon damals einen großen Ruf verschaffte.

Nach Rom zurückgekehrt, widmete er sich gänzlich dem Dienst der Armen, wobei er sich durch eine hohe Menschenfreundlichkeit auszeichnete, indem er das große Hospital zum heiligen Geiste beaufsichtigte. Im Jahre 1827 erhob ihn Leo XII. zum Erzbischof von Spoleto, 1832 Gregor XVI. zum Bischof von Imola, und 1840 zum Kardinal di San Pietro e Marcellino, bei welcher Ernennung er sich wie immer durch eine außerordentliche Demuth und Bescheidenheit auszeichnete.

Der Leser wird es uns verzeihen, wenn wir uns bei der Persönlichkeit Pius IX. etwas länger aufhalten, wenn wir ihm einige Züge aus dem Leben des Pabstes erzählen, denn nur aus solchen kann man den Charakter eines Mannes erkennen. Wir halten uns zu solchen Schilderungen um so mehr verpflichiet, als eigentlich Pius IX. es ist, dem wir alle

die Freiheitsbewegungen verdanken, welche die Jetztzeit durchglühen; denn er ist es, welcher in Italien zuerst die unter der Asche glimmenden Funken zur hellen Freiheitsflamme angefacht hat, er ist es, der alle Fürsten Italiens mit sich in den reißenden Strom der Reformbewegungen hingerissen hat.

Auch die französische Revolution findet ihre erste Hauptursache in Italien. Das Ministerium Guizot ist hauptsächlich deshalb gefallen, weil es sich der italienischen Fortschrittspartei, deren Haupt Pius IX. ist, hemmend in den Weg stellen wollte, und weil es dadurch gezeigt hat, daß die französische Regierung nicht mit den Ideen des Volkes zu sympathesiren vermochte. Ihr Sturz ist daher ganz eigentlich, wenn auch nicht direkt, das Werk Pius IX., und wir halten uns deshalb verpflichtet, bei diesem etwas länger zu verweilen und dem gütigen Leser einige interessante Züge aus dem Leben dieses ausgezeichneten Mannes zu erzählen.

Am hervorragendsten ist wohl folgender Beweis seiner milden Gesinnung: Während Pius noch Erzbischof von Spoleto war, brach daselbst eine jener so häufigen revolutionären Bewegungen aus, gegen welche man sofort mit der furchtbaren Strenge einschritt, welche der Kardinal Staatssecretair Lambruschini sich zur Pflicht gemacht hatte.

Die Häupter wurden verhaftet, und bei einem derselben fand man nach eifriger Nachforschungen ein versiegltes Packet, nach dem Geständniß der Verschworenen selbst eine Liste, auf welcher alle Theilnehmer der Verschwörung verzeichnet waren.

Die Polizisten jubelten. Sie benachrichtigten den Erzbischof von dem glücklichen Funde, den sie sofort nach Rom schicken wollten. Unzählige Verhaftungen und Todesurtheile wären nach den Staatsmaximen, welche man damals unnach-

sichtlich befolgte, das Resultat jener unglücklichen Maßregel gewesen. Der Erzbischof wußte dies, und es schmerzte ihn tief; mit rücksichtsloser Kühnheit faßte er einen schnellen Entschluß. Er bat den Polizei-Commissair um die Uebergabe der Liste, welche er eben einsehen wollte; kaum aber hatte er sie erhalten, als er sie ohne sich zu besinnen ins Feuer warf, und verbrennen ließ.

Starren Auges, bleich vor Schrecken, stand der Polizist vor dem kühnen Erzbischof, denn er mußte fürchten, das schreckliche Folgen aus dessen Handlungsweise entspringen möchten. Aber der Erzbischof beruhigte ihn mit folgenden Worten: „Fürchten Sie nichts, ich nehme Alles auf mich. Sie haben Ihre Pflicht als Polizeibeamter erfüllt, ich die meinige als Erzbischof. Sind nicht schon genug Personen verwickelt und genug Familien in Trauer?"

Wenn uns dieser Zug den Muth und die Energie des jetzigen Pabstes beweist, wo es galt, Blutvergießen zu verhindern, so zeigt uns ein anderer, der bei seiner Wahl vorkam, seine außerordentliche Bescheidenheit.

Die Pabstwahl geschah durch das sogenannte Scrutinium, das heißt durch Stimmzettel. 34 Stimmen war die zur Wahl nöthige Zahl.

Zwei Scrutinen waren erfolglos gewesen, weil kein Name die nöthige Stimmenzahl hatte. Der Kardinal Mastai Feretti bekam bei dem dritten Scrunitum das Amt, mit zwei andern Kardinälen die Stimmzettel zu prüfen. Ein Votum nach dem andern enthielt seinen Namen, ein heftiges Zittern ergriff ihn, und als das 34ste Votum in seine Hand kam, fiel er ohnmächtig zu Boden.

Man hob ihn auf, und brachte ihn an seinen Platz, wo

er sich endlich wieder erholte, aber sich entschieden weigerte, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen, da er sich des hohen Amtes durchaus nicht würdig fühle.

Erst nach langem einstimmigen Zureden aller Kardinäle willigte er ein und rief endlich thränenden Auges, mit vor Bewegung zitternder Stimme die folgenden Worte: Ecce indignus servus tuus, fiat voluntas tua (Hier bin ich, Dein unwürdiger Knecht, Dein Wille geschehe!). Es ist übrigens zu bemerken, daß die Scrutatoren außer den 34 Stimmzetteln noch drei andere Vota für den Kardinal Mastai Ferretti in dem Kelche gefunden haben, so daß Pius IX. also mit 37 Stimmen von 50 zum Pabste erwählt worden ist.

Endlich, als letztes Beispiel einer großen Demuth des Pabstes führen wir hier noch den Brief an, welchen derselbe unmittelbar nach seiner Wahl an seine drei Brüder zu Sinigaglia geschrieben hat. Er lautet folgendermaßen:

„Es hat Gott, der erhöhet und erniedriget, gefallen, „mich aus meine Unbedeutenheit zu der höchsten Würde „auf Erden zu erhöhen. Sein Wille geschehe! Ich fühle „die ganze Größe dieser Bürde und die ganze Schwäche „meiner Kräfte. Lasset Gebete verrichten und auch Ihr „bittet für mich. Das Conclave hat 48 Stunden gedauert. „Wenn die Stadt (Sinigaglia) irgend eine öffentliche Kund„gebung bei dieser Veranlassung veranstalten wolle, so bitte „ich Euch, denn ich wünsche es, zu sorgen, daß die ganze „für diesen Zweck bestimmte Summe zu Gegenständen ver„wendet werde, welche durch den Gonfaloniere (Bürger„meister) und die Anziani (Stadtältesten) als nützlich für „die Stadt werden erachtet werden. Was Euch selbst be„trifft, meine lieben Brüder, so umarme ich Euch von ganzem

„Herzen in Jesus Christus. Werdet nicht stolz, sondern „habet vielmehr Mitleiden mit Eurem Bruder, der Euch „den apostolischen Seegen ertheilt."

Diese und ähnliche Charakterzüge waren theils dem römischen Volke schon bekannt, theils sprachen sie sich in unendlich kurzer Zeit von Munde zu Munde, und erregten eine Bewunderung, ein Entzücken für den edlen Pabst, welches man nur verstehen kann, wenn man den leicht beweglichen Charakter der Italiener kennt.

Ein Pabst, der zu Fuß durch die Straßen von Rom ging, der freudig Jedem seinen Seegen gab, und alle Woche am Donnerstag jeden Römer zu sich ließ, der ein Anliegen bei ihm hatte, war bisher etwas Unerhörtes, und die Begeisterung des Volkes für ihn grenzte fast an abgöttische Verehrung. Oft kam es vor, daß Leute die Steine küßten, über die Pius IX. kurz zuvor weggegangen war.

5.

Die Freude der Römer über die Wahl eines so einsichtsvollen und energischen Kirchenfürsten war außerordentlich; aber sie war auch gerechtfertigt, denn es konnte wohl kaum ein Land in einer traurigern Verfassung sein, als gerade damals der Kirchenstaat.

Wir müssen mit wenigen Worten auf die Verhältnisse desselben eingehen, weil sonst dem Leser die ungeheuren Reformen, welche Rom, welche ganz Italien Pius IX. verdankt, völlig unverständlich bleiben müßten.

Ein Krebsschaden, der schon seit alten Zeiten am Mark und Blut der Kirchenstaaten zehrte, war die Besetzung fast aller Stellen durch Geistliche. Die Geistlichkeit hatte dadurch

eine ungeheure Macht erlangt, und alle andern Stände eigentlich völlig unterdrückt. Dies wäre indessen noch zu ertragen gewesen, wenn nicht die römische Geistlichkeit sich durch einen lüderlichen und nichtswürdigen Lebenswandel vor allen andern Pfaffen ausgezeichnet hätte.

Die Kräfte des kleinen Staates wurden durch diese gewissenlosen Verwalter der öffentlichen Aemter auf das Furchtbarste angestrengt, und mußten endlich erschöpft werden. Viele andere Umstände kamen noch hinzu: z. B. die ungeheure Kostspieligkeit des zahlreichen Kollegiums der Kardinäle.

Jeder Kardinal erhielt von Vorne herein einen jährlichen Gehalt von 4000 Scudi, also beinahe 6000 Thaler und außerdem oft mehr als das Doppelte von allerlei Stellen und Aemtern in der Verwaltung allgemeiner Kirchen-Angelegenheiten. Dazu kam noch die unselige Sitte, daß diejenigen Kardinäle, oder überhaupt Beamten, welche sich zu einem Amte völlig unbrauchbar zeigten, zwar schnell, aber mit Beibehaltung ihres ganzen Gehaltes entlassen wurden. Die natürliche Folge hiervon war, daß die höheren Priester sich nach einträglichen Aemtern drängten, und sobald sie in dem Besitz derselben waren, Alles aufboten, um sich möglichst unfähig für die ihnen übertragenen Stellen zu zeigen.

Der Ackerbau, die Gewerbe schliefen, oder vielmehr waren unterdrückt, denn eine unerschwingliche Steuerlast lag auf allen Gewerbszweigen, und ertödtete deren freie Bewegung. Trotz dem aber konnte der Staat nicht die Mittel zu seinem so kostspieligen Unterhalt auftreiben, und mußte daher seine Zuflucht zu unwürdigen Auskünften nehmen, indem er theils auf den frommen Glauben der bigotten Römer speculirte, theils selbst noch unwürdigere Mittel ergriff. Das Lotto

wurde auf ungemessene Weise begünstigt. Die Buden desselben waren selbst an heiligen Tagen offen, an dem alle andern Geschäfte, alle Werkstätten, Kaufläden, und selbst Kaffeehäuser geschlossen bleiben mußten. Man umgab außerdem diese, den Wohlstand des Volkes ruinirenden, die Spielsucht bis zur höchsten Leidenschaft anfachenden Glücksbuden mit allen möglichen Lockungen, um das arme Volk heranzuziehen, und ihm die letzte kleine Münze aus der Tasche zu locken.

Die allgemeine Verarmung selbst früher wohlhabender Familien trieb fortwährend Tausende in die geheimen Feldlager der politischen Mißvergnügten, und in die Verbindung der Giovine Italia; Andere nahmen zu noch schlimmeren Mitteln ihre Zuflucht, indem sie sich nach den Gebirgen wendeten, und dort den unter Leitung von talentvollen Führern förmlich organisirten Räuberbanden zugesellten. Diese überfielen oft ganze Städte, wie z. B. im Herbst des Jahres 1845 die Stadt Rimini; raubten, plünderten daselbst und zogen sich dann, nachdem sie sich durch die Plünderung öffentlicher Kassen, reicher Prälaten und Privatleute ein kleines Vermögen erworben hatten, ins Ausland zurück, um dort von demselben zu leben.

Der Ueberfall von Rimini giebt hiervon ein eclatantes Beispiel. Ein junger Postmeister, früher ein rechtschaffener, sehr tüchtiger Mann, war durch die Erpressungen der Behörden an den Rand des Verderbens geführt worden. Er wußte sich nicht mehr zu helfen, und trat daher mit den Räubern der Umgegend in Verbindung. Ein Plan zur Eroberung Riminis wurde verabredet, und verwegen ausgeführt.

Der Postmeister machte 30 wilde und kühne Burschen seiner Bekanntschaft mit seinen Pferden beritten, und griff mit

diesen die Thore von Innen an, während die Räuber, denn das war ihr eigentlicher Name, obgleich sie sich Revolutionaire nannten, von Außen stürmten.

Diese gefährlichen Banden zu unterdrücken, mußte der Staat furchtbare Summen aufwenden; denn nur durch die treuen Schweizer-Regimenter gelang ihm dies, und der Sold derselben war kaum zu erschwingen.

Zu Arbeiten für das Beste des Staates blieb aus den angeführten Gründen kaum etwas übrig. Während schon in ganz Europa überall Eisenbahnen, die Hauptstädte mit einander verbanden, und den Geschäftsverkehr belebten, konnte man im Kirchenstaat die Anlegung derselben nicht erschwingen, denn das Gold, welches auf dieselben hätte verwendet werden können, wurde für den glanzvollen Hof des heiligen Vaters und der Kardinäle verbraucht. Die pontinischen Sümpfe hauchten noch immer ihre verpestete Atmosphäre weit über ihre Grenzen aus; denn es war kein Geld für ihre Abgrabung vorhanden. So ruhte und stockte denn Alles. Der Kirchenstaat schien einer Auflösung in sich selbst mit Riesenschritten entgegen zu gehen, als Pius IX. den heiligen Stuhl bestieg. Diesem großartigen Manne war daher die Aufgabe vorbehalten, ein in sich selbst zerfallendes Reich durch gediegene Reformen zu befestigen.

6.

Den 21. Juni wurde Pius IX. unter dem unendlichen Jubel des Volkes feierlich gekrönt. Einer seiner ersten Schritte war die Ernennung einer temporären Staatsconsulta, welche aus den Kardinälen Lambruschini, Bernetti, Mattei, Amat, Gizzi und Macchi bestand, und welche über Verbesserungen in allen Zweigen der Verwaltung, ganz besonders aber über

eine zu ertheilende Amnestie für politische Vergehen berathen sollte.

Pius IX. wußte sehr wohl, daß die Einkerkerung und Hinrichtung so vieler junger Leute, meist aus den besseren Ständen, nur Haß gegen die harte Regierung erwecken konnte, und daß aus dem vergossenen Blut der Hingerichteten nur neue und gefährlichere Verschwörer entstanden; er hielt es daher für seine Hauptaufgabe, diese politischen Unzufriedenen möglichst zu beruhigen und zu beschwichtigen. Es lag ihm dies um so näher, als er selbst in seiner Jugend von der Härte der Regierung viel zu leiden gehabt hatte, denn ein geliebter Bruder von ihm war einst ein Mitglied der Carbonaria gewesen, und hatte lange Zeit, von den Seinigen entfernt, im Exil leben müssen.

Die Amnestie erschien indessen nicht gleich; denn in der Staatsconsulta befanden sich mehrere Männer, welche, wie der Kardinal Lambruschini, unter dem vorigen Pabst die Urheber der strengsten Maßregeln gewesen waren, und welche daher auch jetzt von einer solchen Amnestie das Schlimmste fürchteten.

Der Pabst stimmte diesen zwar nicht bei, sondern trat vielmehr auf die Seite der freisinnigen Kardinäle Gizzi und Amat; aber doch wurde der Erlaß der Amnestie durch die Bedenklichkeiten, welche man dagegen erhob, verzögert.

Schon murrte man in Rom, und ganz besonders in den Provinzen, schon fürchtete man, daß auch dieser Pabst sich von den Reformbewegungen ausschließen werde, und eine provisorische Maßregel, die Aufhebung aller Prozesse wegen politischer Vergehen und die Loslassung einiger aufrührischen romagnolischen Gefangenen vermochte die Aufregung nicht zu

beschwichtigen, als endlich am Abend des 17. Juli 1846 das langersehnte Amnestie-Decret erschien, welches in seiner freisinnigen Auffassung alle, auch die kühnsten Erwartungen überstieg.

Es wurden in demselben alle politischen Gefangenen und Verbannten von jeder Strafe befreit, und zur Verwaltung aller Staatsämter wieder für fähig erklärt, nur unter der Bedingung, daß sie das folgende Kartell-Formular unterschreiben mußten:

„Indem ich Endesunterschriebener in meines legitimen Fürsten, Pabst Pius IX. hochherziger und freiwilliger Verzeihung meines jedwedigen Schuldantheils an der Störung der öffentlichen Ruhe und der Auflehnung gegen die gesetzliche Macht in seinen zeitlichen Herrschaften eine ganz besondere Gnade dankend anerkenne, verspreche ich mit meinem Ehrenworte, daß ich in keiner Weise und nie diesen Act oberherrlicher Milde mißbrauchen, vielmehr jede Pflicht eines guten Unterthanen treulich erfüllen werde."

Ausgenommen vom Amnestie-Decret waren allein die päbstlichen Beamten, Offiziere und Geistlichen, welche wegen politischer Vergehen verurtheilt oder in Untersuchung waren. Im Ganzen betrug die Anzahl derselben etwa 39.

Das Amnestie-Decret schloß mit folgenden schönen, des Vaters der Christenheit würdigen Worten:

„Wir hegen das Vertrauen, daß diejenigen, welche von unserer Milde Gebrauch machen, jederzeit unsere Rechte und ihre eigene Ehre achten werden. So hoffen wir auch, daß durch unsere Verzeihung erweicht, die Gemüther jene bürgerlichen Anfeindungen unterlassen werden, welches stets Ursache oder Wirkung der politischen Leidenschaften sind,

damit in Wahrheit jenes Friedensband wieder hergestellt werde, von welchem Gott alle Kinder eines Vaters umschlungen sehen will. Sollte dagegen diese unsere Hoffnung sich irgend getäuscht finden, so würden Wir, obgleich mit bitterem Seelenschmerz, Uns erinnern, daß zwar die Gnade das schönste Vorrecht der Souverainetät, die Gerechtigkeit aber ihre erste Pflicht ist."

Wie groß die Zahl der durch die Amnestie ihren Familien Wiedergegebenen war, geht daraus hervor, daß in Rom allein 2000 Kartell-Formulare ausgegeben wurden, wozu noch die in den Legationen Gefangenen und die Verbannten kommen.

Der Jubel über diese Handlung der Gnade war grenzenlos. Ganz Rom strömte nach dem Quirinal, um fortwährend: „Es lebe Pius IX.! Es lebe der heilige Vater!" zu rufen. Ganz fremde Leute umarmten sich voller Entzücken; denn unter all den Versammelten, welchen Standes sie auch sein mochten, war wohl keiner, dem nicht ein Bruder, oder wenigstens ein entfernter Verwandter durch das Amnestie-Decret zurückgegeben worden wäre. Dreimal mußte der Pabst auf der großen Loggia über dem Haupteingang des Quirinals erscheinen, um das Volk zu segnen, welches bis nach Mitternacht zusammenblieb.

Während dieser Zeit war, wie mit einem Zauberschlage, ohne vorhergehende Verabredung, die ganze Stadt festlich erleuchtet worden. So ging es auch den folgenden Tag. Und als am 19. Juli Morgens Pius IX. nach der Missionskirche bei Monte Citorio fuhr, waren alle Häuser mit Teppichen geschmückt, und die Straßen mit Blumen bestreut. Auf dem Rückwege nach dem Quirinal spannte das Volk dem heiligen

Vater die Pferde aus, und zog den Wagen, trotz aller Gegenreden, unter einem wahren Blumenregen von allen Balconen, die Straßen entlang. Es war nicht der Pöbel, der auf solche Weise seine Begeisterung kundgab, sondern Leute aus den höchsten Ständen wurden unter denen bemerkt, welche den Wagen des Pabstes zogen. Erst, als der Pabst es selbst wünschte, hörten die Festlichkeiten auf.

Während in Rom Alles jubelte, waren die stets gährenden Provinzen doch nicht ganz ruhig. Allerdings hatte man auch in Bologna Festlichkeiten zu Ehren des Amnestie-Decrets bereitet, aber an vielen andern Orten war die Ruhe aufs Neue gestört worden. In Forli wurde der Obristlieutenant der Schweizer auf öffentlichem Markte durch einen Pistolenschuß tödtlich verwundet; ebenso kam es in Cesena zu Unruhen, und in Faenza riß sogar die reactionäre Parthei das Wappen Pius IX. von allen öffentlichen Gebäuden, und steckte dafür das Gregors XVI. auf.

Langsam und sicher ging Pius IX. nun mit den Verbesserungen vorwärts, welche einzurichten er sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte. Der allgemein beliebte, freisinnige Kardinal Gizzi wurde zum Prostaatssecretair, sowohl der innern als äußern Angelegenheiten ernannt, und mit diesem vereint wirkte der Pabst.

Bei dem übermäßigen Pomp, der bisher die Personen der Päbste umgeben hatte, fing Pius seine Reformen an, indem er den mit orientalischem Luxus eingerichteten Hofstaat vereinfachte und verringerte. Dann wendete er sich zu den innern Angelegenheiten, überall langsam, ruhig und sicher, ohne etwas zu überstürzen, vorgehend.

Dem feurigen Sinn der Römer ging Alles zu langsam,

und schon murrte man, als plötzlich ein Scherzwort des Pabstes die allgemeine Freudigkeit wieder herstellte. Pius fand eines Tages unter seiner Büste die Worte: „Mastai! Che fai?“ (Mastai, was machst Du?) angeschrieben. Ohne sich zu besinnen, schrieb er darunter: „Aspetti, Vedrai!“ (Warte, Du wirst es sehen.)

Jetzt kamen nach und nach die verschiedenartigsten Reformen zur Ausführung. Die Finanzen wurden geordnet; Schulen für arme Kinder errichtet; die Flüsse eingedämmt und gereinigt; das Gefängnißwesen untersucht; öffentliche Wohlthätigkeits-Arbeiten für die armen Klassen im Winter beschafft; ein Minister-Rath eingerichtet, und überhaupt in allen Zweigen der Staatsverwaltung Verbesserungen vorbereitet oder ausgeführt.

Der Kirchenstaat gewann nach und nach eine andere Gestalt. Die Polizeiordnung war verbessert worden; ebenso das Armenwesen, und man hatte sich besonders bemüht, die in Rom so lästigen Bettler, theils durch Arbeit zu beschäftigen, theils, wenn sie Krüppel oder krank waren, in Wohlthätigkeitshäuser unterzubringen. Eine Commission zur Verbesserung der Civil- und Criminalgesetzgebung und Verwaltung wurde ernannt, die bisherigen Prozeßbücher und Prozeßordnungen wurden streng revidirt, die Erziehungsanstalten für verwahrloste Kinder gegründet, und außerdem alle Vorschläge, welche auf Verbesserung irgend einer Art hindeuten konnten, freundlich entgegen genommen.

Eine der ersten und wichtigsten Maßregeln, welche Pius ergriff, war, daß die privilegirten Gerichte, welche alle Streitsachen mit der päbstlichen Kammer abzuurtheilen hatten, und bei denen daher die Regierung Kläger und Richter zu gleicher

Zeit war, abgeschafft, und ihre Geschäfte den ordentlichen Gerichten übergeben wurden, eine andere ebenso nothwendige, ebenso erwünschte Maßregeln war die Niedersetzung einer Commission zur Prüfung der Eisenbahnfragen, welche auch schon wenige Tage nach dem Regierungsantritt des neuen Pabstes zur Ausführung kam.

7.

Unter Verbesserungen der genannten Art endete das Jahr 1846; aber auch das Jahr 1847 begann mit eben so wichtigen Reformen. Unter dem früheren römischen Juristenstande hatte, da die Richter jeden Augenblick abgesetzt werden konnten und schlecht besoldet waren, eine große Verderbniß geherrscht. Die gemeinste Bestechung war an der Tagesordnung. Pius sorgte dafür, daß diesem Unwesen ein Ende gemacht werde. Die Richter erhielten einen festen Gehalt, und waren auf Lebenszeit angestellt; konnten aber auch nur ein Amt auf einmal bekleiden, und die Sporteln, welche früher alle Prozesse so furchtbar theuer gemacht hatten, fielen jetzt ebenfalls fort; so daß es nun im Interesse des Richters lag, einen Prozeß nicht zu lange hinzuziehen. Bei der Anstelluug der Richter, so wie überhaupt aller Angestellten, sollte künftig, dem Willen des Pabstes nach, nicht mehr auf geistlichen oder weltlichen Stand der Kandidaten Rücksicht genommen werden, sondern nur auf die Befähigung und Rechtlichkeit derselben.

Eine entwürdigende, noch aus alter Zeit stammende Sitte, war der sogenannte Fußkuß des Pabstes. In früheren Zeiten, als durch den energischen Gregor VII. die Macht der Päbste bis auf die höchste Stufe gebracht worden war, war es sogar für den mächtigsten Fürsten eine hohe Ehre, das

kleine Kreuz zu küssen, welches sich auf dem Pantoffel des Pabstes befand.

Aber die Zeiten ändern sich. Was früher eine Ehre war, erschien jetzt erniedrigend, und Pius IX. schaffte deshalb diese veraltete, verlebte Sitte ab, indem er sich fortan nur die Hand küssen ließ.

Am 15. März erschien ein wichtiges Edict des Staatssecretairs Kardinal Gizzi über die Censur, welche bisher in sehr arger willkürlicher Weise gehandhabt worden war. Es wurde ein Censurrath festgesetzt, der in Rom aus fünf, in den Provinzial-Hauptstädten aus zwei von dem Pabste zu ernennenden Personen bestand. Dieser Censurrath hatte über die Befolgung von Vorschriften zu wachen, welche denen gleichen, die bisher in unsern deutschen Ländern gegolten haben. Daß ein solches Gesetz noch nichts Vorzügliches war, ist einleuchtend; jedenfalls aber war es für den Kirchenstaat ein großer Fortschritt gegen früher.

Verbesserungen folgten auf Verbesserungen. Für die Noth der Armen, welche in dem Hungerjahre 1847 sehr litten, wurde gesorgt, indem man ein Magazin in Rom eröffnete, und Getreide-Ausfuhr-Verbote erließ. Ebenso gab auch Kardinal Gizzi Gesetze, um dem überhandnehmenden Wucher ein Ziel zu setzen.

Den 11. Juni wurde ein Ministerrath eröffnet, der den Zweck hatte, die wichtigsten Verfassungsangelegenheiten und Reformen zu prüfen und zu berathen.

So kam denn der 17. Juni 1847, der Jahrestag der Thronbesteigung des Pabstes heran, der auf das Glänzendste und Feierlichste begangen wurde, denn die Liebe zum Pabste hatte in diesem Jahr sich in Rom mindestens nicht vermin-

dert. Sie wurde immer aufs Neue angefeuert durch Züge der edelsten und schönsten Gesinnung, welche man täglich von Pius IX. hörte, von denen wir aber nur einen hier aufnehmen können, der aus dem römischen Blatte Mondo Illustrato entnommen ist.

„Ein reicher Edelmann zu Rom wünschte einen seiner zwei Söhne, unter der Bedingung, daß er einen Theil des Vermögens an die Kirche abgebe, zum Universalerben einzusetzen; die beiden Söhne aber kamen überein, das väterliche Vermögen, wie auch das Testament ausfallen möge, unter sich zu theilen. Hierüber aufgebracht, machte der Vater insgeheim ein Testament, durch welches er seinen Söhnen nur eine kleine Summe, sein ganzes übriges Vermögen aber demjenigen Priester vermachte, der zufällig an dem Tage, an welchem der Trauergottesdienst für ihn gehalten werden sollte, in der dazu bestimmten Kirche die erste Messe lesen würde. Dieses Testament hinterlegte er bei einem Notar. Nach seinem kurz nachher erfolgten Tode öffnete der Notar das Testament und brachte dasselbe, über seinen sonderbaren Inhalt betroffen, zum Pabste. Es war schon spät am Abend, als Pius IX. von dem Testamente Einsicht nahm; da aber der Trauergottesdienst schon am nächsten Vormittage abgehalten werden sollte, so eilte er noch vor Tagesanbruch nach der Kirche, ließ sich die Thüre öffnen und las die erste Messe, bevor noch ein anderer Priester die Kirche betrat. Er war nun der gesetzliche Haupterbe des Verstorbenen, und übermachte die ganze Erbschaft sofort an die beiden Söhne.“

Dergleichen Züge wurden überall erzählt und erhielten die Begeisterung für den edlen Pabst stets rege. Aber bei dem leicht beweglichen Charakter der Italiener, bei ihrem

Feuereifer konnte es allerdings nicht fehlen, daß selbst das rasche Fortschreiten des Pabstes in der Reformbewegung vielen, besonders den jungen Leuten, welche mit ihrer politischen Ueberzeugung meist der Giovane Italia angehörten, zu langsam ging. In den Provinzen, vorzüglich in der Romagna, wo von jeher die meiste Gährung geherrscht hatte, kam auch jetzt wieder die Unzufriedenheit immer mehr und mehr zum Vorschein. Dort sah man den Pabst nicht täglich, dort wurde man nicht fortwährend durch die Erzählung edler Züge zur Verehrung für ihn aufgefordert, und es war daher natürlich, daß dort die Mißvergnügten einen starken Anhaltspunkt fanden.

Die aus dem Exil zurückgekehrten Mitglieder der Giovane Italia und der früheren Carboneria, welche sich zum großen Theil seit Jahren als Räuber in den Gebirgen umher getrieben hatten, konnten noch immer ihren Haß nicht vergessen. Sie hatten allerdings ihr Ehrenwort gegeben, nichts gegen die päbstliche Regierung zu unternehmen, aber ein politisches Ehrenwort ist leicht gebrochen, ja, es wird leider selten genug gehalten.

Es befanden sich in den Provinzen noch viele Männer, welche von früher her von den Exilirten aufs Tödtlichste gehaßt wurden, Männer, denen man es mit Recht oder Unrecht zuschrieb, daß Pius IX. nicht stürmischer, alles Bestehende überstürzend, in seinen Reformen fortschritt, und diese zu vernichten war das Bestreben dieser alle, selbst die furchtbarsten, Mittel ergreifenden Parthei.

Mordthaten häuften sich wieder auf Mordthaten. Imola und Faenza, von jeher der Heerd aller Unzufriedenheit, zeichneten sich in dieser Beziehung ganz besonders aus. In Zeit

von zwei Monaten wurden dort nicht weniger als 26 Männer ermordet, deren Politik mißbeliebig war.

Die Verschworenen in den Provinzen standen, wie immer, in der innigsten Verbindung mit der Parthei der Unzufriedenen in Rom, und sandten dorthin ihre Emissaire, deren einen wir unter dem Namen Giuseppe bereits früher kennen gelernt haben. In den ersten Tagen des Juli fanden diese Emissaire in Rom einen ganz besonders günstigen Boden für ihre revolutionairen Tendenzen. Die Emancipation der Juden, welche in Rom noch unter einem schrecklichen Druck leben mußten, war früher eins der Stichwörter der Fortschrittsparthei gewesen. Man wollte, daß die Juden, welche bisher nur in einem engen, winkligen Stadtviertel, dem sogenannten Ghetto, hatten wohnen müssen, von diesem Druck befreit würden, und auch in den übrigen Theilen der Stadt sich ausbreiten dürften. Der Pabst hatte dem Wunsche nachgegeben; aber kaum war es geschehen, kaum hatten die Juden andere Wohnungen bezogen, kaum ihre Verkaufsbuden auch in anderen Stadtvierteln aufgeschlagen, als es sich auf das Ueberzeugendste zeigte, daß die Römer für einen solchen Schritt noch nicht reif genug seien.

Unter der rohen Volksmasse herrschte noch immer der Haß, welcher die Kinder Israels nun schon seit Jahrtausenden verfolgt, und der sich jetzt aufs Neue Luft machte, indem ihn die christlichen römischen Kaufleute, welche von den Juden zu leiden fürchteten, nach Kräften anschürten. Man ermordete einige Juden mit Dolchstichen, und eine wilde Aufregung bemächtigte sich der Menge. Große Schaaren aus Trastevere und Monte, den Stadtvierteln, wo der ärmere Theil des Volks wohnt, durchzogen die Straßen von Rom mit wildem

Geschrei, und als nun gar die Nachricht sich in dem Volke verbreitetete, der Pabst fühle sich den Reformbewegungen nicht mehr gewachsen, und wolle abdanken, da wuchs die Aufregung aufs Höchste.

Immer größere Haufen sammelten sich an, und zogen umher, indem sie zwar die Volkshymne auf Pius IX. sangen, aber zu gleicher Zeit auch die wildesten Verwünschungen gegen verschiedene Kardinäle ausstießen, denen man die vermeinte Langsamkeit der Reformbewegungen und die gefabelte Abdankung des Pabstes zuschrieb. Man hörte unter andern Namen besonders die der Kardinäle Lambruschini und Gizzi, welcher Letztere viel von seiner frühern Beliebtheit verloren hatte. Auch gegen den Gouverneur von Rom, Grasselini, der sich bisher ebenfalls der allgemeinen Liebe erfreut hatte, wurden schon jetzt wilde Verwünschungen ausgestoßen. Der Pabst sah sich daher gezwungen, um ärgern Scenen vorzubeugen, dem Volkshasse nachzugeben, die Emancipation der Juden vorläufig einzustellen, und dieselben wieder in ihr altes Quartier, in den Ghetto zuruckzuweisen.

In dieser Zeit der Unruhe und Gefahr machte sich wieder ein Mann als Friedensstifter bemerklich, der schon bei einer frühern Gelegenheit sich ausgezeichnet hatte. Es war dies Angelo Brunetti, der von dem Volke den Namen Ciceróvacchio erhalten hatte, und unter diesem Namen in neuerer Zeit eine bedeutende Berühmtheit erlangt hat. Cicerovacchio war einer derjenigen Lieferanten von Holz, Heu, Stroh und anderen Lebensbedürfnissen, welche fortwährend die Campagna bereisen, um für Rom Produkte des Landes einzukaufen. Er war, oder vielmehr er ist ein außerordentlich thätiger, einsichtsvoller und, wenn auch nicht durch die Schule, so doch

durch das Leben gebildeter Mann, der gerade, weil er dem Volke entsprossen ist, auch auf das Volk zu wirken vermag. Cicerovacchio weiß, wie nöthig Kenntnisse dem Manne aus dem Volke sind; er bildet sich daher nicht nur selbst aus, sondern läßt auch seinen Kindern durch Privatlehrer, die er gut bezahlt, eine sehr sorgfältige Erziehung geben.

Schon als im December 1846 die Wogen der Tiber einen Theil von Rom überschwemmten, und denselben zu verwüsten und zu zerstören drohten, hatte sich Cicerovacchio ruhmvoll ausgezeichnet. Mit kühnem Muthe hatte er manches Menschenleben errettet, und überall, wohin er gekommen, war er der Retter, Tröster und Helfer zahlreicher Unglücklicher gewesen.

Pius IX. hatte bald die Verdienste dieses außerordentlichen Volksmannes erkannt und zu würdigen gewußt. Er vertraute ihm, und nahm mit ihm Rücksprache über alle zum Besten des Volkes zu thuenden Schritte. Auch der römische Adel, die Fürsten und reichen Prälaten, welche bisher das Volk verachtet hatten, näherten sich jetzt demselben, indem sie sich an Cicerovacchio anschlossen, und so bildete dieser ein Alles zusammenhaltendes Mittelglied in der großen Staatskette.

Cicerovacchio war zu aufgeklärt, um selbst den Judenhaß des Volkes zu theilen. Durch alle möglichen Mittel bemühte er sich die aufgeregte Menge mit jenen Unglücklichen zu versöhnen. Und wenn ihm dies auch nicht sofort gelang, so arbeitete er doch für die Folge vor. Schon am 7. Juli brachte er eine Versöhnung zwischen den Juden und den Bewohnern der Judenstadt, den sogenannten Regolanten zu Stande, wofür ihm die Juden aus Dankbarkeit die Pferde

ausspannten, und ihn im Triumph nach einem Weinhause fuhren.

Während noch die Streitigkeiten mit den Juden in vollem Gange waren, veröffentlichte am 5. Juli der Kardinal Gizzi ein Edict, welches wieder den allgemeinsten Jubel, eine ungeheure Begeisterung erregte. Es betraf nämlich die Errichtung einer Bürgergarde, in Rom sowohl, als in den Provinzen, von der nur Geistliche und Militairs, und außerdem Dienstboten, Handwerksgesellen und Tagelöhner ausgeschlossen blieben.

Bald nach diesem Erlaß legte Kardinal Gizzi, wie es heißt wegen Kränklichkeit, vielleicht aber auch, weil er fühlte daß er nicht mehr beliebt war, sein Amt als Staatssecretair nieder, in welchem ihm der energische Kardinal Ferretti nachfolgte.

9.

Es war am Abend des 14. Juli, als sich in Rom plötzlich das Gerücht verbreitete, es sei eine Verschwörung im Werke von Seiten derjenigen Parthei, welche sich stets den Reformen des Pabstes feindlich gezeigt hatte. Die abenteuerlichsten Erzählungen über diese Verschwörung, und besonders über die Art, wie dieselbe entdeckt worden sei, liefen um.

Einige erzählten, der Barbier des Cicerovacchio habe von den Verschwörern den Auftrag gehabt, diesen Volksmann zu ermorden, sei aber in dem Augenblicke, als er den schändlichen Vorsatz ausführen wollte, von Reue ergriffen worden, und habe sich zu den Füßen Cicerovacchios niedergeworfen, um diesem sein Verbrechen zu gestehen.

Solche Gerüchte erregten in dem Volke, welches kaum beruhigt war, aufs Neue eine furchtbare Aufregung; und als

es nun vollends hieß, Grasselini, der Gouverneur von Rom, sei ein Mitglied der Verschwörung und begünstige dieselbe in jeder Weise da erreichte die Aufregung ihren höchsten Punkt.

Viele Namen hochgestellter Männer wurden genannt. Zuerst flüsterte man sich dieselben zu: dann aber ging man weiter, und sagte ganz laut, daß der Kardinal Lambruschini das Haupt der Verschwörungs-Parthei sei.

Am Nachmittage des 15. schlugen sogar Leute aus dem Volke eine Liste an allen Straßenecken an, auf welcher die Namen aller derjenigen Personen standen, die Theilnehmer am Komplott sein sollten. Es standen auf derselben viele angesehene Namen; wie auch der des Obristen Fredi und eines gewissen Minardi; obenan stand aber wieder der des Gouverneur Grasselini, den man am meisten verdächtigte.

Die Polizeisoldaten, welche seit einiger Zeit sich bei jeder Gelegenheit ruhig verhielten, und selbst allen möglichen Unfug ungestraft vor sich gehen ließen, wollten bei dieser Gelegenheit ihren Amtseifer entfalten und rissen die Plakate von den Ecken. Dem widersetzte sich das Volk, und so kam es zu ernsten Thätlichkeiten; natürlich wurde auch der Verdacht gegen Grasselini durch diesen unzeitigen Diensteifer sehr gesteigert, ja, bis zur Wahrscheinlichkeit erhoben.

Einige Tage gingen so hin in fortwährender Ungewißheit, denn noch wußte eigentlich Niemand etwas Bestimmtes von dieser merkwürdigen Verschwörung. Auffallende Wahrnehmungen wurden in dieser Zeit in Rom allerdings genug gemacht; aber überall fehlten bestimmte schlagende Thatsachen. Man sah viele wilde in zerrissene Mäntel eingehüllte Gestalten Abends durch die Straßen von Rom schleichen, und bemerkte

mit Staunen, daß sich unter diesen Leute befanden, welche vor sehr kurzer Zeit erst wegen Raub eingefangen worden waren.

Ein Fall besonders, der sehr schnell allgemein bekannt wurde, machte den Verdacht immer dringender, daß die Polizei in der That mit den Verschwörern in Verbindung stände. Ein vornehmer Mann wurde nämlich von einem Straßendieb, der den blanken Dolch in der Hand hielt, mit Todesbedrohung um Geld ersucht; es kamen aber zum Glück Leute hinzu, welche den Räuber festhielten und ihn zum Monſ. Grasselini brachten. Schon wenige Stunden darauf war dieser Mensch wieder auf freien Füßen, und hatte die hohe Frechheit, denjenigen zu verhöhnen, den er vor wenigen Stunden erst berauben wollte.

Es wurde ferner bekannt, daß alle jene Unruhestifter und Revolutionaire aus der Romagna, welche man stets in Rom erblickte, wenn es galt, eine Revolution anzuzetteln, alle jene Sendlinge der Giovine Italia, sich auch jetzt wieder in Rom befanden, und die Verschwörung wurde dadurch immer wahrscheinlicher.

Ciceroacchio, der stets thätige, stets ruhige Mann des Volkes stellte sich jetzt an die Spitze der aufgeregten Römer und theilte dem Pabste Alles das mit, was die Stadt befürchtete. Grasselini erhielt in Folge dessen seine Entlassung, und dies so wie die Ankunft des Kardinals Ferretti, der die Stelle eines Staatssecretairs übernahm, beruhigte schon die Gemüther etwas.

Eine Polizei gab es in jenen Tagen in Rom eigentlich nicht, denn gerade die meisten Polizisten waren der Theilnahme an der Verschwörung verdächtig; auch die Bürgergarde war noch nicht völlig consolidirt, da trat denn wieder Ciceroacchio auf, um Alles zu ordnen, Alles zu regeln. Er ließ die Ver-

dächtigen verhaften, ließ jenes Gesindel einfangen, welches den scharfen Dolch in der Tasche, in der Nacht die Straßen Roms durchschwärmte, und wo sein Wort nicht hinreichte, da half das des Paters Ventura nach, der mit kräftigen, faßlichen Predigten, die er hielt, wo er eben eine Zuhörerschaft fand, das Volk besänftigte.

Grasselini mußte nun Rom verlassen, nachdem er vom Pabst in nicht sehr gnädiger Weise verabschiedet worden war; auch nachher aber fanden zahlreiche Verhaftungen statt, welche meistens durch das Volk selbst, unter Anführung des Cicerovacchio, geschahen.

So wurde z. B. am 19. Juli Nachmittags jener Minardi gefangen genommen, dem man eine Hauptrolle bei der Verschwörung zuschrieb.

Längst hatte das Volk nach ihm gesucht; endlich am Nachmittage des 19. wurde er gesehen, wie er eben in ein Haus hineinschlüpfte.

Die Volksmenge folgte ihm. Man durchsuchte den Boden, den Keller, alle Räume des Hauses, in welchem er verschwunden war. Keine Nachforschung ließ man unversucht, selbst das Dach bestieg man, aber Alles vergeblich.

Die Nachricht von diesem merkwürdigen Ereignisse verbreitete sich bald in allen umliegenden Straßen. In wenigen Augenblicken war eine Volksmenge von mehr als 6000 Menschen versammelt, und unter ihnen auch Cicerovacchio, der gleich den Befehl und die Anordnung der ganzen Nachforschung übernahm. Er ließ sofort die sämmtlichen Häuser besetzen, welche mit dem in Verbindung standen, in welchem Minardi verschwunden war. Wieder begann die Nachforschung aber wieder war sie, obgleich auf's Sorgfältigste ge-

führt, doch völlig vergeblich. Da bemerkte plötzlich Cicerovacchio den ihm bekannten Hund Minardi's, der ängstlich, die Nase am Boden, nach seinem Herrn suchte. Jetzt wußte Cicerovacchio, was zu thun sei.

Er ließ den Hund verfolgen und bald war durch denselben der Versteck aufgefunden, in welchem Minardi sich befand. Man nahm ihn fest, wagte aber nicht, ihn als Gefangenen fortzuführen, denn die wüthende Volksmenge wollte ihn durchaus in Stücke reißen. Vergeblich redete Cicerovacchio dem Volke zu, vergeblich that es auch der neue Gouverneur von Rom, Morandi. Man wollte nichts von einer bloßen Gefangennehmung des verhaßten Verschwörers wissen; da erschien Pater Ventura.

Mit seiner gewöhnlichen derben Sprache hielt er dem Volke eine populäre Predigt, erzählte ihm von der Verschwörung, und wie wichtig es sei, alle Mitglieder derselben zu kennen; aus diesem Grunde sei es nöthig, daß Minardi, der allerdings den Tod wohl zehnmal verdient habe, und ihn zu seiner Zeit auch erleiden solle, für jetzt noch am Leben bleibe.

Das leuchtete den versammelten Römern ein, und Pater Ventura brachte sie bald dahin, daß sie niederknieten, und ihm zuschworen, keine Hand an den Gefangenen legen zu wollen. Dann brachte der Pater, welcher sein Publikum wohl kannte, „drei Lebehochs" nach einander aus, in welche das Volk jubelnd einstimmte, und zwar eins auf die Madonna, eins auf Jesus Christus und eins auf Pius IX. Die ganze höchst merkwürdige, ächt italienische Scene schloß mit einem Lebehoch, welches das Volk dem Pater Ventura selbst brachte, dann gingen die Versammelten ruhig auseinander.

Verhaftungen folgten nun auf Verhaftungen, und die

Gefängnisse wurden angefüllt mit Leuten, welche bei der Verschwörung compromittirt sein sollten; was aber eigentlich der Zweck dieser Verschwörungen sein sollte, darüber war man vollständig im Dunkeln. Zwar wurde erzählt, daß der 17. Juli, der Jahrestag der Amnestie, dazu bestimmt gewesen sei, um unter allen Anhängern der Reform und Pius IX. ein ungeheures Blutbad anzurichten, zwar wollte man wissen, daß zu diesem Zweck alle jene zerlumpten, mit Dolchen bewaffneten Leute, welche man eingefangen hatte, nach Rom geschickt worden seien und man behauptete mit Bestimmtheit, daß die Verschworenen große Summen Geldes unter dieses Gesindel vertheilt hätten, um seine mörderischen Dolche zu erkaufen; aber dieses Alles waren doch nur Behauptungen, welche nicht bewiesen werden konnten.

Vieles sprach allerdings für die Wahrscheinlichkeit solcher Gerüchte, denn die Verhafteten, obgleich nur den niedrigsten Ständen angehörig, waren doch alle sehr gut mit Geldmitteln versehen, und hatten meistens richtig ausgefertigte Pässe. Daß kein Zufall eine so große Menge fremden Gesindels nach Rom geführt habe, war ebenfalls wahrscheinlich, und die Wahrscheinlichkeit wuchs, als man bei den meisten Verhafteten Dolche von eigenthümlicher Form mit dem Namen Pius IX. fand.

Eine Verschwörung scheint also wirklich da gewesen zu sein; daß dieselbe aber von der reactionären Parthei ausgegangen, ist niemals recht erwiesen worden. Es ist sogar nicht einmal sehr wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der Verhafteten aus Romagnolen bestand, welche bekanntlich von jeher dem radicalsten Fortschritt der Revolution anhingen.

Die Untersuchungen über die Verschwörung haben kein

bestimmten Resultate gegeben; vielleicht weil die Haupträdelsführer entflohen, die Gefangenen aber nur Werkzeuge waren, deren man sich bediente, ohne ihnen einen Blick in die Tiefe des Komplotts zu erlauben; vielleicht auch, was wir jedoch weniger glauben, obgleich es von vielen Seiten behauptet wird, weil die ganze Verschwörung eine Fiction von Seiten der Fortschrittsparthei war, die dazu dienen sollte, den Haß des Volkes gegen die reactionären Kardinäle noch mehr anzufachen.

In Rom selbst sind die Meinungen sehr getheilt; das Volk aber ist der Ueberzeugung, daß die Untersuchung nur darum so dunkel geblieben sei, weil die Herzensgüte, der Edelmuth des Pabstes diesen zurückgehalten habe, eine große Anzahl angesehener und geachteter Familien, welche man in die Verschwörung verwickelt glaubte, in's Unglück zu stürzen.

Während man noch mit Verhaftungen beschäftigt war, erschien endlich am 30. Juli das mit großer Ungeduld erwartete Reglement für die Bürgergarde im ganzen Kirchenstaat. Auch fanden die Wahlen derjenigen Deputirten Roms und der Provinzen statt, welche der Pabst, vermittelst eines Rundschreibens vom 22. April nach Rom eingeladen hatte, um mit ihnen die Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung und Gemeindeverfassung zu berathen.

Die Bürgergarde wurde nun mit großem Eifer organisirt. Man schaffte Uniformen an, und exercirte anfangs mit wahrem Enthusiasmus; aber leider hielt dieser nicht gar lange vor, denn wie überall, wurden auch im Kirchenstaat die Beschwerlichkeiten des Dienstes den Bürgergardisten widerwärtig, und wenn nicht fortwährend wichtige Ereignisse die Aufregung in größter Spannung erhalten hätten, würde wohl bald

das so nützliche, zum freien Bestehen eines Staates nothwendige Institut der Bürgergarde eingeschlummert sein.

9.

Die Ereignisse in Ferrara waren es, welche die Aufregung und den patriotischen Sinn der Römer in vollem Maße wieder erweckten.

In Folge der Tractate des Wienercongresses hatte Oesterreich das Recht einer Besatzung der Stadt Ferrara. Schon längst war dies ein Gegenstand der Besorgniß für die Römer gewesen, denn das tyrannische Systems Metternichs, die Bevormundung der Völker durch strenge Regierungsmaßregeln, paßte wenig zu den freisinnigen Fortschrittsideen, welche die Römer mit wahrem Feuereifer verfolgten, und deren Hauptstütze Pius IX. war.

Die Besorgniß lag nicht fern, daß Oesterreich einen Mißbrauch von seinem Besatzungsrecht machen, daß es größere Truppenmassen nach Ferrara ziehen könnte, um vielleicht einst die nördlichen, an das lombardisch-venetianische Königreich grenzenden Theile des Kirchenstaats an sich heranzuziehen, oder wenigstens, wenn man auch an einen solchen Eroberungsplan nicht glaubte, eine Intervention in reactionärem Sinne zu bewerkstelligen.

In Frankreich regierte das Ministerium Guizot, welches sich den absolutistischen Ideen mehr und mehr zuneigte, und von dem man daher eine Hülfe nicht hoffen konnte. So hatten denn die Römer längst mit bangen Blicken nach Ferrara geschaut, und gefürchtet, daß die Besatzung daselbst verstärkt werden könnte.

Jetzt geschah dies in der That. Ein Bataillon Infanterie, einige Züge Husaren und eine Batterie rückten über die Grenze und in Ferrara ein. Andere Truppen, so hieß es allgemein, sollten bald nachfolgen.

Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich der Römer, und selbst Pius IX. ward von großer Besorgniß über eine solche Truppenverstärkung ergriffen, welche durch eine Erklärung des französischen Gesandten, daß Frankreich sich einer von den Regierungen nicht gewünschten Intervention Oesterreichs widersetzen werde, wenig vermindert wurde, denn das Ministerium Guizot hatte längst das Vertrauen der freisinnigen Regierungen, noch viel mehr aber das der freiheitsglühenden italienischen Völker verloren. Nur nach England schauten alle Blicke, und von dort her erwartete man Hülfe.

Auch in Ferrara selbst war man über die Verstärkung der österreichischen Truppenmacht im höchsten Grade aufgebracht. Die Oesterreicher waren dort niemals beliebt gewesen, und jetzt waren sie es am allerwenigsten; so kam es denn, daß in der Nacht des 1. August ein österreichischer Offizier von jungen Leuten insultirt wurde, und daß der Ruf: „Nieder mit den Deutschen!“ sich oft in den Straßen hören ließ.

Der österreichische Festungs-Commandant, General Auersperg, fand sich dadurch veranlaßt Patrouillen durch die Stadt zu schicken, wogegen der apostolische Legat von Ferrara, Kardinal Ciacchi, am 6. August unter Zuziehung eines Advocaten, Protest einlegtee, indem er geradezu behauptete der Festungs-Commandant habe gar kein Recht, die Stadt von Patrouillen durchziehen zu lassen.

Graf Auersperg kehrte sich an diesen Protest nicht im Geringsten; er fuhr sogar in den begonnenen Maßregeln fort, in-

dem er die Thore der Stadt Ferrara besetzen ließ, wogegen der Kardinal Ciacchi zum zweten Male Protest einlegte.

Der Pabst billigte das Benehmen seines Legaten, er erließ eine Circular-Note an die Großmächte Europas, in welcher er sich über die Eigenmächtigkeit Oesterreichs beschwerte, und im ganzen Kirchenstaate fand diese Handlungsweise des Pabstes den größten Anklang, denn überall waren die Gemüther erregt, überall war man aufgebracht gegen die Deutschen.

Was die Rechtsfrage dieser Besetzung von Ferrara betrifft, so stellt sich diese folgendermaßen: In der Wiener Congreß-Akte 103, ist dem Kaiser von Oesterreich das Besetzungsrecht der festen Plätze Ferrara und Comacchio vorbehalten, und dabei das Wort „place“ gebraucht. Oesterreich bezog diesen Ausdruck auf die ganze Stadt, der Pabst hingegen nur auf die Citadelle, von Parouillen ist in dem ganzen Artikel keine Rede.

Die Citadelle von Ferrara ist sehr klein, so daß sie kaum ein Bataillon und gar keine Cavallerie fassen kann; sie liegt außerdem in einer ungesunden, sumpfigen Gegend, so daß Oesterreich gleich bei der ersten Besatzung Kasernen in der Stadt einrichtete, in welche es die Truppen legte, ohne daß deshalb vom Kirchenstaat Beschwerden erhoben worden wären. Die Thore aber ließ es nicht besetzen, und eben so wenig schickte es Patrouillen, was wohl jedenfalls geschehen wäre, wenn man geglaubt hätte, das Recht dazu zu haben. Es war natürlich, daß durch die Besetzung der Thore, welche bisher die Bürgerwachen inne gehabt hatten, durch österreichische Soldaten, die Aufregung im hohen Grade wuchs. Im ganzen Kirchenstaate meldeten sich Freiwillige, welche bei dem etwaigen Krieg gegen Oesterreich mit enthusiastischer Freude

die Waffen ergreifen wollten, und selbst junge Leute aus andern italienischen Ländern strömten nach Rom, um sich dieser Bewegung, welche man als eine Sache ganz Italiens ansah, anzuschließen. In Forli bildete sich sogar ein Lager von Freiwilligen, welches sich aber bald wieder auflöste.

Es kamen, um die Aufregung zu vermehren, noch manche Fälle von Eigenmächtigkeit österreichischer Soldaten hinzu, die überall im Volke weiter erzählt wurden. So wurde ein Maurer, der von einer österreichischen Schildwache rauchend vorüberzog, von dieser arretirt, und ein Geistlicher von den Soldaten beleidigt. Mehrere andere Streitigkeiten ähnlicher Art erregten die Aufregung immer mehr und mehr.

Die Schuld bei solchen Vorfällen war natürlich auf beiden Seiten; aber die Oesterreicher schoben sie den Römern zu, und so umgekehrt.

Erst zu Ende des December 1847 wurde die Streitigkeit durch die Bemühungen des Kardinals Ferretti einigermaßen beigelegt. Die Oesterreicher gaben in soweit nach, daß päbstliche, nach Ferrara ziehende Truppen die Hauptwache und 3 Thore dieser Stadt besetzen durften, das vierte Thor blieb ganz unbesetzt, da es in der Nähe der von den österreichischen Truppen besetzten Citadelle lag.

Der Pabst war mit dieser Auskunft so sehr zufrieden, daß er der Frau des österreichischen Gesandten aus Dankbarkeit für die Bemühungen ihres Mannes sein Bildniß in Silber schenkte.

Ein für ganz Italien höchst bedeutungsvolles Ereigniß war der am 3. November zu Turin zwischen dem Kirchenstaate, Toscana und Sardinien geschlossene Zollvereinsvertrag, welcher den Grund legen sollte zur Verschmelzung der mate-

riellen Interessen der verschiedenen italienischen Staaten, und dadurch zur italienischen Einheit.

Am 16. November 1848 eröffnete Pius die Staatsconsulta oder berathende Ständeversammlung, welche aber eben nur eine berathende, niemals nach der bestimmtesten Versicherung des Pabstes, eine entscheidende Stimme haben sollte.

Die Consulta hielt am 29. December eine Plenarversammlung, in welcher sie ein Organisations-Reglement verlesen ließ.

Pius IX., der ausgezeichnete Leute überall herauszufinden wußte, und sich besonders gern dem Volke näherte, zog auch den Pater Ventura zu sich heran, den wir als ausgezeichneten Volksredner schon kennen, und dieser machte mit seinem gewöhnlichen Freimuth folgende Vorschläge, von denen man hoffen durfte, daß sie beruhigend auf die fortwährend gährende liberale Partei einwirken würden. Die Staatsconsulta entsprach noch nicht allen Anforderungen, Pater Ventura schlug daher vor, sie zu verdoppeln und ihr das Kollegium aller Kardinäle als eine Art erster Kammer beizugesellen. Es würden die Kardinäle dadurch mit in die Reformbewegungen gezogen und dem Volke genähert werden.

10.

Das neue Jahr fing höchst unruhig an. Durch unglückliche Mißverständnisse hatte sich zwischen dem Pabste und seinem Volke ein Mißtrauen eingeschlichen, welches von höchst unglücklichen Folgen hätte sein können, wenn nicht mehrere würdige Volksmänner, und unter ihnen wieder vor allen der tüchtige Ciceroacchio und der Fürst Corosini sich angestrengt

hätten, das Vertrauen zwischen Fürst und Volk wieder herzustellen.

Schon in den letzten Tagen des December hatten sich auf der Piazza del Popolo die radicalen Fortschrittsmänner, die nimmer rastenden Mitglieder und Anhänger der Giovine Italia versammelt und eine Petition abgefaßt, welche 35 gebieterische Forderungen aufstellte. Es waren diese Forderungen alle im Sinne aller der Reformbewegungen, welche jetzt ganz Europa durchschüttern, wenn auch freilich nicht so weit gehend, als diejenigen, welche zu erfüllen, noch vor wenigen Tagen den Fürsten Deutschlands unmöglich schien.

Auch für den Pabst waren diese Forderungen der radicalen Parthei etwas ganz Unerhörtes, und ganz besonders war damals an die Erfüllung eines der Hauptpunkte, die Fortjagung aller Jesuiten, gar nicht zu denken. Der Pabst wollte daher von einer solchen Adresse natürlich nichts wissen, die Adressanten wollten sich aber nicht zurückweisen lassen, und versuchten es, ihre 35 Artikel mit Gewalt dem Pabst zu überbringen.

Einige sehr unangenehmen Scenen waren die Folge davon. Der Guvernatore hatte die Polizeimannschaften sämmtlich aufgeboten und überall die Wachen um 100 Köpfe verstärken lassen. Am Abende patrouillirten Grenadiere in den Straßen von Rom, was selbst bei der Juliverschwörung nicht geschehen, und den Römern etwas ganz Unerhörtes war. Auch Kavallerie ritt auf, welche den Befehl „zum Einhauen" gehabt haben soll; aber allen diesen imposanten Truppenaufstellungen gegenüber befand sich merkwürdiger Weise gar kein Feind. Vergeblich suchten die Patrouillen umher, um Unruhestifter zu

entdecken, vergeblich wollten sie Tumultuanten finden, es fand sich Niemand.

Diejenigen, welche sich auf der Piazza del Popolo versammelt hatten, um nach dem Quirinal zu ziehen, und dem Pabste ihre Adresse abzugeben, waren, als die Polizeisoldaten sie auf der Piazza auseinander getrieben hatten, zum Fürsten Corsini gegangen, welchen sie zu einer Mittelsperson zwischen sich und dem Pabste erwählten. Der Fürst hatte vor Allem den Auftrag, die Adressanten bei seiner Heiligkeit von dem Verdachte zu reinigen, als hätten sie ihre Bittschrift auf eine unschickliche Weise vorbringen wollen. Der Fürst unterzog sich gern diesem Geschäft und erhielt auch in der That Zutritt bei dem Pabste, den er aber, wie es scheint, nicht ganz überzeugen konnte, da man so große Vorsichtsmaßregeln gegen die vermeintlichen Ruhestörer nahm, da selbst auf Monte Cavallo die Thore des päbstlichen Palastes geschlossen wurden, weil man einen Ueberfall fürchtete.

Allerdings wurde späterhin erzählt, alle diese Vorsichtsmaßregeln seien nicht vom Pabste selbst, sondern nur von seiner sehr besorgten Umgebung ausgegangen, und bei dem offenen zutrauensvollen Charakter, den Pius stets seinem Volke gegenüber gezeigt hatte, hat diese Annahme viel Wahrscheinlichkeit für sich; aber wie dem auch sein möge, die Römer fühlten sich verletzt durch einen Mangel an Vertrauen, von dem sie fühlten, daß er unverdient sei, denn sie hatten ja oft genug dem Pabste die beweisendsten Zeichen ihrer enthusiastischen Liebe gegeben.

Noch vor wenigen Tagen erst hatten sie auf überzeugende Weise ihre Gesinnungen dargethan. Am 27. Dezember war der Namenstag des Pabstes gewesen, und das Volk hatte

durch Cicerovacchio veranlaßt, beschlossen, diesen Tag durch eine schöne Feier zu verherrlichen, um dadurch dem Pabste zu zeigen, wie allgemein er geliebt werde; und zwar sollte diese Feier in einem großartigen Fackelzuge bestehen, den man dem Pabste bringen wollte.

Ein furchtbares, besonders dem Südländer empfindliches, Wetter schien die schöne Feier gänzlich zerstören zu wollen. Es war sehr kalt, der Sturm heulte durch die engen Straßen und peitschte den kalten Regen den nach dem Quirinal Ziehenden gerade ins Gesicht; es war ein Wetter, vor welchem sich jeder Italiener sobald als möglich an das warme Kaminfeuer flüchtet.

Schon war Alles zum Fackelzug vorbereitet, aber kaum war er begonnen, als die Fackelträger zurückkehren wollten; da aber trat Cicerovacchio auf. Mit beredten Worten sagte er dem Volke, welche Verpflichtungen es gegen seinen hochherzigen Fürsten habe, und wirklich bewegte er die Menge, ihm zu folgen.

Der Fackelzug von ungeheurer Ausdehnung zog den Corso entlang nach Monte Cavallo, und ein regenfreier Augenblick begünstigte jetzt den Zug; aber zuckende Blitze, und ein in der Ferne rollender Donner verkündeten den nahen Gewittersturm.

Ein großes Banner, auf dem ein Glückwunsch zum Namenstage des Pabstes mit goldenen Buchstaben geschrieben stand, wurde dem Zuge voran getragen; ebenso auch ein Adler mit einem Eichenkranz, unter dem die Inschrift: „Pius IX., dem Vater des Vaterlandes," eingegraben war. Im Zuge selbst waren alle Klassen der römischen Bevölkerung vertreten,

der Lastträger, wie der Fürst, der angesehene reiche Bürger, wie der Geistliche.

Kaum war der lange Zug vor dem Quirinalischen Palaste angelangt, als Pius IX. auf der Loggia desselben erschien, und unter dem unendlichsten Jubel Aller dem Volke seinen Segen ertheilte. Dann entfernte sich der Zug, indem des Rufes: „Viva Pio IX." kein Ende war.

Man ging ruhig auseinander, und keine Unanständigkeit kam vor, wenn auch einige Unordnungen bei dem aus allen Ständen zusammengewürfelten Zuge unvermeidlich waren.

Eine solche Demonstration hätte dem Pabste zeigen können, daß die große Menge des Volkes ihm mit höchster Liebe zugethan, und daß die von den Radikalen aufgesetzten 35 Artikel nur eine Aeußerung Einzelner sei.

Dem Fürsten Corsini und dem braven Cicerovacchio, diesen beiden ganz für das Volk lebenden Männern, war es vorbehalten, den Frieden zwischen Fürst und Volk wieder herzustellen. Der Fürst Corsini mischte sich selbst unter die Grenadiere, welche durch die Straßen Roms patrouillirten. Er führte sie nach Trastevere, wo dem Gerüchte nach die Tumultuanten ihren Sitz haben sollten, um ihnen und dem Pabste zu beweisen, daß alle vorgespiegelten Gefahren nur auf leeren Sagen beruhten, und in der That fanden sich in Trastevere auch nicht einmal die Anzeichen eines Tumultes. Von dort kehrte der Fürst zurück, und setzte sich mit den Senatoren in Verbindung, deren einem es gelang, den Pabst von der Nichtigkeit aller umlaufenden Gerüchte zu überzeugen. Die Fürsten Borghese und Doria begaben sich, durch das Volk veranlaßt, ebenfalls zu dem Pabste, und kehrten dann zu dem Volke zurück, um diesem die Nachricht zu bringen, daß der

heilige Vater kein Mißtrauen mehr in die Treue seiner Römer setze. Da war der Jubel allgemein, und als nun vollends der Pabst selbst im Publikum erschien, wurden die Römer von einem so unendlichen Enthusiasmus, von einer solchen niegekannten Rührung ergriffen, daß Pius vor Entzücken über diese endlose Liebe Thränen vergoß.

Cicerovacchio erschien mit einer Fahne, auf welcher die Worte standen: Santo Padre, giustizia al popolo che é con voi (Heiliger Vater, Gerechtigkeit dem Volke, das mit Euch ist), und der Friede, das Vertrauen zwischen dem Pabste und dem Volke war vollständig wieder hergestellt.

Freilich einige unruhige Köpfe gab es in Rom immer noch, wie es deren wohl überall giebt. Es hatten diese jungen Leute sich in Klubs vereinigt, und sie bemühten sich, Gerüchte in dem Volke auszusprengen, welche Unruhe und Besorgniß erregen, welche die Römer gegen den Pabst aufreizen sollten.

Die Ereignisse, welche im lombardisch-venetianischen Königreiche und in Neapel so eben statt gehabt hatten, deren Schilderung wir den nächsten Kapiteln vorbehalten müssen, gaben zu solchen Aufreizungen in der That Stoff genug, und die Klubs bemühten sich, diese Ereignisse in jeder Beziehung auszubeuten, um Unruhe zu erregen. Sie legten es förmlich darauf an, den nachsichtigen Pabst zu Maßregeln der Gewalt und Gegenwehr zu treiben, indem sie hofften, durch politische Verhaftungen eine noch höhere Aufregung zu Stande zu bringen.

Eine österreichische Intervention in Neapel, welche allerdings zu fürchten war, gab den ersten Anlaß, Besorgnisse zu erregen, und von diesem Augenblicke an, blieb kein Agitationsmittel unversucht.

In S. Carlo war am Corso für die in Mailand, bei

dem sogenannten Cigarrenkravall, von dem wir später sprechen werden, Gefallenen ein großes Todtenamt gehalten worden, und die Unruhestifter benutzten nun die Sympathien, welche in Rom gegen Mailand herrschten, um neue Unruhen anzufachen.

In allen Kaffeehäusern wurde ein aus einer Winkelpresse entsprossenes, wahrhaft blutdürstiges Pamphlet gegen die Regierung vertheilt. Man beschuldigte dieselbe, daß sie mit Oesterreich im Bunde stände, um die Bewegungen in der Lombardei und in Neapel zu unterdrücken; man klagte sie des Hochverraths am Volke an, und sprach von der Rache oder vielmehr von der blutigen Strafe, welche man über die Feinde des Fortschritts und der Freiheit verhängen wollte. „Nur die Person des Pabstes," so hieß es in dem Pamphlet, „ist uns unverletzlich."

Obgleich die Ereignisse in der Lombardei und in Sicilien auch in Rom Alles in Aufregung und Bestürzung versetzten, so vermochten doch bis jetzt diese Verdächtigungen der Regierung im Volke noch keine Wurzel zu fassen, und erst späteren Ereignissen war es vorbehalten, eine wirkliche Unruhe in demselben zu erregen.

11.

Die Verbesserungen, welche der Pabst in der Regierung einführte, gingen unterdessen ihren ruhigen Gang fort. Durch das Motu proprio sul Consiglio dei Ministri vom 30. December stellte Pius die einzelnen Minister unabhängig von einander in ihren Funktionen; aber eine noch bei weitem wichtigere Veränderung brachte der 21. Januar.

Der Staatssecretair Feretti reiste an diesem Tage nach

Ravenna ab und der Kardinal Bofondi übernahm an seiner Stelle das Staatssecretairiat; das aber war nur ein Nebending gegen die ungeheuren Umwälzungen aller bisherigen Verhältnisse des Kirchenstaates, welche Pius endlich, nach unsäglichen Mühen und Streitigkeiten mit den Kardinälen auszuführen wußte.

So lange man denken konnte, waren die Minister- und ersten Staatsstellen im Kirchenstaat nur durch Kardinäle besetzt worden, und dies war ein Grund zu der früheren großen Unzufriedenheit; jetzt endlich wurden zwei Weltliche zu Ministern ernannt! Der Graf Pietro Ferretti, ein Bruder des Kardinal Staatssecretairs erhielt das Portefeuille der Finanzen und Don Michele Gaetani, Fürst von Teano wurde, zum Polizeiminister ernannt. Schon früher war der Fürst Gabrielli Kriegsminister geworden.

Es war kaum möglich, passendere und beliebtere Personen in das Ministerium zu berufen, denn Graf Pietro Ferretti war ein ächter Volksmann, der schon längst bei den Volksbewegungen in Rom an der Spitze gestanden hatte, und allgemein beliebt und bekannt war; ebenso auch Gaetani, der für einen der geistreichsten Römer galt, und von dem Vornehme und Geringe blendende Witze erzählten.

Schon am ersten Tage seiner Ernennung machte Gaetani sich verdient um den Staat. Er ging nach dem Caffè delle belle arti, wo sich täglich die Progessisten einfanden, diejenige Parthei, welche, meist aus jungen Leuten bestehend, alle Reformen überstürzen und mit einem gewaltigen Sprung die zügelloseste Freiheit haben wollte. Dieses Caffè war es, wo die meisten jener aufrührerischen Pamphlete erschienen und vertheilt wurden, deren wir bereits erwähnt haben. Hier

war der Ort, wo sich alle Unzufriedenen trafen, wo man alle Maßregeln verabredete, welche die öffentliche Ruhe stören konnten.

Auch eine schöne, wenn auch nicht mehr jugendliche Dame war die tägliche Besucherin des Caffè delle belle arti, die Fürstin Belgiojoso hatte sich mit dem vollsten Feuereifer eines leidenschaftlichen italienischen Weibes allen den Freiheitsideen angeschlossen, welche ganz Italien durchglühten, und sie hatte es sich zur Lebensaufgabe gestellt, durch Wort und That für diese Ideen zu wirken. So ging sie denn oft an öffentliche Orte, und sprach dort offen und furchtlos ihre Ueberzeugung aus.

Waren schon vorher die jungen Römer für die Freiheitsideen eingenommen, so mußten die beredten Worte aus so schönem Munde sie vollends begeistern. Stets war die Fürstin von einem Schwarm junger Römer umgeben, welche mit Entzücken ihren Worten lauschten, und sich selbst schworen, Gut und Blut für die Freiheit zu opfern.

Nach diesem Caffè, vielleicht demjenigen Orte, welcher der Regierung der allergefährlichste war, begab sich Gaetani und wußte durch witzige Reden, durch die Hindeutung darauf, daß der Pabst von freien Stücken auf dem Wege der Reform, den er seit dem Beginn seiner Regierung niemals verlassen habe, Alles gewähren werde, was man vernünftiger Weise von einem Kirchenfürsten fordern könne, die jugendlichen Feuerköpfe wenigstens einigermaßen zu beruhigen.

12.

Wir schließen hier das erste Kapitel der Geschichte des Kirchenstaates, ohne dieselbe, wie wir anfangs beabsichtigten,

bis zum Beginn der französischen Revolution fortzuführen. Wir müssen uns diese kleine Unregelmäßigkeit jetzt, wie später noch öfter, erlauben, weil ein Ereigniß, wie die französische Revolution, zwar von der allerhöchsten Wichtigkeit für alle Länder Europas ist, aber doch in der Geschichte derselben nicht überall einen Abschnitt bildet. Für die Geschichte des Kirchenstaates ist in der Folge die Kenntniß der Ereignisse in Neapel, Palermo, Mailand, Venedig und den übrigen italienischen Städten und Ländern von so hoher Wichtigkeit, daß ohne dieselbe ein Verständniß kaum möglich sein würde. Wir wenden uns daher zuerst nach Neapel, und hoffen, daß der Leser uns gern dahin folgen werde, denn wir werden der spannenden und interessanten Scenen dort viele zu erzählen haben. Zuvor aber sei es uns vergönnt, noch wenige Worte über die religiösen Ansichten Pius IX. zu sagen.

Pius IX., so freisinnig er in politischer Hinsicht sich stets gezeigt hat, ist niemals von der reinen katholischen Lehre im Geringsten abgewichen. Sein Glaubensbekenntniß ist ganz das, welches allen seinen Vorgängern im Pontificat zur Richtschnur gedient hat. Er ist energisch aufgetreten, sowohl gegen die Hermesische Lehre, als gegen die der Deutschkatholiken; aber er hat sich überall bestrebt, eingerissene, unsittliche Mißbräuche aus dem Innern des Katholizismus zu entfernen. Die Hoffnung, welche man anfangs hegte, daß Pius manche, der Vernunft widerstrebenden Lehren des Katholizismus ausrotten und denselben auf die Lehren der Apostel selbst zurückführen werde, ist nicht erfüllt worden, und wird es wohl auch nie werden.

Drittes Kapitel.

Neapel und Sicilien.

1.

Auf König Franz I., der im November des Jahres 1830 starb, folgte der jetzige König von Neapel Ferdinand II., der in seinem 21. Jahre den Thron bestieg.

Große Hoffnungen hatten die Einwohner Neapels und Siciliens auf diesen Thronwechsel gebaut. Man hoffte endlich auf eine Constitution, die dem Königreiche beider Sicilien so oft versprochen, so oft gewährt, und so oft wieder genommen worden war; man hoffte endlich auf ein milderes Regiment, als das der früheren Könige, auf eine geordnete Finanzverfassung, kurz auf Verbesserungen im ganzen Staatswesen.

Anfangs schien es auch wirklich, als wolle Ferdinand II. die Wünsche und Hoffnungen seiner Unterthanen erfüllen, denn er begann seine Regierung mit einer freilich nicht ganz allgemeinen Amnestie, mit einer Veränderung des im Volke unbeliebten Ministeriums, einer Verringerung der Mahlsteuer und Civilliste und überhaupt mit einer Ordnung des ganzen Staatshaushaltes.

So gaben sich denn die Sicilianer den schönsten Hoffnungen für die Zukunft hin, aber gar bald wurden sie aus ihren süßen Träumen unsanft emporgerissen, denn zum größten Schrecken bemerkten sie, daß Ferdinand sich immer mehr an Oesterreich anschloß und dessen Regierungssystem zu dem seinigen machte. Er verschärfte die Censurmaßregeln, begün-

stigte der Jesuiten, und zwar so sehr, daß er sogar seinen jüngern Bruder, den Grafen Trapani, in das Kollegium de Nobili nach Rom schickte, wo derselbe unter der Leitung der Jesuiten zum Priester ausgebildet werden sollte. Die Hoffnung auf eine Constitution mußte ebenfalls bald genug aufgegeben werden, denn eine Note König Ferdinands erklärte mit Bestimmtheit, daß derselbe niemals die Absicht gehabt habe, etwas in der Form seiner Regierung zu ändern, da sie die einzige sei, welche sich mit der Ruhe und Wohlfahrt seiner Völker vereinigen lasse; zum Ueberfluß, um jede etwanige Hoffnung abzuschneiden, erschien auch am 13. September 1834 ein Circular des Staatspräsidenten, worin erklärt war, der König werde stets eine vollkommen absolute Monarchie unwandelbar aufrecht erhalten, und sei gegen jede Veränderung derselben vom tiefsten Abscheu durchdrungen.

Dergleichen Erklärungen mußten die schlummernde Unzufriedenheit immer aufs Neue wieder erwecken, und schon in der Mitte des Jahres 1836 brachen in Sicilien arge Unruhen in Folge der das ganze Land furchtbar verheerenden Cholera aus. Diese Unruhen wurden zwar bald unterdrückt, und sogar zur Strafe für dieselben Sicilien zur neapolitanischen Provinz gemacht, auch das Ministerium der sicilianischen Angelegenheiten aufgehoben, aber die Unzufriedenheit dadurch nur um so mehr vergrößert.

Auch die frühere Milde des Königs verwandelte sich bald in grausame Strenge. Hinrichtungen auf Hinrichtungen von Verschwörern sollten den Sicilianern zeigen, daß König Ferdinand auch energisch zu Werke gehen könne. Eine dieser Hinrichtungen, das Blutgericht in Cosenza am 25. Juni 1845, bei welchem die Gebrüder Bandiera mit 17 Begleitern

enthauptet wurden, haben wir dem Leser bereits in der allgemeinen Einleitung erzählt.

2.

Die Aufregung in Neapel und Sicilien wuchs, als Pius IX. an die Regierung kam und aus freiem Antriebe die uns bekannten Reformen im Kirchenstaate durchführte; sie wuchs um so mehr, als man sah, daß Ferdinand II. sich besonders an den Kardinal Lambruschini, das Haupt der reactionären Parthei in Rom anschloß.

Es verbreiteten sich etwa im Juli des Jahres 1847 Flugschriften und Pamphlete revolutionären Inhalts überall in Neapel und Sicilien; woher dieselben kamen, das wußte Niemand, aber sie waren da und fanden Eingang in das Volk, trotz aller Bemühungen gelang es der Regierung nicht, sie zu vernichten oder nur zu unterdrücken. Eine dieser Broschüren, mit dem Titel: Protesta del Popolo del Regno delle Due Sicilie fand besonderen Anklang. Sie behandelte die Regierungsverhältnisse des Königreichs seit dem Jahre 1820 und schilderte dieselben mit den grellsten, furchtbarsten Farben, indem sie ganz unverholen zum Aufstand, zur Befreiung von dem unerträglichen Joche der Tyrannei aufforderte.

Die Regierung wendete vergebens die allerhöchste Sorgfalt an, um die Verfasser und Verbreiter solcher Schriften zu entdecken und zu bestrafen; vergeblich ließ man das Gepäck und die Personen der in Neapel und besonders in Palermo ankommenden Fremden zur größten Unbequemlichkeit aller Reisenden sorgfältig untersuchen, man entdeckte wenig oder nichts, ja, die Verbreiter solcher Broschüren wußten sogar mit derbem Spott auf die Maßregeln der Polizei ein Exemplar

der erwähnten Schrift: Protesta ꝛc. in den Zimmern des Königs niederzulegen.

Der König war hierdurch sehr mißgestimmt, er war es um so mehr, als er einsah, daß die Unzufriedenheit nicht ohne Grund sei, besonders in Sicilien, wo das Volk durch furchtbare Steuern bedrückt wurde. Sicilien hatte früher nicht mehr als 480,000 Unzen zu drei Ducaten an Steuern bezahlen müssen, jetzt betrug die ihm aufgelegte Last nah an 4 Millionen, dazu kam noch die Eigenmächtigkeit und Selbstsucht der Beamten, welche, wenn sie nicht bestochen wurden, die Steuern auf das Hartherzigste eintrieben und dadurch viele arme Familien an den Bettelstab brachten, oder was noch schlimmer war, sie veranlaßten, sich den politischen Räuberbanden zuzugesellen, welche in beiden Sicilien ihr Wesen trieben. Die Bestechung der Beamten, welche zum großen Theil aus einem wahrhaft nichtswürdigen Gesindel bestanden, war ganz allgemein, und so kam es, daß von der ungeheuren, dem Volke aufgebürdeten Steuerlast, doch im Ganzen nur sehr wenig den Staatskassen zufloß.

Der König hatte zur Abhilfe dieser Uebelstände allerdings den besten Willen, aber da er keine politischen Freiheiten gewähren wollte, waren die von ihm gebrauchten Mittel, die Einführung einer Discontobank, und eines Wechselcredits für Messina sehr wenig zureichend.

In den Neapolitanischen Abruzzen zogen sich gegen Ende des Juli große Räuberbanden zusammen, welche sich täglich vermehrten, und zwar anfangs allerdings nur auf Raub und Plünderung auszugehen schienen, nach und nach aber immer mehr einen politischen Charakter annahmen, indem sich ihnen junge Leute aus den höchsten Familien zugesellten.

Vergeblich setzte man einen Preis, bis 1000 Ducaten auf den Kopf der Anführer, vergeblich schickte man eine Truppenabtheilung unter dem General Statella gegen dieselben, man vermochte sie nicht zu unterdrücken, denn ein tapferer und fanatischer Priester wußte einen Guerillakrieg mit denselben trefflich zu organisiren.

Der General Statella glaubte durch Strenge die Banden zurückzuschrecken, natürlich aber ohne Erfolg. Er ließ drei gefangene Insurgenten erschießen, was aber kein anderes Resultat hatte, als daß die Räuber Repressalien gebrauchten, und ihrerseits fünf gefangene Gensdarmen erschossen. Die Bande vermehrte sich trotz der strengen Maßregeln immer mehr und mehr, gegen Ende August zählte sie schon gegen 800 Berittene.

Es hatten während dieser Zeit auch in Palermo und Neapel sich geheime Verschwörungen gebildet, welche aber durch ein bei der Neapolitanischen Regierung beliebtes nichtswürdiges Mittel, nämlich durch die Verletzung des Briefgeheimnisses entdeckt wurden. Der Zweck dieser Verschwörung, an welcher sehr viele Soldaten, und selbst einige Neapolitanische Offiziere Theil nahmen, war die Unabhängigkeits-Erklärung Siciliens, und die Erhebung des Prinzen Carl von Capua zum König dieser Insel.

Am 11. August sollte die Verschwörung ausbrechen, und mit der Ermordung derjenigen Offiziere beginnen, welche an dem Komplott keinen Theil genommen hatten; aber am 7. August schon wurde sie durch aufgefangene und eröffnete Briefe entdeckt, und die Verschworenen wurden verhaftet. Man nahm in Neapel nicht weniger, als 7—800 junge Männer aus dem Bürgerstande gefangen, welche theils dieser, theils einer auf

die Freiheit Neapels hinzielenden und mit der Sicilianischen in Verbindung stehenden Verschwörung angehörten.

Daß Gewaltmaßregeln ein Volk, welches sich seine Freiheit erkämpfen will, nicht zurückhalten können, erwies sich auch hier wieder deutlich, denn schon am Abend des 1. September brach eine neue Verschwörung in Messina aus, nachdem die Palermitanische kaum unterdrückt war, eine Verschwörung, welche auch durch Zugeständnisse, welche ein am 13. August erschienenes Königliches Decret gab, nicht zurückgehalten wurde, denn eine Erleichterung der Zölle, der allerdings drückenden Abgaben auf Salz, Mahlgut und Wein, die Absetzung einiger mißliebigen Beamten erfüllte die gebieterischen, auf eine Constitution hinzielenden, Forderungen des Volkswillens noch bei weitem nicht.

Die Verschwörung brach in Messina am Abend des 1. September los: Man hatte verabredet, alle Offiziere der aus 3 Bataillonen Infanterie bestehenden Besatzung bei einem Diner zu ermorden, welches der General Busacca an jenem Abend geben wollte; aber dieser Plan kam nicht zur Ausführung, denn die Verschwörer hatten ihre Kräfte nicht gleichmäßig genug auf eine Stelle concentrirt, und wurden daher von den Truppen leicht auseinander getrieben; sie gaben aber die Hoffnung noch nicht auf.

Am nächsten Abend fanden sich große Haufen Volks vor einer Kaserne ein, in welcher 4 Kompagnien der Besatzung lagen. Unter dem Jubelgeschrei: „Es lebe die Constitution! die Freiheit! Es lebe Pius IX.!" griff das Volk die Kaserne an, und die Truppen mußten sich zurückziehen bis nach der Citadelle, wo sie unter dem Schutze der Kanonen Halt machten; aber immer aufs Neue wurden die Soldaten angegriffen,

bis sich endlich General Busacca entschloß, mit Kartätschen unter die Menge feuern zu lassen, und dadurch dieselbe zu zerstreuen, was ihm auch in der That gelang, denn die Aufrührer mußten fliehen. 40 Todte und eine große Anzahl Verwundete blieben auf dem Platze.

Fast zu derselben Zeit war auch in Reggio ein Aufstand ausgebrochen. Das Volk hatte sich bewaffnet, und ein fanatischer Mönch sich an die Spitze gestellt. Unter dem Geschrei: „Es lebe Pius IX. und die Constitution!“ griff das Volk die nur aus 18 Mann bestehende Besatzung der Stadt an, indem der unbewaffnete Mönch mit der italienischen dreifarbigen, weiß, roth, grünen Fahne immer vorausging.

Der Sieg war natürlich leicht zu erfechten. Die 18 Mann der Besatzung mußten sich schleunigst zurückziehen, wobei ein Offizier auf dem Platze blieb. Nachdem die Stadt in den Besitz der Insurgenten gekommen war, pflanzten sie die dreifarbige Fahne auf allen Thürmen auf, und einige Tage durchzogen fortwährend schreiende, jauchzende Volkshaufen die Straßen. Aber der Jubel sollte bald enden, denn schon nach wenigen Tagen kamen 2000 Mann Truppen von Neapel angerückt.

Augenblicklich verschwand die Fahne und ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Rebellen, welche so schnell, als möglich, den Gebirgen zuflohen, um sich dort mit den Räuberbanden zu verbinden, welche überall eine Art Guerillakrieg mit den Truppen führten.

Die Anführer dieser sich in den Gebirgen organisirenden Banden waren zwei Vettern Romeo, von denen der ältere schon längst nicht im besten Rufe stand, weil er sich durch Finanzspeculationen mit Staatsgeldern bereichert haben sollte;

beide aber waren kräftige, kühne und energische Männer, welche den Muth nicht verloren, wenn ihnen auch Widerwärtigkeiten aller Art die Aussicht auf einstigen Sieg vereitelten.

Der König war über die in Sicilien und Calabrien sich fortwährend erneuernden Aufstände höchst erbittert. Als er vor kurzer Zeit erst die erwähnte Zollermäßigung gegeben, und dadurch 2½ Million Ducaten geopfert, hatte er geglaubt, Alles zu beruhigen, weil die schlechten Rathgeber, welche ihn umgaben, ihm die Augen niemals über den wahren Zustand und die Forderungen und Wünsche seines Volkes geöffnet hatten. Auch aus den Zeitungen konnte er die Wahrheit nicht ersehen, denn das einzige Organ, welches sie unverhüllt den Fürsten zu geben vermag, die Presse, war in schmachvolle Fesseln geschlagen, und vermochte sich daher nicht zu rühren; die wenigen aufrührerischen Libellen, welche dem König von unbekannter Hand ins Zimmer gelegt wurden, erschienen nur wie die Ergüsse aus der Feder einiger junger und enthusiastischer Brauseköpfe.

Welcher Art die Zeitungen damals in Neapel waren, geht daraus hervor, daß gerade zu der Zeit, wo der Kampf in Calabrien und Sicilien am heftigsten tobte, jeder Artikel die Nachricht brachte: der Aufstand wäre so gut, wie unterdrückt, die Insurgenten wären vernichtet, und die Führer derselben theils todt, theils gefangen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, welche wir in letzter Zeit an allen Höfen in ganz Europa gemacht haben, daß die regierenden Häupter gewöhnlich von einem Nebel der Schmeichelei heuchlerischer Höflinge umgeben sind, und niemals die Forderungen ihrer Völker kennen lernen, bis plötzlich die lange auf die Folter gespannte Geduld der Unterthanen

reißt, bis sie aufstehen wie ein Mann und mit blutigem Kampfe sich die Gewährung ihrer Forderungen erzwingen; dann erst wird jene Nebelwolke durch einen zuckenden Blitz erleuchtet und aus einander gestreut, aber oft ist es dann zu spät für den Fürsten nachzugeben!

Auch König Ferdinand II. glaubte nicht, daß wirklich sein ganzes Volk diejenigen Freiheiten wünsche, welche nach seiner Ansicht nur einige Aufrührer, einige Mitglieder der Giovane Italia forderten.

Es ist dies nicht zu verwundern, denn an seiner Seite stand ein Ministerium, welches zum großen Theil aus wirklich ausgesucht nichtswürdigen Höflingen bestand, und einer seiner Hauptrathgeber war der Minister del Caretto, der schon im Jahre 1828 sich eine furchtbare Berühmtheit dadurch gemacht hatte, daß er fast die sämmtlichen Einwohner der Stadt Bosco wegen eines Aufstandes hatte hinrichten und den Ort selbst der Erde gleich machen lassen. Der König gehorchte den Rathschlägen dieses Mannes und wies die Bitten des edlen Prinzen von Salerno zurück, der ihn mit thränendem Auge anflehte, von dem bisherigen Regierungssystem abzugehen, den Forderungen seiner Völker nachzugeben, und Milde und Güte an die Stelle der strengen Grausamkeit zu setzen. Ferdinand folgte diesem wohlgemeinten Rathe nicht, er stellte sogar den vor einigen Jahren aufgehobenen speciellen Gerichtshof für Staatsverbrechen wieder her, welcher nach Standrecht über Leben und Tod verfügen konnte, ohne daß nur eine Appellation zulässig war, und sendete außer den schon in Calabrien und Sicilien befindlichen Truppen noch neue unter dem General Carabba dorthin, denn mit Gewalt der Waffen allein

glaubte er einen Aufstand unterdrücken zu können, den allein zeitgemäße Concessionen zu beschwichtigen vermocht hätten.

In Messina und Reggio waren allerdings die Aufrührer geschlagen und theils gefangen, theils getödtet, theils in die Gebirge getrieben worden; aber dafür brachen an den verschiedensten Orten des Königreichs neue Aufstände aus, und alle fast zu gleicher Zeit. Zu Catania in Sicilien, zu Cosenza und Catanzara in Calabrien, zu Lecce in Apulien und zu Teramo in den Abruzzen standen die Bewohner auf und überall mehrten sich die Unruhen, überall zogen sich die Rebellen in größeren Haufen zusammen, welche den Truppen tapfer widerstanden, und förmliche Guerillacorps bildeten. Wenn diese Banden auch geschlagen und zerstreut wurden, so vereinigten sie sich doch stets bald wieder. Der General Nunziante kämpfte in Verbindung mit dem inzwischen zum Marschall ernannten General Statella in Calabrien gegen die Rebellen, an deren Spitze die beiden Romeo standen.

Der ältere Romeo trug endlich auf eine Einstellung der Feindseligkeiten an und Marschall Statella gewährte ihm eine Zusammenkunft, worin Romeo forderte, der König möge einen Ministerwechsel verordnen und eine allgemeine Amnestie erlassen, dann verbürge er sich dafür, daß die Insurgenten die Waffen niederlegen würden. Statella versprach, dies dem Könige vorzustellen; aber leider fand er kein Gehör, denn die Regierung ließ sich auf keine Unterhandlungen ein, und so wurde denn der mörderische Kampf fortgesetzt, der von beiden Seiten furchtbare Opfer kostete.

Allerdings wurde der ältere Romeo gefangen, nachdem man die Bande, welche er angeführt, zerstreut und mehrere Tage auf ihn Jagd gemacht hatte; aber andere Führer fanden

sich statt seiner, selbst alte, tüchtige, kampfgeübte Offiziere, und die Wuth der Insurgenten wurde nur noch erhöht, als sie hörten, daß ihr geliebter Führer umbarmherzig erschossen worden sei, daß man roher Weise seinen Kopf auf eine Pike gesteckt und auf dem Marktplatz von Reggio zum abschreckenden Beispiel für andere Aufrührer aufgestellt habe. Solche Maßregeln erbitterten und reizten nur noch mehr auf, anstatt abzuschrecken.

3.

So dauerten die Kämpfe in Calabrien und Sicilien den ganzen September fort, indem bald hier die Insurgenten, bald dort die Truppen siegten, wenn an einem Orte der Aufstand gedämpft schien, so loderte er gleich darauf an einem andern wieder mit hellen Flammen auf. Vergebens bemühte sich England den König zur Nachgiebigkeit und zur Milde zu bewegen, vergebens hoffte man in Neapel und Sicilien, daß am 15. October, als an einem Festtage, ein umfassendes Amnestie-Decret herauskommen würde; es blieb Alles beim Alten, und fortwährende Verhaftungen, fortwährende Hinrichtungen waren die Maßregeln, deren sich die Regierung unbarmherzig bediente.

Besonders schrecklich hausten die Militaircommissionen. In den Provinzen wurden nach kurzem Standrecht die Gefangenen ohne Weiteres erschossen; ein Verfahren, welches der General Nunziante zu seinem gewöhnlichen machte.

So dauerte das Blutvergießen von beiden Seiten fort. Die Räuberbanden wurden zwar mehr und mehr unterdrückt, aber doch nicht ganz aufgehoben, nur auf dem platten Lande schien sich die Bevölkerung ein wenig mehr zu beruhigen.

Das Ministerium, welches Ferdinand II. umgab, war selbst über die Maßregeln, welche man zur Unterdrückung der Unruhen zu nehmen hätte, sehr unentschieden, und obgleich ganz Neapel, selbst die höchsten aristokratischen Kreise eingeschlossen, darüber einer Meinung war, daß der König nur durch zeitgemäße Reformen ernsterem Blutvergießen entgegenwirken könne, so war dies doch nicht die Ansicht des Ministeriums und ebenso wenig die des Königs, der mit wunderbarer Starrköpfigkeit den Forderungen der Zeit einen Widerstand entgegensetzte, der später noch manches blutige Opfer kosten sollte. Der König glaubte durch kleine Nachgiebigkeiten, durch einzelne Gnadenacte die Aufregung zu beschwichtigen, und er that deshalb viele, allerdings nothwendige, aber doch unzureichende Schritte. So wurden z. B. jene gräßlichen Militairkommissionen, die so unendlich viele Hinrichtungen durch Erschießen bewirkt hatten, endlich aufgehoben und alle Untersuchungen wegen politischer Verbrechen an die ordentlichen Gerichte verwiesen, so wurden einzelne Insurgenten begnadigt, wenn eben ihr Urtheil gesprochen war, und der König versprach sogar, alle die Todesstrafen, welche etwa von den Gerichten verhängt werden würden, in Gefangenschaft umzuwandeln, wie dies auch wirklich bei 14 Insurgenten-Chefs geschah, unter denen sich sogar der jüngere Romeo befand; aber eine allgemeine Amnestie wurde nicht verkündet, und die einzelnen Gnadenacte gingen daher ziemlich spurlos, ohne die von dem Könige gehoffte Freude zu erregen, an dem Volke vorüber.

Das Ministerium, welches den König umgab, war, wie wir schon erzählten, im höchsten Grade unbeliebt, und ganz besonders verhaßt war der Minister des Innern Sant Angelo, weil er sich von jeher den Reformbewegungen widersetzt hatte,

und weil man ihm, und dem fast noch mehr verhaßten del Caretto die starrsinnige Hartnäckigkeit des Königs zuschrieb.

Sant Angelo fühlte den Haß, der auf ihm lastete und hatte deshalb, so wie auch die Minister Ferri und Pietracatella schon öfter seine Entlassung angeboten, welche aber bisher nicht angenommen worden war; jetzt endlich, am 20. November, trat ein Ministerwechsel ein, welcher zugleich mit der Errichtung eines Ministeriums für die öffentlichen Arbeiten verbunden war. Die drei genannten Minister schieden aus, und an ihre Stelle traten: Parisi, Pietro d'Urso und Antonio Spinelli, alle drei Männer, welche hoch in der Volksgunst standen; das Ministerium der Finanzen aber übernahm Giustino Fortunato, dem man in Neapel eben nicht sehr wohl wollte.

Wenn auch das Volk von Neapel mit dem Ministerwechsel noch nicht ganz zufrieden war, so nahm es doch daraus Veranlassung, Festivitäten zu entwickeln, welche einen ganz eigenthümlichen trüben, ja Mißtrauen erweckenden Charakter hatten. Es waren Festlichkeiten, welche dem Mahle glichen, das man dem Verbrecher am Tage vor der Hinrichtung vorsetzt, Festlichkeiten, denen man es ansah, daß sie nicht von Herzen kämen, daß sie vielleicht nur das Vorspiel zu furchtbaren, blutigen Ereignissen sein würden. Große Volkshaufen zogen des Abends durch die blumengeschmückten Straßen Neapels, indem sie mit wildem Geschrei „Lebehochs" auf den König ausbrachten; aber zwischen diesen tönten auch fortwährend Lebehochs auf Italien, auf die Reform, auf Pius IX. und auf Preßfreiheit, welche oft das „es lebe der König" vollständig überschrieen.

Die arme Polzei war bei diesen Bewegungen schlimm

daran, denn sie getraute sich nicht die Haufen auseinander zu sprengen, welche von dem loyalsten Geiste beseelt schienen, da sie so häufig „es lebe der König" schrieen. Endlich nahmen die Aufläufe doch einen zu besorglichen Charakter an, als daß man sie länger hätte dulden können, und so durchzogen denn am dritten Abend Kavalleriepatrouillen die Stadt, welche theils mit Güte, theils mit Gewalt die wild schreienden und lärmenden Schaaren auseinander brachten.

Aehnliche Auftritte, nur etwas weniger stürmisch, gingen wenige Tage später in Palermo vor.

So ging in unheimlicher Spannung das alte Jahr zu Ende und die Neapolitaner näherten sich dem neuen mit der Hoffnung, daß der König in diesem auf friedlichem Wege ohne Blutvergießen diejenigen Freiheiten gewähren werde, welche das Volk forderte, aber dem sollte nicht so sein, denn Ferdinands hartnäckiger Sinn war noch durch russische Depeschen, welche der im Dezember in Neapel eingetroffene Graf Chreptowitsch mitgebracht hatte, und die ihm einen eisernen Widerstand gegen alle Reformbewegungen anempfahlen, zu größerer Starrköpfigkeit angespornt worden, und Ferdinand ließ sich auch durch neue Bewegungen, welche im Dezember in Calabrien und in Palermo losbrachen, aber freilich bald unterdrückt wurden, nicht warnen, erst der blutigste Bürgerkrieg konnte ihn zur Nachgiebigkeit zwingen.

4.

Das alte Jahr sollte indessen in Neapel nicht ganz ruhig vorübergehen. So ungünstig das Jahr 1847 für die Bewohner Neapels endete, denn eine furchtbare Grippe grassirte daselbst, und warf die Neapolitaner aller Stände

aufs Krankenlager, so wenig das häßliche und unfreundliche Wetter zu Volksaufläufen und dergleichen aufforderte, so war doch die allgemeine Mißstimmung zu groß, als daß Alles hätte ruhig bleiben können.

Wenn in einem Lande einmal der Bürgerkrieg ausgebrochen ist, wenn die lange erstickte und unterdrückte Flamme durch einen frischen Lebenshauch angefacht wiederauflodert, dann ist es schwer, kaum möglich, sie zu unterdrücken, und so war es auch in Neapel.

Die Bewegungen in Sicilien und Calabrien mußten auch in der Hauptstadt ihren Wiederhall finden, und sie fanden ihn auch in der That, ganz besonders unter dem Adel und dem höheren Bürgerstande.

Das eigentliche Volk von Neapel, jene zerlumpten Lazzaronis, jenes Bettelgesindel, welches den Fremden in Neapel so furchtbar quält, nahm an den politischen Bewegungen natürlich keinen Theil, denn es verstand nichts von dem Wesen derselben, die Freiheit zu rauben, zu stehlen, zu plündern, war die einzige, nach welcher diese Volksklasse trachtete, aber doch war es, wie überall, auch hier gerade sie, welche den Kern der Unruhen bilden mußte, da bei Revolten und Revolutionen nur die Massen schlagen und Respekt einflößen.

Der Adel, welcher die Unruhen in Neapel hauptsächlich ins Werk setzte, wußte sich diese Volksklasse durch Vertheilung von Geld zu gewinnen, und außerdem war dieselbe auch aufgeregt, weil ihr Verdienst in den letzten Wochen sehr gering war. Die Fremden, die Reichen sind es, welche sonst in Neapel für die ärmeren Klassen die Quellen des Glücks sind. In ruhigen Zeiten rechnet man auf die Anwesenheit von 5000 Fremden, welche sich während der Wintermonate

in Neapel aufhalten, und theils durch ihre Verzehrung überhaupt, theils durch die Gaben, welche sie an die Bettler vertheilen, zum Leben der ärmeren Klassen beitragen; im Dezember 1847 aber befanden sich nur etwa 800 Fremde in Neapel, und die Noth des Volkes war daher groß, dazu kam noch, um den Mißmuth zu erhöhen, jene quälende Grippe und das häßliche kalte Wetter.

In der Nacht des 14. Dezember gegen ein Uhr hatte endlich die Bewegung einen Ausbruch, welche sich schon längst vorbereitet hatte.

Es strömte eine große Menge Volks auf der Piazza della Carrida zusammen, welches den verschiedensten Ständen angehörte. Da sah man elegant gekleidete junge Fürsten neben dem Bürger und dem Lazzaroni, meist aber waren nur Leute aus dem Adel und dem Bürgerstande zugegen.

Die Gensdarmen und Polizeibeamten mochten eine solche Zusammenrottung wohl nicht vorausgesehen haben, denn keiner von ihnen ließ sich blicken. Erst als die Menge mit dem fortwährenden Jubelruf: „Es lebe Italien! Es lebe Sicilien, Pius IX. und die Reform!“ die Toledostraße herab nach dem Palaste der Minister ging, stellte sich derselben hier eine Abtheilung Gensdarmen mit gefälltem Bajonette entgegen, und streute den Volkshaufen auseinander, der schnell vor ihr zurückwich.

Bald aber sammelten sich die Massen wieder und zogen aufs Neue dem Ministerpalaste zu. Sie hatten sich mit Stöcken und Dolchen, Beilen und ähnlichen Waffen versehen und auf einen Angriff gefaßt gemacht, dieser erfolgte dann auch bald. Mit gefällten Bajonetten drangen die Soldaten auf das Volk ein, wurden aber diesmal nicht sobald Meister des Haufens, der sich tapfer wehrte. Tüchtige Dolchstöße und

Stockschläge wurden ausgetheilt, wodurch dann ein Gensdarm getödtet und acht andere verwundet, nach den Militairkrankenhäusern gebracht werden mußten, auch mehrere Bürger erhielten theils leichte, theils schwere Verletzungen.

Auch vor dem königlichen Palaste hatte sich das Volk in Massen zusammengezogen, hier aber war eine imponirende Truppenmacht aufgestellt worden, so daß ein Angriff von Seiten des Volks ganz unmöglich schien. Fußvolk und Reiterei standen in großen Colonnen da und der Gouverneur von Neapel hatte sich selbst an die Spitze gestellt. Auch zwei Kanonen waren aufgefahren, neben denen die Kanoniere mit brennenden Lunten standen, um in jedem Augenblick bereit zu sein, den königlichen Pallast vor den Angriffen des Volks zu schützen.

Hiergegen war im Augenblick wenigstens nichts zu machen. Das Volk zog sich deshalb unter fortwährenden Lebehochs auf Italien, Sicilien, Pius IX. und die Reform nach der Chiajastraße zurück, wobei einige durch Säbelhiebe der Kavallerie verwundet, andere gefangen genommen wurden; die meisten Gefangenen entriß aber das Volk den Händen der Soldaten gleich wieder.

Die Soldaten legten an diesem, wie an den folgenden Tagen eine große Kampflust an den Tag, welche nur durch die milden und vernünftigen Maßregeln des Gouverneurs von Neapel, des Generals Statella gezügelt wurde; dessenungeachtet aber kam es häufig genug vor, daß die wilde Soldateska auf die Volkshaufen einhieb, wo es gar nicht nöthig gewesen wäre, daß sie sogar völlig friedliebende und harmlose Leute, welche ihren Geschäften nachgingen, angriff und verwundete. So wurde z. B. der Advocat de Martino von

Säbelhieben verwundet, als er eben mit seinen Akten unter den Arm aus einem Hause trat, um einen Geschäftsgang zu machen, und ähnlich ging es dem Pfarrer eines Schweizerregiments.

Die strenge Maßregeln der Regierung, die fortwährenden Verhaftungen veranlaßten allerdings für den Augenblick eine Unterdrückung der Unruhen, aber zu gleicher Zeit auch eine immer wachsende Erbitterung.

Der König war sehr mißgestimmt und aufgebracht über die revolutionären Bewegungen in Neapel. Er war es um so mehr, als sich täglich deutlicher herausstellte, daß England die Conspiration in beiden Sicilien eifrig unterstützte, daß englisches Geld und englische Waffen dort überall Eingang fanden. Vergeblich waren daher die Bittschriften vieler angesehenen Männer, welche zusammengetreten waren, um eine Fürsprache für die Gefangenen einzulegen, indem sie sagten: „Wenn der König strafen würde, möge er nicht nur diejenigen strafen, welche durch einen Zufall gefangen genommen worden wären, sondern auch alle diejenigen, welche sich desselben Verbrechens einer glühenden Vaterlandsliebe schuldig gemacht hätten.

Der König antwortet auf solche und ähnliche Forderungen: „Erst muß jede Unordnung überwältigt sein, dann werde ich vielleicht verzeihen," und verordnete immer strengere Maßregeln, fortwährende Verhaftungen, selbst unter den höchsten Ständen, und zwar von Leuten, welche nicht einmal an den Tumulten Theil genommen hatten, sondern nur ihrer liberalen Gesinnungen wegen bekannt waren. So wurden die jungen Fürsten Caracciola di Torella, Proto, Sabriano, S. Donato, so wie mehrere junge Literaten, Advocaten und an-

dere Leute der höheren und Mittelstände ins Gefängniß geworfen.

Der freisinnige Adel Neapels benutzte diese Gelegenheit zu einer Demonstration gegen die Regierung, indem er fortwährend das Gefängniß St. Francesco, welches die Gefangenen einschloß, besuchte, und überhaupt die lebhafteste Theilnahme an dem Geschick derselben an den Tag legte.

Eine andere wahrhaft unsinnige Maßregel, zu welcher der König in dieser so schweren Zeit seine Zuflucht nahm, war die Auflösung der Universität von Neapel und der Befehl, daß sämmtliche Studenten aus der Provinz, 6000 an der Zahl, Neapel verlassen müßten, um in ihre Heimath zurückzukehren. Dieser Befehl bewirkte, daß in die etwa noch friedlichen Theile des Königreichs durch die vertriebenen jungen Brauseköpfe dieselbe Unruhe und Unordnung gebracht wurde, welche in Neapel herrschte, und daß die revolutionären Provinzen rüstige und kräftige Kämpfer für die Freiheit in den aus Neapel vertriebenen Studenten erhielten.

Es kehrte um diese Zeit der Herzog di Serra Capriola, welcher bisher als Gesandter in Paris gewesen war, von dort nach Neapel zurück. Der Herzog war ein besonderer Liebling des Königs, gleicher Zeit aber auch des Volkes, denn er galt für einen humanen, gebildeten und mit den Forderungen seiner Zeit vollkommen vertrauten Mann. Seine Zurückkunft erregte allgemeine Freude, welche noch erhöht wurde, als man hörte, daß di Serra Capriola gleich nach seiner Ankunft eine zweistündige Audienz beim Könige gehabt habe, und daß er an der Stelle des unbeliebten Herzogs Majo nach Sicilien gehen werde; unangenehm dagegen berührte es wieder das Volk, als es vernahm, daß Neapel sich

dem italienischen Zollvereine nicht anschließen werde, denn auch in Neapel betrachtete man denselben als den ersten Schritt zur Vereinigung des gesammten Italiens.

So endete das Jahr 1847, indem die Gährung in Neapel und Sicilien von Tage zu Tage wuchs, indem sich die Ereignisse vorbereiteten, welche alle Verhältnisse des Königreichs erschüttern und umgestalten sollten.

5.

In Sicilien begann das neue Jahr sehr unruhig. In Messina hatte der Sturm seinen ersten Ausbruch. Dort sah man am Donnerstag den 2. Januar Nachmittags hinter einer Ladenthür ein Bild halb versteckt, welches die Neugierde des Publikums anzog. Eine Menge Menschen versammelte sich vor dem Hause, um die Inschriften revolutionären Inhalts, welche auf dem Bilde standen, zu lesen. Auch die Polizei wurde aufmerksam und drängte sich durch die Masse, um das Bild fort zu nehmen und das versammelte Volk zu zerstreuen. Sie war sogar unklug genug, einige Verhaftungen vorzunehmen.

Das hierüber empörte Volk rottete sich in einer größern Menge zusammen und zog vor das Haus des General-Procurators Vignali, um von diesem die Auslieferung der Gefangenen zu verlangen. Der in ganz Italien den Revolutionären eigene Ruf: „Es lebe Pius IX.! Es lebe die Reform!" wurde auch hier, wie gewöhnlich gehört, und es kam zum heftigen Handgemenge zwischen den Bürgern und dem Militär, welches letztere mit gefälltem Bajonette vorrückte und auch Kanonen auffuhr.

Die Stadt wurde nun gänzlich vom Militair besetzt und einzelne Häuser, in der sich die Bürger tapfer vertheidigten, von den Soldaten förmlich erstürmt, wobei es denn nicht fehlen konnte, daß von beiden Seiten Todte und Verwundete auf dem Platz blieben.

Am 7. war ein starkes Regenwetter, und dies hatte den günstigsten Einfluß um die aufgebrachte Menge zu beruhigen; da jedoch das schöne Wetter schon am 8. wiederkehrte, so kamen auch mit diesem Tage die Aufrührer wieder zum Vorschein, und es gab aufs Neue blutige Händel.

Auch in Palermo waren inzwischen merkwürdige Ereignisse vorgekommen. Die Polizei war einer förmlichen Verschwörung auf die Spur gekommen und hatte zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, welche alle Stände, vom höchsten Adel bis zum niedrigsten Bürger herunter, betrafen; aber es war ihr nicht gelungen aller Verschwörer habhaft zu werden, da sonst ziemlich die ganze Bevölkerung Palermos in den Kerker hätte wandern müssen. Trotz der Wachsamkeit der Polizei wurden doch in Palermo an allen Straßenecken Proclamationen angeschlagen, welche die Sicilianer zur vollständigen Revolution aufforderten, und ihnen sogar den Tag derselben festsetzten: am 12. Januar sollte ganz Sicilien in Waffen aufstehen.

Die genannte Proclamation die proclama dei Palermitani lautet folgendermaßen:

Sicilianer! Die Zeit der Bitten ist vorüber. Friedliche Proteste, Flehen, Kundgebungen — Alles ist erfolglos geblieben. Ferdinand ist Allem mit Verachtung begegnet, und wir, ein freigeborenes Volk, jetzt mit Ketten beladen, ins Elend herabgesunken, werden wir länger zögern, die uns recht-

mäßig gebührenden Rechte zu fordern? Zu den Waffen Söhne Siciliens! Unsere vereinte Kraft wird unüberwindlich sein. Der Anbruch des Tages vom 12. wird das Zeichen für die ruhmreiche Aera der Wiedergeburt unser aller sein. Palermo wird mit Begeisterung jeden Sicilianer aufnehmen, der da kommen wird bewaffnet zur Unterstützung der gemeinsamen Sache und zur Einführung verbesserter Einrichtungen, dem Fortschritte und dem Willen Europa's, Italiens und Pius IX. gemäß. Einheit, Ordnung, Gehorsam gegen Eure Führer, Achtung für das Eigenthum beseele Euch. Raub wird als Hochverrath gegen das Land betrachtet und als solcher bestraft werden. Wer Noth leidet, wird auf Kosten der Gemeinde unterstützt werden. Der Himmel wird unserer gerechten Sache beistehen. Sicilianer, zu den Waffen!"

Durch solche und ähnliche Proclamationen waren die Einwohner von Palermo auf eine Revolution vollständig vorbereitet. Jeder, der nur das Geld erschwingen konnte sich irgend eine Waffe zu kaufen, that es und sah mit Sehnsucht dem Beginn des Kampfes entgegen, des Tages von dem die Sicilianer hofften, daß er sie endlich von dem verhaßten Neapolitanischen Joche befreien werde.

Schon am Sonntag den 9. Januar fanden in allen Straßen Palermos große Zusammenrottungen von Menschen statt, aber diese Leute waren festlich geputzt und schienen keineswegs dazu aufgelegt eine Revolution zu machen. Es waren eben nur neugierige Spaziergänger, so hätte vielleicht ein mit den Verhältnissen nicht Vertrauter gesagt.

Palermo bot an jenem Tage einen eigenthümlichen Anblick dar. Die Einwohner drängten sich in den Straßen durcheinander und auf allen Gesichtern lag der Ausdruck der ängst-

lichen, der gespanntesten Erwartung. „Am Sonntag“, raunte Einer dem Andern zu, und jeder verstand, was dies eine Wort bedeuten sollte.

Es war in Palermo Jedermann davon überzeugt, daß am Sonntag der Sturm losbrechen werde, und deshalb mußte er denn auch wirklich losbrechen. Familienväter versorgten sich mit Lebensmitteln, die in Palermo wohnenden Fremden begaben sich zu ihren Consuln, um ihr Leben und Eigenthum unter dem Schutze derselben sicher zu stellen.

Auch die Polizei war in dieser Zeit nicht müßig, aber alle die unzähligen Verhaftungen, welche sie vornahmen, konnten nur dazu dienen, die Erbitterung immer mehr anzufachen, denn einzelne Verhaftungen können ein ganzes Volk, welches dazu entschlossen ist, das Joch der drückendsten Sclaverei abzuwerfen, unmöglich zurückhalten. Die Polizei ging bei den Verhaftungen außerdem mit einer Ungezogenheit und Rücksichtslosigkeit zu Werke, welche den Haß der Sicilianer wohl noch schärfer anfeuern mußte. So wurde z. B. am Sonntag ein Graf Aceto verhaftet, der bei den vorhergegangenen Unruhen stark compromittirt sein sollte. Der Graf wohnte in dem Hause des englischen Consuls, aber dieses schützte ihn nicht vor der Verhaftung, denn ein Haufen wüthender Polizeisoldaten stürmte förmlich das Haus, und ging in seiner Verletzung des Völkerrechtes so weit, daß er das englische Wappen von dem Thorweg herunter riß und es zerschlug; dann freilich zogen sich die Polizeisoldaten voll Furcht über ihre eigene That so schleunig, als möglich unter dem Murren und den Verwünschungen des aufs Tiefste entrüsteten Volkes zurück.

Zahlreiche Verhaftungen fanden noch an den folgenden drei Tagen statt. Die angesehensten Bürger wurden rücksichts-

los von ihren Familien fortgerissen und unter den Mißhandlungen der entfesselten, jeder Menschlichkeit ledigen Polizeisoldaten nach dem Kerker geschleppt.

Das Volk blieb während dieser Zeit ruhig, denn der 12. Januar war einmal als der Zeitpunkt festgesetzt, an welchem mit einem Schlage überall in ganz Sicilien die Revolution beginnen sollte. Man hatte diesen Tag gewählt, weil es der Geburtstag Ferdinands II. war, und weil man bis dahin dem Könige Zeit geben wollte. War diese letzte Frist verronnen, hatte bis dahin der König nicht die verlangten Forderungen des Volkes erfüllt, dann freilich mußte die Gewalt, dann mußten die Waffen entscheiden, ob der starrköpfige Despotismus oder ob dieser Freiheitssinn siegen würde.

6.

Endlich kam der 12. Januar heran und mit ihm die Revolution. Das Volk versammelte sich auf allen öffentlichen Plätzen und in allen Straßen in großen Massen, und Alles war bewaffnet. Wer kein Gewehr aufzutreiben vermochte, der hatte wenigstens einen Säbel, eine Pike, eine Axt und andere ähnliche Waffen. Mit dem Geschrei: „Es lebe die Constitution!" durchzogen die Volkshaufen die Straßen, geführt von jungen Leuten in der elegantesten Kleidung, welche offenbar den höchsten Ständen angehörten. An andern Orten wieder war ein rüstiger Fischer, oder ein tapferer Mönch der Anführer, und Grafen und Fürsten gehorchten willig den Befehlen dessen, den sie gern als ihren Vorgesetzten anerkannten. Die ganze Bevölkerung Palermos war eines Sinnes, einer Meinung. Man baute in den Straßen Barrikaden, welche der Reiterei die Angriffe unmöglich machten, und zog dann

von diesen weiter, um die politischen Gefangenen aus ihren Kerkern zu befreien, und das Militair anzugreifen.

Die Gefängnißthüren wurden geöffnet, und die Gefangenen, welche zum Theil schon seit Monaten für ihre glühende Freiheitsliebe im Kerker schmachteten, konnten jetzt ihre Freunde und Brüder umarmen, und dann gleich theilnehmen an dem heftigen Kampfe, welcher sich an verschiedenen Punkten der Stadt entspann.

Um elf Uhr war von Seiten der Kavallerie der erste Angriff gegen die Bürger geschehen, welche sich vor dem Palaste des Intendanten zusammengerottet hatten, aber mit schwerem Verluste wurden die Angreifer durch die tapfern Bürger zurückgeschlagen. Dann entwickelte sich der Kampf an den verschiedensten Orten, aber überall war der Ausgang zu Gunsten des Volks, welches mit wahrem Heldenmuth kämpfte, und sich weder durch das Donnern der Kanonen, noch durch den Angriff mit Bajonetten abschrecken ließ.

Wir könnten Bände füllen mit der Erzählung bewundrungswerther Thaten, denn jene Tage sind unendlich reich daran, aber nur eine wollen wir hier aufführen, sie mag einen Beweis geben von dem Geiste, welcher die Bewohner Palermos beseelte, von der tollkühnen Todesverachtung mit welcher sie sich der Gefahr aussetzten.

Unter dem Balkon eines Hauses war ein Geschütz aufgepflanzt, welches die vorliegende Straße reinigen sollte, die Kanoniere wollten eben losfeuern, da sprang von dem Balkon herab ein Knabe von kaum 16 Jahren mitten unter sie. Er hatte zwei Pistolen im Gürtel stecken, und in der Hand einen Säbel. Mit einer wunderbaren Schnelligkeit riß er mit der linken Hand eine Pistole aus den Gürtel, schoß damit

den einen Kanonier nieder, der eben im Begriff war, das Geschütz abzufeuern, und dann stürzte er sich, den Säbel schwingend, mitten unter die übrigen im höchsten Grade überraschten Soldaten, welche über den plötzlichen Angriff so erschreckt waren, daß sie unwillkührlich zurückwichen.

Dieses Zögern, diese Furcht benutzte die in der Straße versammelte Volksmenge und griff nun mit dem besten Erfolg die Bedeckung der Kanonen an, indem sie dieselbe Schritt vor Schritt zurück trieb. Das Geschütz wurde genommen, und Giuseppe Nardoni, der heldenmüthige Knabe, dessen tapfere That wir eben erzählt haben, wurde von der jubelnden Menge in die Höhe gehoben und im Triumpfe durch die Straßen getragen.

Solcher Thaten kamen unzählige vor, denn das Volk von Palermo war von der glühensten Freiheitsliebe beseelt und es konnte daher nicht fehlen, daß schon binnen wenigen Stunden das Militair gezwungen ward, sich aus der Stadt größtentheils zurückzuziehen, von der es nur folgende Punkte besetzt halten konnte: das königliche Schloß, in welchem sich der Statthalter des Königs befindet, das Fort Castellamare, die Caserne des Molo, das zwischen dem Molo und der Stadt gelegene Gefängniß, den Palast der Finanzen auf dem Marienplatze am Ende der Toledostraße und die in der Nähe des Schlosses befindlichen Casernen.

Schon als am Abend das Dampfschiff Vesuv von Neapel in Palermo anlangte, fand es die Stadt ganz und gar in Händen des Volkes, und erhielt den Befehl nach Neapel zurückzukehren, ohne indessen Passagiere und Briefe aufnehmen zu dürfen. Ein englisches Dampfboot, welches an demselben Abend in Palermo eintraf, fand die ganze Stadt hell, wie zu einer Festlichkeit erleuchtet, so daß es erst durch den Donner

der Geschütze von dem Kampfe benachrichtigt wurde, welcher in der Stadt tobte. Es fuhr möglichst schnell wieder fort, nachdem es einen großen Theil der sich in Palermo befindenden Engländer aufgenommen hatte.

Das fortwährende Schießen war weithin in einem großen Theile Siciliens gehört und überall das Signal zu ähnlichen Aufständen geworden. Das Landvolk hatte sich bewaffnet und zog nun in großen Schaaren den kämpfenden Brüdern in Palermo zu Hülfe. Schon am Abend des 12. zogen mehr als 6000 rüstige und meistens gut bewaffnete Kämpfer zur Unterstützung der Palermitaner in die Stadt ein.

Auch an andern Orten der Insel war man der vorhergegangenen Verabredung treugeblieben, und hatte schon am 12. die Revolution begonnen, wie in Syracus, Catania, Melazzo, Trapani und an andern Orten. In allen diesen Städten krönte ein glücklicher Erfolg die ruhmvolle Tapferkeit der Freiheitskämpfer.

In Palermo wüthete unterdessen der Kampf fort. Der höchste Adel und die Geistlichkeit stellte sich an die Spitze der Bewegung und es wurde eine provisorische Regierung aus den angesehensten Bewohnern der Stadt gebildet, welche zuvörderst nur aus zwei Sectionen bestand, deren eine unter dem Fürsten Pantellaria die Vertheidigung, die andere unter dem Baron Riso die Verwaltung zu besorgen hatte. Auch der Fürst Grammonte, der Marchese Pilo, der Graf Aceto und andere Adlige nahmen Stellen bei dieser Regierung ein. Die Stadt wurde in acht militairische Quartiere eingetheilt und für jedes ein solides öffentliches Gebäude als Mittelpunkt gegeben, fünf Klöster und das Kollegium der Jesuiten wurden zu diesem Zweck benutzt. Jedes Quartier hatte einen obersten

Anführer und zwei Unterbefehlshaber, welche alle waffenfähige Männer von Palermo zur Vertheidigung aufbieten und aus ihnen Compagnien bilden mußten. Das Universitätsgebäude wurde in eine Artilleriecaserne verwandelt, von welcher aus alle Munition abgeliefert wurde und die ganze Leitung dieser Waffengattung ausging. Ueber den Quartieren und dem Universitätsgebäude wehte das dreifache italienische Wappen mit einem Adler in der Mitte.

Der Fürst Grammonte ließ es sich besonders angelegen sein, die Bewegung zu organisiren. Er theilte fortwährend Waffen unter das Volk aus und forderte es auf, selbst den Tod nicht zu scheuen, um den Sieg für Sicilien zu erkämpfen. Wo Gefahr war, da sah man ihn stets an der Spitze, überall thätig, überall ermuthigend und anfeuernd.

Auch die schönen Damen Palermos widmeten sich mit gleicher Begeisterung wie die Männer der Revolution. Sie pflegten die Verwundeten und verbanden sie eigenhändig. Sie feuerten mit begeisterten Worten die Kämpfer an, für die Freiheit zu streiten, und thaten überhaupt Alles, was nur von Frauen gethan werden kann. Jene lieblichen, reizenden Gestalten, welche nur geschaffen zu sein schienen, um des Lebens Lust und Freuden in den glänzenden Salons zu genießen, sah man in jenen Tagen des Kampfes, ohne Furcht vor der Gefahr durch die blutgetränkten Straßen eilen, um den verwundeten Kriegern beizustehen und durch Worte aus schönem Munde den Muth der Kämpfer zur glühendsten Begeisterung anzufeuern. Die Namen der Fürstin Scordia, der Herzogin Monteleone und Gualtieri werden von dem Palermitanischen Blatt Cittadino besonders rühmlich erwähnt.

7.

Am Morgen des 13., schon früh um sieben Uhr rief das dumpfe Läuten der Sturmglocken die Bevölkerung Palermos wieder zum Kampfe. Die Bürger waren, wie wir schon erwähnten, durch während der Nacht angekommene und wohlbewaffnete Bauernhaufen verstärkt worden, und es wurde ihnen daher leicht, die Truppen, welche sich während der Nacht wieder ein wenig ausgebreitet hatten, in die oben erwähnten festen Stellungen zurückzutreiben. Die Thore wurden sämmtlich durch Insurgenten besetzt, und die von ihnen eroberte Artillerie, so wie zwei von Trapani und Termini herübergesandte Batterien wurden an denselben aufgepflanzt. So ging unter fortwährenden, obgleich nicht mehr gerade mörderischen Gefechten zwischen den Truppen und der Bevölkerung der Stadt der Tag zu Ende. Die Nacht brach an, da wurde plötzlich die Stadt erschüttert durch ein furchtbares Schießen vor dem Fort Castellamare. Der Commandant desselben warf Bomben und Raketen auf die Stadt, ohne durch eine Mahnung, durch ein Signal denjenigen Theil der Bevölkerung zu warnen, welcher vielleicht keinen Theil am Aufstand genommen hatte, ohne die Consuln der verschiedenen fremden Mächte von der furchtbar drohenden Gefahr zu benachrichtigen, damit sie vorher ihre Landsleute und deren Eigenthum in Sicherheit bringen könnten.

Die erste Bombe, welche in den Straßen Palermos niederfiel, verbreitete daselbst einen furchtbaren Schreck. Mit kreischendem Geschrei flohen Weiber und Kinder in die Häuser, um sich in dem tiefsten, festesten Keller vor den tödtenden Geschossen zu verbergen; auch die Männer bebten anfangs zagend

zurück, da war es wieder jener 16jährige Knabe Giuseppe, welcher durch seinen Heldenmuth alles begeisterte und den Palermitanern das einzige Mittel zeigte, durch welches die Bomben möglichst unschädlich gemacht werden könnten.

Giuseppe befand sich eben in der Mitte eines großen Volkshaufens, welchem er mit feurigen Worten Muth einsprach, als plötzlich nicht fern von dem Haufen eine Bombe in der Straße niederschlug. Mit wildem Schreckensgeschrei flohen die Versammelten auseinander, um sich in die umstehenden Häuser zu flüchten. Nur Giuseppe blieb, nur er floh nicht, sondern stürzte sich im Gegentheil mit tollkühnem Muth auf die eben niedergefallene Bombe, riß mit kräftiger und geschickter Hand den Zünder aus derselben und machte dadurch das furchtbare Geschoß unschädlich. Ein lautes begeistertes Jubelgeschrei erscholl bei dieser tapfern Handlung des Knaben von den Lippen aller derer, welche aus den benachbarten Häusern seiner kühnen That mit Zittern zugeschaut hatten. Das Volk strömte wieder auf die Straße, zwei derbe Handwerker hoben mit kräftigem Arm Giuseppe auf die Schultern und trugen ihn unter dem Jauchzen der sie begleitenden Menge im Triumpfe durch die Stadt.

Giuseppes Beispiel fand Nachahmung. In allen Straßen Palermos harrte ein Heer zerlumpter Gassenbuben auf die niederfallenden Bomben, um sich mit wahrhafter Wuth auf dieselben zu werfen und den Zünder herauszureißen; selbst Frauen und Mädchen unternahmen das kühne Wagestück. So kam es denn, daß nach dem Bericht der auf einem englischen Kriegsschiff im Hafen befindlichen Offiziere, welche dem Bombardement Palermos als Augenzeugen beigewohnt haben, wohl nur selten Pulver Tagelang auf eine so unschuldige

Weise explodirt hat, als gerade das zum Werfen der Bomben verbrauchte, denn nur sehr wenige erfüllten den Zweck der Zerstörung, die meisten wurden auf die erwähnte Weise unschädlich gemacht oder fielen auch gar durch die Ungeschicklichkeit der Bombardiere außerhalb der Stadt nieder.

Der Kommandant des englischen Dampfers Buldogg verwendete sich dessenungeachtet bei dem Stadthalter, dem Herzog von Majo, um den Stillstand des Bombardements zu verlangen; aber vergeblich, der Herzog glaubte noch immer, die Empörung der Palermitaner im Keime durch Gewaltmittel zerstören zu können, und war entschlossen dies zu thun. Er ließ daher rücksichtslos fortfeuern.

Noch am 15. schlugen die Bomben überall in der Stadt nieder. Da sah sich der französische Consul Bresson veranlaßt, um die Rechte seiner Landsleute zu wahren, sich zum Herzog von Majo zu begeben, und diesen im Namen seiner Regierung aufzufordern, das Bombardement sofort einzustellen; auch die übrigen in Palermo befindlichen Consuln der verschiedenen Mächte, und zwar die von Sardinien, der Schweiz, der Vereinigten Staaten, Preußen und Rußland schlossen sich ihm an. Nur der englische und österreichische Consul blieben zurück, der englische, weil er mit einem Fußübel behaftet war, der österreichische, weil er in einem zu entfernten Stadttheile wohnte; beide gaben aber ihre Uebereinstimmung mit den Schritten der übrigen Consuln zu erkennen.

Eine weiße Fahne wurde den Consuln vorausgetragen und unter dem Schutze derselben traten dieselben ihre Wanderung nach dem Fort Castellamare an, begleitet von einem großen Haufen des ihnen zujauchzenden Palermitanischen Volkes. Trotz der weißen Friedensfahne wurden die ankom-

menden von dem Castell mit Flintenschüssen empfangen, durch welche jedoch glücklicherweise keiner von ihnen verletzt wurde. Unter wildem Rachegeschrei floh das sie begleitende unbewaffnete Volk zurück, die Consuln aber setzten muthvoll ihren Weg nach dem Castell fort.

Bei dem Herzog von Majo angekommen, nahm Herr Bresson im Auftrage der übrigen Consuln das Wort und forderte mit dringenden Worten den Statthalter zur Einstellung des Bombardements auf; aber erst nach einer langen Discussion gelang es ihm, den Herzog zu dem schriftlichen Versprechen eines 24stündigen Stillstandes zu bewegen, womit sich denn die Consuln begnügen. Sie traten ihren Weg in die Stadt wieder an und wendeten sich nach dem Palaste des Senats, um dort der Regierung Vorschläge zu machen, welche die Einstellung der Feindseligkeiten bewirken konnten, aber nicht angenommen wurden.

Die gegebene 24stündige Frist benutzte Herr Bresson um einen amerikanischen Dreimaster zu miethen, der im Hafen lag. Am 16. schiffte sich auf demselben ein großer Theil der sich in Palermo befindenden Franzosen ein, um diese Stadt zu verlassen. Am 19. erließen die Consuln an den Statthalter folgende von Herrn Bresson verfaßte Verwahrung, welche in französischer und italienischer Sprache aufgesetzt und an allen Straßenecken angeschlagen wurde. Dieselbe machte den günstigsten Eindruck auf das Volk von Palermo. Sie lautet, wie folgt:

Der Consulat-Körper, welcher sich an dem Tage des 15. Januar zu Sr. Exc. dem Generalstatthalter verfügte, um zu Gunsten der Fremden eine Einstellung des Bombardements zu erwirken, und das Glück hatte, eine Frist von 24 Stun-

den zu bekommen, glaubte, von der unermeßlichen Einstimmigkeit der bewunderungswürdigen Begeisterung, welche sich in der palermitanischen Bevölkerung kundgiebt, ergriffen, noch eine heilige Pflicht erfüllen zu müssen. Die Unterzeichneten sind der Ansicht, daß, um unermeßlicher Verwüstung vorzubeugen und ein Ziel zu setzen, um eine jener großen Catastrophen abzuwehren, welche zu gleicher Zeit einen Makel und eine Epoche in der Geschichte begründen, es noth thue, daß einer Bevölkerung von 200,000 Seelen, der alten und großen Stadt Palermo, die Gräuel eines Bombardements auf jeden Fall erspart werden. Wenn jedoch, was Gott verhüte, der Oberbefehlshaber der königl. Truppen zu dieser barbarischen oder beklagenswerthen äußersten Maßregel greifen sollte, so protestiren die Unterzeichneten schon im voraus und mit allen Kräften im Namen ihrer Regierungen, gegen eine That, welche die gesittete Welt auf alle Zeiten verabscheuen würde. Sie verwahren sich mit der größtmöglichen Energie und unter allen Vorbehaltungen, gegen diesen völligen Mangel an Form, an Warnungen, an Frist, welche man sich gegen sie hat zu Schulden kommen lassen, bevor sie mit Lebensgefahr zu der obern Behörde gelangen konnten, um das angefangene Bombardement aufzuhalten, von welchem viele Fremde sowohl in ihren Personen als in ihrer Habe das Opfer geworden sind. Gegeben in Palermo am 19. Jan. 1848 in dem franz. Consularhotel, an dem Thore von Marqueda. Der franz. Consul, C. Bresson; der preußische Consul Wedekind; der englische C. John Goodwin; der Consul der Vereinigten Staaten, John Marscon; der Consul von Hannover, Wedekind; der Consul für die Schweiz, Hirzel; der sardin. Consul, Ant. Masso; der Consul von Brasilien,

Ruosch; der Consul von Rußland, Gaetano Fiamingo; der östreichische Consul allein fehlt.

8.

Die provisorische Regierung in Palermo hatte sich während dieser Zeit immer mehr und mehr ausgebildet. Am 15. wurden folgende Ausschüsse ernannt, deren Leitung die Palermitaner befolgten, und zwar:

1) ein Ausschuß zur Vertheidigung der Stadt unter dem Fürsten Pantellaria;
2) ein Finanzausschuß unter dem Marchese v. Rudini;
3) ein Verproviantirungsausschuß unter dem Marchese v. Spedalotto;
4) ein Ausschuß für Staatsangelegenheiten unter dem Generalmajor a. D. Don Ruggero Settimo, einem Mann von Fähigkeit und großer Popularität. Zu den einflußreichsten Mitgliedern gehören die HH. Stabile und Scaglia, jener Kaufmann, dieser Advocat.

Diese Ausschüsse erhielten in Palermo fortwährend die größte Ruhe und Sicherheit. Dies war in der That auch nicht schwer, denn ein Geist der Eintracht und Liebe herrschte unter allen Ständen der Stadt, wie davon wohl früher kaum ein Beispiel vorhanden war. Der Kampf gegen die königlichen Truppen, die gemeinsame Gefahr war ein Band der Vereinigung, welches alle Stände aneinander knüpfte.

Die Lage der Dinge blieb im Wesentlichen in den folgenden Tagen dieselbe. Die Truppen waren allerdings durch ein Corps von 6000 Mann verstärkt worden, welches der König auf neun Dampffregatten, die am Nachmittag 4 Uhr des 15. in Palermo eintrafen, von Neapel geschickt hatte;

aber sie hatten dessen ungeachtet sich nicht wieder in den Besitz der durch unzählige Barrikaden befestigten Stadt setzen können. Schon am 16. war Graf von Aquila, ein Prinz von Geblüt, welcher diese neuen Truppen befehligte mit zwei Fregatten nach Neapel zurückgekehrt, um dem König über den Stand der Dinge in Palermo genaue Nachrichten zu bringen, und zwei andere Fregatten wurden am 17. nachgesendet, so daß nur noch 5 im Hafen zurückblieben.

Der Muth und die Kraft der Insurgenten wuchsen jetzt mit jedem Tage, denn täglich kamen neue Nachrichten nach Palermo, daß überall in Sicilien das Volk siegreich aufstehe, daß an allen Orten, auf dem Lande, wie in den Städten alle Schichten der Gesellschaft vom gleichen Geiste beseelt sei, daß Fürst und Bürger, Priester, Fischer und Bauern mit dem Rufe kämpften „Es lebe die Sicilische Unabhängigkeit! Es lebe die h. Rosalia!"

Auch die Ordnung, die treffliche Organisation, welche unter den Insurgenten herrschte, die Bereitwilligkeit mit welcher die Reichen ihr Vermögen opferten, um der guten Sache beizustehen, mußten einen erwünschten Eindruck machen. Als Beispiel davon möge folgender Zug dienen: Bei dem Bombardement wurde das Leihhaus durch eine Bombe zerstört und dadurch gerade ein großer Theil der ärmeren Klasse in seinem geringen Besitz beschädigt. Schon wenige Stunden darauf lief eine Subscriptionsliste durch Palermo, auf welcher binnen sehr kurzer Zeit 25,000 Franken gezeichnet wurden, um diesen Verlust zu vergütigen.

So konnte es denn nicht fehlen, daß auch die ärmern Klassen sich mit Begeisterung schlugen.

Mit den Soldaten war es ein ganz anderer Fall; diese

waren in den Forts und Kasernen eingesperrt; täglich sahen sie ihre Lebensmittel sich vermindern, und wo sie im offenen Kampfe mit dem Volke zusammen kamen, wurden sie meist schmachvoll zurückgeschlagen. So war der General Vial, ein in Sicilien berüchtigter und verhaßter Mann schon am 14. glänzend besiegt worden, als er das Macqueda-Thor angriff um die Stadt mit Sturm einzunehmen. Die Insurgenten hatten die Truppen ruhig näher kommen lassen. Mit stoischem Gleichmuth hatten sie das Feuer der Angreifenden ausgehalten, dann aber ein mörderisches Gewehr- und Kartätschenfeuer auf die Truppen eröffnet. Jeder Schuß, den die Bürger thaten, traf sicher seinen Mann, denn er wurde von geübter und sicherer Hand abgefeuert. Mit furchtbarem Verlust mußte Vial sich zurückziehen; seine Reiterei war fast ganz zusammengehauen, sein Fußvolk zum größten Theile todt oder verwundet. Das Macqueda-Thor war beinahe täglich der Schauplatz des Kampfes, denn da das Thor eigentlich nur dem Namen nach bestand, wählten die Truppen gewöhnlich diesen Ort, um den Versuch die Stadt zu nehmen, zu machen. Ebenso kam es zu heftigen Kämpfen, als die Truppen des Molo sich mit dem Schloß in Verbindung setzen wollten.

Wie sehr der Stolz des Neapolitanischen Statthalters, Herzog v. Majo gebrochen war, wie wenig er noch auf die ihm untergebene Truppenmacht vertraute, geht aus folgenden interessanten Correspondenzen des Herzogs von Majo und des Prätors von Palermo Marchese Spedalotto hervor, welche zu interessant sind, als daß wir sie nicht dem Leser mittheilen sollten.

Sr. Excellenz der Prätor an seine Mitbürger. Ich habe gestern folgenden Brief erhalten:

Sr. Majestät zu schreiben und meinen Brief mit der Deputation selbst durch ein Dampfboot abgehen zu lassen. — Note des Ausschusses. Diese Botschaft ist ohne Antwort geblieben. Die Treulosigkeit des Gouverneurs gegen die Deputirte, die unter ähnlichen Umständen an ihn geschickt wurden, ist zu gut bekannt.

Wie sehr stach der weiche und versöhnliche Ton in den Briefen des Herzogs von Majo von den früheren fulminanten Proclamationen ab, von den blutdürstigen Maximen, nach der jeder Sicilianer, der es nur wagte für die Freiheit seines Vaterlandes zu sprechen, ohne Gnade eingekerkert wurde!

9.

Die Unterhandlungen zwischen dem Herzog von Majo und dem Marchese von Spedalotto wurden fortgesetzt. Die Ausschüsse der Insurgenten brachten jetzt immer klarer die anfangs dunklen und unbestimmten Forderungen des sicilianischen Volkes zu Tage, und zwar bestanden dieselben in der Herstellung der alten sicilianischen Verfassung unter sofortiger Einberufung eines sicilianischen Parlaments in Palermo.

Die Forderung zu bewilligen stand freilich nicht in der Macht des Herzogs von Majo, da gern dieser auch nachgegeben hätte, denn schlechte Wohnung, Hunger, ungewohnte Anstrengung und Krankheit machten die königlichen Truppen täglich mißmüthiger und zum Kampfe ungeeigneter. Es war voraus zu sehen, daß die Insurgenten, welche schon jetzt überall, wo es zum Kampfe kam, siegten, in nicht all zu langer Zeit Meister der verschiedenen, noch in der Macht der Truppen befindlichen festen Punkten, sein würden. Das Schlimmste dabei war, daß nicht einmal aus einer Truppenverstärkung

von Neapel her, die Hoffnung auf den Sieg erwachsen konnte, denn neue Truppen waren nur neue Zehrer für den ohnehin schon sehr beschränkten Vorrath an Lebensmitteln, und schadeten daher mehr, als sie nützten, während die Verstärkungen, welche die Palermitaner täglich vom Lande her erhielten, in der Stadt einen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln aller Art vorfanden, und daher stets kräftig und rüstig in den Kampf ziehen konnten.

Der Herzog von Majo sah dies wohl ein, und hätte gern alle Forderungen der Palermitaner bewilligt, aber dies lag außerhalb seiner Vollmacht, und er sah sich daher genöthigt, am 19. ein Schiff nach Neapel zu senden, welches die Bedingungen der Sicilianer dem Könige überbringen sollte.

Schon am 20. langten die früher nach Neapel gesendeten Fregatten mit vier königlichen Decreten in Palermo an, welche nach der Ansicht Ferdinand II. die Revolution augenblicklich dämpfen und den Palermitanern die Waffen aus der Hand nehmen mußten. Es waren vier Decrete, welche, wenn sie wenige Wochen früher durch freie Entschließung des Königs veröffentlicht worden wären, ganz Sicilien für Ferdinand begeistert hätten, welche aber jetzt bei den Insurgenteu kaum ein anderes Gefühl, als das der Verachtung für einen König erweckten, welcher zu furchtsam und zu schwach war, um seinem bewaffneten Volke gegenüber die alte Strenge und Unnachgiebigkeit zu bewahren, der aber zu gleicher Zeit auch nicht Muth und Charakterstärke genug besaß, um sich den Forderungen seiner Zeit und seines Volkes ganz hinzugeben.

Das Donnerwort „zu spät!" welches in den letzten Wochen ganz Europa durchschüttert hat, welches den von Blindheit geschlagenen Fürsten durch das Wanken der Throne mit

furchtbarer Klarheit die Augen geöffnet hat, hallte auch in Palermo wieder, und die königlichen Decrete wurden von den Ausschüssen der Insurgenten fast einstimmig verworfen; nur ein Mitglied derselben, der Herzog von Serradifalco nahm das Wort für dieselben, wurde aber augenblicklich zum Stillschweigen verwiesen.

Die vier Decrete bestimmen: 1, eine Erweiterung der Machtvollkommenheit der im Jahre 1824 eingesetzten Consulta von Neapel und Sicilien, welcher eine Begutachtung aller Gesetze, so wie der Finanzangelegenheiten, Handelsverträge und Zollfragen zuerkannt war; 2, Trennung Siciliens und Neapels in der Justiz- und Civilverwaltung, sowie Einsetzung nur von sicilianischen Beamten in Sicilien; 3, Ernennung außerordentlicher Rathgeber; 4, Ernennung des Grafen d'Aquila zum Generallieutenant von Sicilien, dem der Prinz von Campofranco, der Herzog von Montalbo, Don Giuseppo Buongardino und D. Giovanni Cassisti als Minister beigegeben wurden; ein fünftes Decret endlich, welches vom 19. datirt ist, gesteht noch außerdem eine freilich sehr beschränkte Preßfreiheit zu.

Solche Vorschläge konnten den Sicilianern nicht genügen, welche von ihrem König schon so oft auf eine treulose Weise betrogen worden waren, und daher auch nicht das geringste Vertrauen mehr zu dem guten Willen und auf das Wort Ferdinands II. hatten. Folgende am 21. Dezember von dem Marchese Spedalotto erlassene Proclamation zeigt am besten, in welcher Art das Volk von Palermo die königlichen Decrete aufnahm.

Sr. Excellenz der Statthalter des Königs hat Sr. Excellenz dem Gouverneur durch ein Schreiben unterm heutigen Datum einige fruchtlose Vorschläge mitgetheilt, welche dem

Wunsche des Volkes nicht entsprechen und keine andere Bürgschaft bieten, als den absoluten Willen des Königs. Sicilien weiß durch die traurige Erfahrung mehrerer Jahre von Leiden und Verzweiflung, was der Wille des Fürsten vermag, wenn das Volk nicht selbst der Verwahrer, der Beschützer seiner Rechte ist. Der Gouverneur hat demnach im Namen des Comité und des Volks folgende Antwort erlassen: „Excellenz! Ich habe dem allgemeinen Comité das mir von Ew. Excellenz unterm heutigen Datum zugesandte Schreiben mitgetheilt, und bin mit der Antwort beauftragt, daß die in jenem Schreiben enthaltenen Verordnungen sich nicht auf ein Volk beziehen können, welches seit neun Tagen den Gräueln des Bombardements, des Kartätschenfeuers und der Brandstiftung ausgesetzt, glorreich seine Rechte auf jene National-Einrichtungen behauptet, die allein ein dauerhaftes Glück für diese Insel begründen können. Als getreuer Dolmetscher des festen Entschlusses des Volkes, kann das Comité nur in den Ansichten beharren, welche es durch meine Vermittelungen Ew. Excellenz dargethan hat, nämlich daß man die Waffen nicht niederlegen, die Feindseligkeiten nicht einstellen werde, bevor nicht Sicilien, in Palermo als Parlament versammelt, auf unsere Zeit die Verfassung wird angepaßt haben, welche unser Land Jahrhunderte besessen hat, die unter dem Einflusse Englands im Jahre 1812 umgestaltet wurde und schließlich im königlichen Decrete vom 11. December 1816 bestätigt worden ist. Unterz. Marchese v. Spedalotto."

10.

Die einzige Hoffnung, welche die freilich sehr geringe reactionäre Parthei in Sicilien, so wie der Herzog von Majo

selbst für die Dämpfung der Revolution auf der Insel hegten, war die, daß unter den Insurgenten selbst Uneinigkeit ausbrechen sollte. Man hoffte in dieser Beziehung besonders auf das Landvolk, welches nach dem Läuten der Sturmglocke in großen Schaaren der Stadt zugeströmt war, und dessen Zahl auf beinahe 12,000 Mann angegeben wurde. Diese Hoffnung schien begründet, denn die Landleute waren allerdings wilde, oft Räubern ähnliche Gesellen, welche schreiend und lärmend die Straßen Palermos durchzogen, die Wohnungen der entflohenen verhaßten Polizei-Commissarien erstürmten, und Alles, was sich irgend von Werth darin befand, aus den Fenstern auf die Straße warfen, so daß dort auf dem harten Lavapflaster die schönen Meubles, die kostbarsten Spiegel zertrümmerten. Es wurden vor den Häusern dieser entflohenen Beamten auf offener Straße Feuer angezündet und in diesen Alles verbrannt und der Vernichtung preis gegeben, was sich an Büchern, Papier und anderen Sachen irgend Werthvolles vorfand. Ebenso erging es den entflohenen Richtern, den Pächtern der Municipalzölle und anderen als königlich gesinnt bekannten Beamten.

Auf solche Bewegungen der unteren Volksklassen, welche nur Akte der schnell und kräftig eingreifenden Volksjustiz waren, gründeten die Reactionäre ihre Hoffnungen; aber sie sollten sich getäuscht sehen, denn einzelne dergleichen Fälle ausgenommen, stellte sich unter den Insurgenten Ruhe und Ordnung täglich mehr her.

Die Regierung gewann immer größeres Ansehen, und bildete sich immer besser aus, die verschiedenen Ausschüsse vereinigten sich zu einer Regierungsjunta in zwei Abtheilungen, deren eine für die Vertheidigung, die andere für die Verwal-

tung arbeitete. Beide vereint ließen vom 22. Januar an eine offizielle Zeitung (Il Citadino, der Bürger) erscheinen, welche die Interessen der Revolution verfechten sollte.

Immer mehr und mehr sahen die königlichen Behörden ein, daß der Aufstand durch die ihnen zu Gebote stehenden Truppen nicht zu dämpfen sein würde, und der General Desauget, der Befehlshaber der von Neapel herübergekommenen Truppen machte deshalb vergebliche Vorschläge zu einem Waffenstillstande, welcher von den muthig kämpfenden Bewohnern Palermos stets zurückgewiesen wurde.

Palermo bot an jenen Tagen einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Der größte Theil der Stadt besteht aus einem Netz sich oft in spitzen Winkel durchschneidender enger und krummer Straßen, und in diesen wogte fortwährend eine ungeheure Menge von Menschen auf und nieder, von denen ein großer Theil unbewaffnet war. An vielen Punkten der Stadt waren alle Läden geöffnet wie im tiefsten Frieden. Die Lebensmittel und Früchte wurden feil geboten wie immer, und Käufer und Verkäufer stritten sich in der gewöhnlichen Weise, während nicht fern von ihnen Gewehr- und Geschützsalven donnerten, während die lange Toledostraße, welche die Stadt bis zum Hafen hin in zwei Theile theilt, vom Schlosse herab fortwährend mit Kartätschen befeuert wurde.

Je näher man dem Kampfsplatze kam, um so mehr veränderten sich auch die Scenen. Man mußte über Barrikaden steigen, und anstatt der unbewaffneten Leute sah man Männer mit Gewehren über den Schultern, mit Piken und Säbeln versehen, dem Theile der Stadt zueilen, wo man einen Angriff der Truppen erwartete, und zwischen diesen wieder schöne Frauen und Mädchen aus allen Ständen, welche den Kämpfern

Lebewohl sagten und sie mit begeisterten Worten anfeuerten zum tapfern Streite für das Vaterland.

Am 22. gab es mehrere heftige Gefechte, welche den ganzen Tag hindurch dauerten, aber immer mit dem Siege der Insurgenten endeten. Am Abende gelang es ihnen nach einem blutigen Kampfe das heftig vertheidigte Novizziato-Kloster zu nehmen und eine bedeutende Anzahl Soldaten zu Gefangenen zu machen.

Wie überall in diesem Kampfe zeigte sich auch hier das Volk von Palermo höchst edelmüthig gegen die Gefangenen, es führte sie mit sich fort, ohne sich die geringste Mißhandlung, oder auch nur eine Schmähung gegen sie zu erlauben, und verpflegte die von Hunger und Anstrengungen kranken Leute auf das Beste. Das Volk von Palermo gab dadurch ein glänzendes Beispiel von der edlen Gesinnung, welche es beseelte, während auf den Soldaten der schreckliche Vorwurf haftet, daß sie mit furchtbarer Grausamkeit wehrlose Benedictiner-Mönche, die in ihre Gewalt gefallen waren, niedergemetzelt hätten; das Volk von Palermo hat auf's Neue bewiesen, daß eine Nation, welche für ihre Freiheit kämpft, überall eine sittliche Größe, eine Erhabenheit zeigt, welche dem Miethling, der für schnöden Sold sein Leben feil bietet, fremd bleiben muß.

Auch am folgenden Tage, am 23. dauerte der Kampf mit gleicher Heftigkeit fort, und die Bank und der königliche Palast wurden von den Palermitanern, welche jetzt schon durch verschiedene eroberte Geschütze stark gemacht worden waren, genommen, wenn auch freilich erst nach einem heftigen und blutigen Gefechte, in welchem die Insurgenten sich der gefan-

genen Soldaten zur Richtung und Ladung der sieben bis acht in ihrem Besitz befindlichen Geschütze bedienten.

Mit der Bank fielen 2 Millionen Ducati in die Hände des Volks.

Palermo hatte an diesem Tage aufs Neue die Schrecknisse eines Bombardements zu dulden, aber man war darauf vorbereitet gewesen, und hatte die Straßen hoch mit Sand befahren, um die etwa zerspringenden Bomben möglichst unschädlich zu machen. Auch waren Schaaren von Knaben stets bereit, um sich mit einem wahren Enthusiasmus auf die niederfallenden Geschosse zu werfen, und den Zünder aus denselben zu reißen.

Der Sieg der Insurgenten war an diesem Tage so unzweifelhaft, daß der Herzog von Majo gezwungen wurde, ins Lager des General Desauget zu fliehen. Der General Vial mußte sich einschiffen.

11.

In Neapel war während dieser Zeit alles ruhig geblieben, wenn man die fieberhafte Aufregung, in welcher die Bewohner der Residenz sich fortwährend befanden, Ruhe nennen will und darf. Auch der Geburtstag des Königs, der 12. Januar, der Tag, an welchem in Palermo die Revolution ausgebrochen war, hatte in Neapel keinen Aufstand hervorgebracht. Man murrte allerdings auch hier darüber, daß der König keine Concessionen bewillige, worauf man Anfangs gehofft hatte, aber man murrte nur, und wenn auch einzelne Volkshaufen die Straßen durchzogen, so kam es doch nicht zu einem offenen Aufstande.

Erst als man in Neapel die Nachricht von der siciliani-

schen Revolution, von dem Siege der Insurgenten gegen die königlichen Truppen erhielt, wurde die Stimmung bedenklich. Das Dampfschiff Vesuvio, welches, wie der Leser bereits weiß, am Abende des 12. vor Palermo angekommen war, aber gleich wieder zurückfahren mußte, brachte den Neapolitanern die ersten bestimmten Nachrichten, welche natürlicherweise durch Erzählung von Mund zu Mund vergrößert und entstellt wurden.

Der König mochte Anfangs die sicilianische Revolution nicht für so ernst aufnehmen, als sie es in der That war. Er fuhr oft mit der Königin spazieren, wobei er eine heitere Sorglosigkeit zur Schau stellte. Auch äußerte er sich zu wiederholten Malen, daß er allen Revolten einen eisernen Widerstand entgegensetzen, und nicht einen Fingerbreit weichen werde, weder in Sicilien noch in Neapel, so lange er auf dem Fort St. Elmo noch eine einzige Kanone habe. Bei dieser hartnäckigen und unklugen Erklärung blieb er, um späterhin desto schmachvoller nachgeben zu müssen: er that es, obgleich die Stimmung der Neapolitaner ihm leicht klar werden mußte; denn als er am 13. das Theater San Carlo besuchte, entstand ein solcher Tumult in demselben, und es ließen sich so ungewöhnliche, so wenig ehrenbietige Rufe aus dem Parterre nach der königlichen Loge hinauf vernehmen, daß Ferdinand II. sich gezwungen sah, das Theater möglichst schnell zu verlassen.

Es fanden sich in jenen Tagen des Morgens an allen Straßenecken aufrührerische Anschläge, welche allerdings von der Polizei möglichst schnell herabgerissen, aber doch dem Publikum bekannt wurden. Einer derselben lautete z. B. folgendermaßen: „Im Namen Gottes! Palermo und ganz Sicilien sind im Aufruhr. Der König sendet seine Dampfschiffe und

seine Truppen dahin. Volk von Neapel! Bewaffne Dich mit Steinen und Messern, stürme den königlichen Palast und nimm das, was Dir gehört."

Trotz solcher warnenden Vorzeichen blieb der König dennoch bei seiner alten, unsinnigen Hartnäckigkeit. Die schon strengen Censurmaßregeln wurden verschärft, die irgend freisinnigen nord- und mittelitalienischen Zeitschriften durften entweder gar nicht mehr, oder nur halb mit Druckerschwärze übertüncht erscheinen, und die neapolitanische Staatszeitung war schamlos genug, während in Neapel fortwährend neue Truppen ausgerüstet werden mußten, um den Aufstand in Palermo zu dämpfen, während dort die Insurgenten überall siegten, in officiellen Artikeln das Publikum zu belügen und zu erzählen, daß die Revolution in Sicilien überall durch die glorreiche Tapferkeit der königlichen Truppen, welche stets siegten, völlig gedämpft werde.

Daß unter solchen Verhältnissen die am 18. und 19. veröffentlichten königlichen Decrete, deren Inhalt wir schon früher angegeben haben, in Neapel geringen oder gar keinen Eindruck machen konnten, liegt auf der Hand. Erzwungene Concessionen sind gar keine Concessionen, für die Erfüllung seiner Bitten mag ein Volk dankbar sein, nicht aber für die Gewährung von Forderungen, welche es sich mit den Waffen in der Hand ertrotzt hat. Ein Fürst, welcher in der Zeit der Revolution stets nur den Forderungen seiner Zeit nachhinkt, der weder den Geist noch die Kraft hat, denselben vorauszueilen, darf niemals auf die Liebe und Dankbarkeit seiner Unterthanen rechnen!

Auch Ferdinand II. hatte jetzt keinen Dank für seine zu späte Nachgiebigkeit, zu welcher ihn nur die dringenden Bitten

des Prinzen von Salerno und des Grafen Aquila, so wie seine eigene Furcht bewegten. Man verlangte jetzt mehr, sowohl in Neapel, als in Sicilien, und die königlichen Concessionen hatten vollends gar keine Wirkung, als man die verächtliche Aufnahme derselben von Seiten der Palermitaner in Neapel erfuhr.

In den folgenden Tagen erschien ferner ein neues Preßgesetz, welches die gesammte in- und ausländische Presse behandelte, und die Ausübung der Censur unter die Aufsicht einer Commission stellte, welche aus zwanzig Männern der Wissenschaft, sowohl Priestern als Laien bestehen sollte; eben so auch am 24. Januar ein Amnestie-Decret, welches indessen eben so wenig wie das Preßgesetz befriedigte, denn es war eben so wenig etwas Volles, Ganzes, den Wünschen des Volkes Vorauseilendes. Es lautet folgendermaßen:

„Wir Ferdinand II. von Gottes Gnaden rc. Nachdem Unsere Ministersecretaire der Gnade und der Gerechtigkeit und der allgemeinen Polizei Uns, den ihnen ertheilten Befehlen gemäß, die Listen der wegen politischen Ursachen Verurtheilten und Verhafteten vorgelegt, haben Wir, den Antrieben Unseres königlichen Herzens folgend, also beschlossen: Art. 1. Wir gewähren vollständige Gnade den wegen politischer Ursachen Verurtheilten und Verhafteten, die sich innerhalb des Reichs befinden. Art. 2. In dieser Gnade sind auch mitbegriffen, der Priester D. Giovanni Krimy, der Canonicus D. Paolo Pellicano, Giovanni Andrea Romeo, Stefano Romeo, Giuseppe Miranda von Ariano, der Priester D. Vincenzo de Stinno, D. Vincenzo Mauro, Giuseppe Scala, Vincenzo, welche aus Gründen der öffentlichen Ruhe bis zu Unserer weiteren Entschließung auf einer Insel verbleiben

sollen. Art 3. Unser Ministerium und Unser Generalstatthalter in Unsern königlichen Dominien jenseit des Pharus sind mit dem Vollzug dieses souveränen Actes beauftragt."

Also wieder etwas Halbes, nichts Vollständiges, nichts Ganzes. Die Amnestie erstreckte sich bloß auf diejenigen politischen Verbrecher, welche bereits in Haft und abgeurtheilt waren, nicht aber auf die Verbannten und Geflohenen, und auf diejenigen, welche im gegenwärtigen Augenblicke an der Spitze der Bewegungen in Palermo, dem übrigen Sicilien und in Calabrien standen. Eine solche Maßregel konnte unmöglich befriedigen. Und es war daher ganz natürlich, daß überall im Königreiche, und zwar besonders in den Provinzen die Aufregung sich mehrte.

12.

Am 20. Januar des Mittags kamen auch in Neapel die ersten Vorzeichen einer bevorstehenden Revolution. Es ertönte plötzlich in allen Straßen, das aus früheren Zeiten her bekannte Revolutionssignal: „fuy, fuy!" (Es rette sich, wer kann). Ein gewaltiges Drängen und Treiben folgte diesem Ausruf; die Thüren und Läden wurden geschlossen; Frauen und Kinder liefen angstvoll umher, um sich aus der bevorstehenden Gefahr zu retten. Die jungen Leute kamen bewaffnet aus den Häusern, um sich nach dem Orte zu wenden, wo der Beginn der Revolution erwartet wurde, aber das Ganze war nichts, als ein blinder Lärm, der sich bald genug wieder verlor. Dessenungeachtet schüttelten doch die alten neapolitanischen Bürger bedenklich den Kopf und einem Fremden, der sich über den panischen Schrecken der ganzen Stadt

spöttisch ausgelassen hatte, wurde ganz ernst erwiedert: das ist so unsere Revolution, so fängt man bei uns an.

Der König schien dies auch zu glauben; er war in einer ungeheuren Aufregung, und wußte kaum, was er beginnen sollte. Man hätte in ihm wahrlich den Mann nicht wieder erkannt, der vor so kurzer Zeit noch so viele Todesurtheile ohne Mitleid zu empfinden unterschrieb, der so trotzig ausgerufen hatte: Es werde nichts ihn bewegen nachzugeben, so lange er noch eine Kanone auf dem Fort St. Elmo besitze.

Sein Trotz war gebrochen und eine erbärmliche Furcht beherrschte jetzt diesen übermüthigen Mann, so daß fortwährend eine Dampffregatte in dem Hafen lag, bereit, ihn und seine Schätze aufzunehmen und nach einem fremden Lande in Sicherheit zu bringen.

Der Polizeiminister Del Carretto und der General Statella, der erstere zu Wagen, der zweite zu Pferde, begaben sich unmittelbar nach dem Tumulte in der Toledostraße, um wo möglich beruhigend auf das Volk einzuwirken, aber ihre Bemühungen waren in der That sehr vergeblich, denn sie fanden Niemand, den sie hätten beruhigen können. Die Straßen waren fast menschenleer und selbst die eigentlichen Agitatoren der Revolution hatten sich zurückgezogen, entweder weil sie sahen, daß sie jetzt noch keinen Anklang fanden, oder, weil sie für den Augenblick nichts anderes beabsichtigten, als die Stadt durch einen Tumult auf eine Revolution vorzubereiten, und zu gleicher Zeit den König durch die Furcht zu umfassenderen Zugeständnissen zu nöthigen.

Die Polizei verhielt sich bei diesem ganzen Scandal völlig neutral. Es ließ sich fast kein Polizeibeamter sehen; in den Schloßhöfen wurde jedoch sehr viel Militair zusammen-

gezogen und überhaupt schien die Regierung eine ernstliche Bewegung zu fürchten. Am Nachmittage und am 23. blieb Alles ruhig, nur daß sich in der Nacht des 22. einige Hundert Mann von den bessern Ständen angehörigen jungen Leute vor das Haus des Monſ. Cocle, des allgemein verhaßten Beichtvaters des Königs, begaben und dort einigen Scandal machten. Aber schon am 24. gegen Mittag ertönte aufs Neue das Geschrei „fuy, fuy!" durch alle Straßen der Residenz.

Wieder wurden die Läden geschlossen, wieder die Militairmacht aufgeboten, aber es war auch ebenfalls wieder ein leeres Geschrei, welches nur Furcht und Schrecken einjagen sollte.

Am 25. traf der König eine Maßregel, welche im gegenwärtigen Augenblick nicht ohne Bedenken war, wenn sie auch früher vielleicht sehr günstig gewirkt hätte. Es wurden nämlich überall in Neapel Listen für diejenigen ausgelegt, welche sich zu einer Bürgergarde einschreiben lassen wollten. Alle rechtschaffenen Männer, vom 18. bis zum 50. Lebensjahre, wurden ohne Weiteres angenommen und mit Gewehren bewaffnet.

Die Bürgerschaft Neapels verhandelte während dieser Tage mit dem Könige fortwährend durch Deputationen, welche sehr gütig aufgenommen wurden. Auf ihren Wunsch wurde der verhaßte Polizeiminister Del Carretto aus Neapel entfernt.

Die Entfernung dieses kraft- und geistvollen Mannes geschah auf eine eigenthümliche Weise, welche wieder den aus Hartnäckigkeit und furchtsamer Schwäche zusammengesetzten Charakter Ferdinand II. zeigt.

Del Carretto war außerordentlich beliebt bei der Gensdarmerie und überhaupt bei der Armee. Alle seine Untergebenen

waren in jedem Augenblick bereit, für ihn zu kämpfen, und es war ihnen gleichgültig, ob gegen den König oder gegen das Volk. Ferdinand II. fürchtete diesen Mann; er hatte sich deshalb so lange von ihm beherrschen lassen; jetzt aber fürchtete er das Volk noch mehr und mußte sich daher seines bisherigen Günstlings entledigen.

Del Carretto war beim Könige gewesen und hatte sich mit demselben so unbefangen wie gewöhnlich über die zu treffenden Maßregeln besprochen. Gegen zehn Uhr Abends verließ er in Begleitung des General Filangieri den königlichen Palast und fand zu seinem großen Erstaunen, daß die Wache unter dem Gewehr stand. Als er mit seinem Begleiter bis zu derselben gekommen war, eröffnete ihm plötzlich Filangieri, daß er verhaftet sei.

Del Carretto wollte dies Anfangs nicht glauben, er verlangte mit dem Könige zu sprechen, aber Filangieri hatte bestimmten Befehl, den Minister sofort ohne die geringste Zögerung nach dem im Hafen liegenden Dampfschiffe „Nettuno" zu bringen, welches in jedem Augenblick bereit war, in die See zu stechen.

Del Carretto bat nun, ihm wenigstens zu erlauben, daß er einige Wäsche, etwas Geld und die nöthigsten Kleidungsstücke mitnehmen dürfe; aber auch dies wurde ihm nicht gestattet. Er wurde auf's Dampfschiff gebracht, ohne nur von seiner Familie Abschied nehmen zu dürfen. Kaum war er auf dem Schiffe angekommen, als dasselbe in die See stach.

Wie verhaßt übrigens Del Carretto nicht nur in Neapel, sondern in ganz Italien war, geht aus folgendem Vorfalle deutlich genug hervor: Das Dampfschiff „Nettuno" lief Morgens gegen 11 Uhr am 19. Januar in Livorno ein, um Koh-

len einzunehmen. Augenblicklich verbreitete sich unter dem ganzen Volke die Nachricht, daß der neapolitanische Polizeiminister Del Carretto auf dem Schiffe sei. Ein am Hafen stehender Neapolitaner, der sich zum Besuch in Livorno befand, hatte den Minister auf dem Verdeck des Dampfschiffes bemerkt und erkannt.

Mit Blitzesschnelle durchflog die Nachricht die Stadt und eine ungeheure Volksmenge stürmte nun mit wildem Geschrei dem Hafen zu.

Man wollte erst den Kapitain des Nettuno zwingen, den verhaßten Minister in die Gewalt des Volkes zu geben, weil man fürchtete, derselbe möchte möglicher Weise ans Land steigen.

Die Gefahr war so groß, daß der Kapitain des Nettuno sich entschloß, so schleunig als möglich, ohne Kohlen aufgenommen zu haben, in See zu stechen, und Segel aufzusetzen. Er that dies auch wirklich und steuerte gegen Corsica, da das Leben des Minister Del Carretto höchst wahrscheinlicher Weise verloren gewesen wäre, wenn er in jenem Augenblicke dem wüthenden Volke in die Hände gefallen wäre.

13.

Der 25. und der 26. Januar verstrichen vergleichungsweise ruhig, dafür erwartete man aber am 27. wieder ernste Unruhen. Es war an diesem Tage von der revolutionären Parthei eine großartige Tricolordemonstration angesagt, mit der die eigentliche Revolution in Neapel begonnen werden sollte. Die revolutionäre Parthei wollte mit dreifarbigen Fahnen (grün, roth, weiß sind die italienischen Farben) in der Stadt herum und vor das Schloß ziehen, um dort die Constitution auszurufen. Alle Stände sollten sich bei dieser

Demonstration betheiligten und man hoffte, daß, sollte es etwa zu blutigen Scenen kommen, aus den Provinzen Hülfe für die Aufrührer in der Residenz kommen würde; man hofft ebenfalls, daß die Schweizergarden, die freien Söhne einer Republik, sich nicht zum Kampfe gegen ein für die Freiheit glühendes Volk gebrauchen lassen würden.

Schon am 26. war die Demonstration in ganz Neapel bekannt, und man harrte mit furchtbarer Spannung auf den Ausgang derselben. Constitution! das war das allgemeine Geschrei. Aber freilich machten sich die Leute sehr verschiedene Ideen von dem, was eigentlich unter einer Constitution zu verstehen sei. Nur die höheren und Mittelstände hatten einen richtigen Begriff davon, während die Lazzaronis, jener blut- und raubgierige Pöbel Neapels, die vollkommene Freiheit, nach Herzenslust zu rauben und zu plündern, mit diesem Worte verbanden. In den entlegenen Vierteln der Stadt, den Sammelplätzen dieses Gesindels, wie in den Quartieren Mercato und Bassoparto nähten die Frauen Säcke, um die geraubten Schätze und Kostbarkeiten aufzunehmen, und Diener und Mägde fingen an trotzig und ungehorsam zu werden.

Am Nachmittage gegen ein Uhr begann die Bewegung. Ein paar junge Calabresen spannten grüne und rothe Sonnenschirme aus, welche sie mit einem weißen Schnupftuch verbanden, und zogen mit dieser improvisirten Fahne unter dem Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Constitution!“ durch die Stadt.

In wenigen Minuten hatte sich ihnen eine ungeheure Volksmasse angeschlossen. In den Straßen traten die Damen auf die Balkone und streuten Tausende von dreifarbigen Kokarden unter die jauchzende und jubelnde Menge. Sie selbst,

und zwar schöne Frauen und Mädchen aus den höchsten Ständen trugen dreifarbige Kokarden vor der Brust nnd ermuthigten die Männer, indem sie ihnen zuriefen: „Habt Muth! Es lebe die Constitution!“

Wie mit einem Zauberschlage war die ganze Stadt mit dreifarbigen Fahnen besät, welche man längst im Geheimen in Bereitschaft gehalten hatte, und plötzlich trug jeder Mann eine Kokarde.

Es herrschte dabei unter der Bevölkerung der Stadt eine herrliche, fast wunderbare Einmüthigkeit. Männer aus allen Ständen fielen sich unter dem Rufe „Es lebe die Constitution!“ in die Arme und herzten und küßten sich; besonders großartig waren dergleichen Scenen in der schönen Toledostraße, in der ein wahres Menschenmeer mit dreifarbigen Fahnen und Kokarden geschmückt fortwährend auf und nieder wogte.

Die Regierung blieb während dieser Zeit nicht müßig. Sie entschloß sich, die Menschenmassen mit Gewalt auseinander zu treiben, dabei aber, wenn irgend möglich, kein Blut zu vergießen. Anf dem Castell St. Elmo wurde die rothe Fahne der Revolution aufgezogen, und Kanonenschüsse donnerten als Allarmsignal für die übrigen Forts herab. Die gesammte in Neapel befindliche Truppenmacht wurde aufgeboten und stellte sich besonders in der Nähe des Schlosses auf dem Schloßplatze und andern großen Plätzen der Stadt in Schlachtordnung auf. Scharf geladene Kanonen wurden aufgefahren und Kanoniere mit brennenden Lunten daneben gestellt, welche jeden Augenblick bereit waren, Feuer auf das waffenlose Volk zu geben, denn von allen den Tausenden, welche mit dreifar-

digen Fahnen und Kokarden jubelnd und jauchzend die Stadt durchzogen, hatte auch nicht ein Einziger Waffen.

Der Jubel und das Geschrei dauerte noch einige Zeit fort. Zahlreiche Patrouillen, theilweise von mehreren Hundert Mann, durchzogen von Geschützen begleitet die Stadt, um die Menge auseinander zu treiben; aber überall entwickelten dieselben eine lobenswerthe Mäßigung, nirgends wurde unter das Volk eingehauen oder geschossen, wie dies in andern Städten bei ähnlichen Gelegenheiten so unbarmherzig geschehen ist.

Die Offiziere der Truppen und unter ihnen ganz besonders der General Statella gaben sich alle mögliche Mühe durch freundliche Worte, durch gütiges Zureden die erhitzten Gemüther zu beruhigen. Der General Statella stimmte oft selbst in den Ruf: „Es lebe der König!" ein, und als ihn endlich das Volk bedrängte und ihn bat, bei dem Könige für die Gewährung der Constitution zu wirken, rief er: „Ihr sollt sie haben!"

Das Volk wußte die Mäßigung der Truppen anzuerkennen. Es setzte denselben nirgends einen Widerstand entgegen, der zum Blutvergießen hätte führen müssen, im Gegentheil zeigte es sich äußerst freundlich gegen dieselben, denn als auf dem durch den Regen schlüpfrig gemachten, glatten Lavapflaster der Stadt mehrere Kavalleristen ausglitten und niederstürzten, wurde ihnen vom Volke hülfreiche Hand geleistet, und eben so geschah es mit dem General Statella, der mitten in einem Volkshaufen mit seinem Pferde stürzte.

Man wollte eine Constitution, aber man wollte dieselbe wo möglich auf gütlichem Wege, ohne Blutvergießen erlangen.

Nach einigen Stunden des Umherziehens zerstreuten sich

die Volksmassen wieder, und nur in den entlegenen Vierteln der Stadt blieben noch Haufen von Schreiern zurück, welche besonders durch die Bezahlung einiger Engländer gedungen worden waren, die Unruhe zu erhalten; aber auch diese Haufen wurden durch das Militair auseinander gesprengt, ohne daß irgend Blutvergießen dabei statt gefunden hätte.

Die Stadt blieb unterdessen den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch in beständiger Bewegung. In den meisten Straßen standen kleinere oder größere Volkshaufen zusammen, welche sich über die in den folgenden Tagen zu treffenden Maßregeln besprachen. Volksredner traten unter diesen auf, welche frei und unverholen ihre Meinung sagten, wie dies wohl früher selten in Neapel geschehen sein mochte, denn am heutigen Tage war von einer Polizei kaum die Rede. Auch in den verschiedenen Kaffeehäusern und Restaurationen hatte sich ein zahlreiches Publikum versammelt. Ebenso standen alle Balkons in den Straßen voll von Menschen, und bis gegen drei Uhr in der Nacht hörte man überall in der Stadt den Ruf: „Es lebe die Constitution! Es lebe der König!“ Dann erst wurde es nach und nach ruhig.

Am andern Morgen (am 28.) waren an allen Ecken Neapels große Maueranschläge zu finden, welche meistens die sehr laconische Inschrift trugen: „Heute ein Tag der Beobachtung, morgen ein Tag des Blutes!“

Diese Drohung, so wie die aus allen Provinzen eintreffende Nachricht, daß die ganze Bevölkerung bereit wäre, unter Waffen zu treten, und am 29. die Neapolitanischen Insurgenten mit aller Kraft zu unterstützen, setzte das Ministerium in Bestürzung. Es bat den König um seine Entlassung, und diese wurde angenommen. Der Herzog war

Serra Capriola wurde mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, aber er erklärte sich nur unter der Bedingung dazu bereit, daß der König endlich in die gebieterischen Forderungen seines Volkes willige und demselben eine Constitution gebe. Am 29. Januar erschien folgendes Decret mit großer Schrift an allen Straßenecken Neapels:

Neapel, 29. Januar 1848.

Wir Ferdinand II., König beider Sicilien und von Jerusalem, Herzog von Parma und Placentia, erblicher Großprinz von Toscana u. s. w.

„Nachdem Wir den allgemeinen Wunsch Unserer vielgeliebten Unterthanen, der jetzigen Bildung angemessene Bürgschaften und Institutionen zu haben, vernommen, erklären Wir, daß es Unser Wille ist, den Uns offenbarten Wünschen zu entsprechen und eine Constitution zu geben. Wir haben Unseren neuen Staatsminister beauftragt, Uns binnen 10 Tagen einen Entwurf auf folgenden Grundlagen vorzulegen:

„Die gesetzgebende Macht wird ausgeübt durch Uns und durch zwei Kammern, nämlich eine Pairskammer und eine Deputirtenkammer. Die Mitglieder der ersten Kammer werden durch Uns ernannt, die der Deputirtenkammer werden durch Wahlen nach einem bestimmten Consens ernannt.

„Die einzige herrschende Staats-Religion ist die römisch-apostolisch-katholische, und keine andere wird geduldet.

„Die Person des Königs soll immer unverletzlich und unverantwortlich sein.

„Die Minister des Königs sind für alle Regierungshandlungen verantwortlich.

„Die Land- und Seemacht bleibt immer vom König abhängig.

„Die Nationalgarde wird im ganzen Königreiche auf eine gleichmäßige, mit der Hauptstadt gleichförmige Weise organisirt.

„Die Presse ist frei und nur einem Repressivgesetze gegen Beleidigungen der Moral, der Religion, des Königs, der königl. Familien, der fremden Herrscher und der Privatehre und Privatinteressen unterworfen.

„Indem Wir dem Publicum Unsere souveraine und freie Entschließung mittheilen, vertrauen Wir der Gesetztreue und dem guten Geist Unserer Völker zur Erhaltung der Ordnung, der Achtung vor dem Gesetz und den bestehenden Behörden.

Ferdinand,

der Staatssecretair, Präsident des Ministerrathes, Herzog von Serra-Capriola."

Der Jubel, mit welchem diese Bekanntmachung aufgenommen wurde, ist kaum zu beschreiben.

14.

Es war am Morgen gegen zehn Uhr, als das Königliche Decret über die bewilligte Constitution in Neapel an allen Straßenecken veröffentlicht wurde, und wahrlich diese Bekanntmachung übte einen fast zauberhaften Einfluß auf alle Bewohner der Residenz aus. Die gedrückte Stimmung, in welcher sich in den letzten Tagen die Neapolitaner befunden hatten, wich einem Taumel der Freude und des Entzückens. Wie am 27. durchzogen ungeheure Volkshaufen die Straßen unter dem Jubelgeschrei: „Es lebe der König! Es lebe die

Constitution!“ Wie an jenem Tage prangten an allen Mützen dreifarbige Kokarden, wehten von allen Balkonen stattliche grün-roth-weiße Fahnen; aber wie ganz anders waren heut die Freudenäußerungen. Auch an jenem Tage hatte man sich umarmt, geküßt; aber es war der Kuß, mit dem der Freund vom Freunde scheidet, wenn er in die blutige Schlacht ziehen will; heut war es der Kuß der Freude und des Entzückens, des Wiedersehens nach der glücklich überstandenen Gefahr.

Ganz Neapel erschien wie ein großes Freudenhaus; alle Stände vereinigten sich, um sich gegenseitig Glück zu wünschen und sich mit einander zu freuen. Die eleganten Equipagen rollten wieder durch die Straßen der Residenz und darin saßen Damen aus den höchsten Ständen, welche dem umgebenden Volke Blumen, dreifarbige Schleifen und Kokarden zuwarfen, und freudig mit einstimmten in den Jubelruf der Menge. Prächtige seidene Fahnen waren aufgesteckt und wo sich dieselben sehen ließen, wurden sie mit freudigem Willkommen empfangen.

Besonders in der großen Toledostraße war des Jubels gar kein Ende. Lebehochs wurden dort ausgebracht auf alles mögliche, was nur irgend die Sympathie des lebhaften, leicht beweglichen Neapolitaners erregen konnte. So rief man bunt durch einander: „Es lebe Palermo! Es lebe der König, Italien, die Constitution, die Bürgergarde, Pius IX.!“ In höchst komischer Weise brachte das glückliche, in seinem Enthusiasmus so frohe Volk sogar ein Lebehoch auf Ibrahim Pascha aus, der sich damals gerade in Neapel aufhielt, und, um das schöne Schauspiel anzuschauen, den Toledo entlang fuhr; ob die Unterthanen Mehmed Ali’s nach überstandenen Bastonaden

in dieses Lebehoch eingestimmt haben würden, möchte schwer zu erweisen sein.

Gegen zwölf Uhr Mittags zeigte sich der König dem Volk, und ritt durch alle Straßen der Residenz, gefolgt von den Grafen von Aquila und Trapani. Er wurde überall mit einem ungeheuren, ganz enthusiastischen Jubel empfangen.

Der König sah anfangs sehr mißgestimmt und verdrieß-lich aus, denn es schmerzte ihn bei seinem herrschsüchtigen und hartnäckigen Charakter, daß er den Forderungen des Vol-kes hatte nachgeben müssen, aber Ferdinand II. ist kein un-edler Mann, er hat viele und schlimme Charakterfehler, wie wir dies schon öfter zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, aber eine Tugend wenigstens müssen wir ihm zusprechen: es ist die Liebe zu seinem Volke, welche er niemals, auch selbst in der Zeit verleugnet hat, wo er den Absolutismus am strengsten aufrecht erhalten wollte. Seine Hartnäckigkeit, die vielen blutigen Todesurtheile, welche er unterzeichnet hatte, entsprangen nicht aus einem grausamen Herzen, denn es ist gewiß, daß Ferdinand II. nach der Unterschrift jedes Todes-urtheils eine traurige Nacht durchleben mußte; aber er unter-schrieb dennoch, der Absolutismus war bei ihm Ueberzeugungs-sache, und seine Hartnäckigkeit wurde fortwährend genährt durch die falschen Rathschläge schändlicher Diener. Wenn Männer, wie Dell Carretto, Nunziante, San Angelo und an-dere ähnlichen Schlages, die Umgebung eines Fürsten aus-machen, dann ist es wahrlich nicht zu verwundern, wenn dieser nur durch Blut sich auf dem Throne fest halten zu können glaubt. Erst der Donner der Revolution kann dem Bethörten die Binde von den Augen reißen und ihm die nackte Wahrheit in ihrer ganzen Schrecklichkeit darstellen.

Auf seinem ganzen Wege durch die Stadt, wurde der König mit einer Herzlichkeit und Freude empfangen, welche ihm deutlich zeigte, daß die Herzen seines Volkes ihm noch nicht entfremdet seien, aus der er klar ersehen konnte, daß nur die von seinen schlechten Dienern veranlaßten Regierungsmaßregeln den Zorn des Volkes gegen ihn erweckt hatten. Ueberall drängten sich die Bewohner der Stadt, Männer und Frauen aus allen Ständen, dem Könige zu; oft mußte er anhalten, um einige herzliche Worte mit dem Volke zu sprechen, und dieses jubelte ihm freudig zu. Man ergriff seine Hand und drückte und küßte sie, und wo sich der König irgend sehen ließ, da erschallte ein enthusiastisches Lebehoch ihm entgegen.

Eine solche Freude mußte das Herz des Königs rühren. Seine anfangs strengen und sorgenvolle Züge, in denen man manche schwer durchwachte Nacht lesen konnte, wurden nach und nach freundlicher, und besonders als sich eine große Anzahl junger Leute, welche eben erst aus den Kerkern entlassen worden waren, um ihn drängte, seine Hand ergriff und sie lebhaft küßte, da wurde er innig gerührt.

„Nun jubelt nur," sagte er zu diesen, „aber wissen konntet Ihr wohl, daß ich's so schlimm nicht mit Euch meinte, Ihr hättet nicht so stürmisch fordern sollen, ich will ja nur Euer Glück."

15.

Während der innere Theil von Neapel sich ganz und gar seiner Freude überließ, boten die entlegenen Quartiere der Stadt allerdings einen ganz anderen Anblick dar. Auch dort hatten sich große Haufen Volks versammelt; aber diese bestanden fast nur aus zerlumpten Lazzaronis, deren Hoffnungen durch den friedlichen Ausgang der Revolution vollständig

zerstört worden waren. Dies Gesindel hatte auf Raub und Plünderung gehofft, es hatte geglaubt, die seligen Tage wieder kommen zu sehen, in denen die Lazzaronis als die Herren der Stadt nach ihrem Wohlgefallen von den Schätzen der Reichen und Vornehmen schwelgen konnten. Diese Erwartungen waren jetzt durch die friedliche Lösung der Frage völlig vereitelt worden. Die Bürgerschaft und der bessere Theil der Bewohner von Neapel hatten ohne Blutvergießen den Sieg der Freiheit errungen, und es war daher für die Lazzaronis nur dann die Erfüllung ihrer Wünsche möglich, wenn sie durch eine Contrerevolution Blutvergießen herbeiführen konnten.

Wüthend über ihre getäuschten Erwartungen verfolgten sie alle diejenigen mit ihrem Hasse, welche sich, mit den Revolutionsfarben geschmückt, in den entfernten Stadttheilen, den Schlupfwinkeln dieses Gesindels sehen ließen. Sie raubten und stahlen in den Häusern, deren Bewohner sich nach dem Toledo begeben hatten, um dort an dem Jubel über die errungene Freiheit Theil zu nehmen. Und als nun endlich der König auch zu ihnen kam, da umringten sie ihn, und baten ihn, er möge ihnen Waffen geben, um gegen seine Feinde zu kämpfen. „Wir wollen das neue Zeug nicht, wir wollen Dich behalten, wir haben Dich lieb, und wenn Du uns keine Gewehre geben willst, so nehmen wir Steine, um Deine Feinde zu tödten!" So riefen ihm Männer und Weiber stürmisch zu; vergeblich versuchte es der König, diese wüthenden Banden zu besänftigen, vergeblich stellte er ihnen vor, daß er selbst dem Volke freiwillig die Constitution gegeben habe, weil er sich überzeugt davon halte, daß dieselbe zum Glück seiner Unterthanen nothwendig sei, das aufgebrachte Raubgesindel glaubte ihm nicht, oder wollte ihm wenigstens nicht glauben.

„Man hat Dich gezwungen, aber Du sollst Dich nicht zwingen lassen!" so riefen die Lazzaronis dem Könige auf alle seine Versicherungen zu, und in Alt-Neapel zogen Tausende vor ihm her, jeden Bürger insultirend, der das Unglück hatte, ihnen mit einer dreifarbigen Kokarde zu begegnen.

Der in der Stille vom Könige aus Neapel verbannte Polizeiminister Del Carretto, so wie einige Männer ähnlicher Gesinnung, welche durch die freiere Regierung ihres Einflusses und ihrer vortheilhaften Stellen beraubt zu werden fürchteten, waren die Haupturheber dieser reactionären Bewegungen im niedern Volke.

Del Carretto war allerdings nicht mehr in Neapel, aber sein Einfluß wirkte daselbst noch in unheilvoller Weise fort. Das Corps der Gensdarmerie und der Polizei war seinem strengen, aber energischen Führer mit Enthusiasmus ergeben, und es war wüthend darüber, daß derselbe auf eine so plötzliche und geheimnißvolle Weise Neapel hatte verlassen müssen. Die Anhänger Del Carrettos hatten sich verkleidet unter die Lazzaronis gemischt, Geld unter dieselben vertheilt und sie theils dadurch, theils durch die Aussicht auf Raub und Plünderung zu Werkzeugen der Contrerevolution gemacht. Sie hatten einen großen Theil des niederen Volkes für ihre finstern Pläne gewonnen, so die Bevölkerung der Quartiere Carmine, Basso-porto, St. Lucia, Mergellina. Es war diesen Leuten vorgeredet worden, dem Könige solle von den Anhängern der Freiheitsparthei das Leben genommen werden, und durch diesen betrügerischen Vorwand hatten sie es zu erreichen gewußt, daß die wilden Lazzaronibanden, die Weinbauern der Umgebung von Neapel und die ganze Bevölkerung der Posilipo sich in Bewegung setzte, um — dem Könige das Leben zu retten.

Das eigentliche Volk von Neapel benahm sich in dieser schweren Bedrängniß, welche die errungenen Freiheiten wieder zu stürzen drohte, auf eine ganz ausgezeichnete Weise. Die Bürger, welche zum Theil bisher der Nationalgarde noch nicht beigetreten waren, und ebenso auch junge Leute aus den vornehmsten Ständen, bewaffneten sich und durchzogen in Patrouillen die Stadt, um die Ruhe und Ordnung überall wieder herzustellen. Aber auch die Lazzaronis sammelten sich in Haufen zu einigen Hundert Mann, welche, mit Knitteln und Messern bewaffnet, überall diejenigen anfielen, welche durch die drei Farben sich als Anhänger der Freiheitspartei zu erkennen gaben. Diese wilden Banden raubten und plünderten nach Herzenslust; Wagen und Fußgänger wurden von ihnen in gleicher Weise angefallen und jeder irgend anständig Gekleidete insultirt, oft gemißhandelt, und sogar von Mordthaten, welche in jener Zeit vorgekommen sind, erzählen die italienischen Zeitungen. „Wir müssen Brüder, wir müssen alle gleich sein!" das war das fortwährende Geschrei dieser räuberischen Banden, welches seltsam contrastirte mit ihren zur Schau getragenen Anhänglichkeitsversicherungen für den König und für das alte, besiegte System des Absolutismus.

Diese Demonstrationen wurden immer bedenklicher, mußten immer mehr Besorgniß erregen, so daß am 30. die Regierung sich entschloß, die Bürgergarde, in Vereinigung mit den Truppen, gegen dieses aufrührerische Gesindel wirken zu lassen. Der Prinz von Salerno, der sich stets als ein Volks- und Freiheitsfreund gezeigt hatte, wendete sich selbst an die Nationalgarde, um diese aufzumuntern, daß sie in Verbindung mit den königlichen Truppen sich mit voller Kraft bestrebe, dem unheilbringenden Unfug ein Ende zu machen.

Dieses geschah denn auch nach Kräften. Schaaren von jungen Leuten durchzogen bewaffnet mit Stöcken, Jägerflinten und andern eben aufzutreibenden Waffen als Patrouillen die Straßen, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen; die Bürgergarde und die königlichen Truppen thaten dasselbe; Husaren und Dragoner ritten hinter den Bürgerpatrouillen her, um dieselben zu verstärken, und auch die Schweizer wurden von dem Könige beordert, den Nationalgarden beizustehen, die Gensd'armen und die Polizei hingegen mußten sich zurückziehen, da die Bürger Neapels ihre Hülfe mit Verachtung zurückwiesen. Man kannte die reactionären Bestrebungen dieses Volkes sehr wohl und wollte die zweifelhafte Freundschaft desselben, welche so leicht in offene Feindschaft sich verwandeln könnte, nicht annehmen.

Es kam zu einigen nicht unblutigen Zusammentreffen zwischen den Lazzaronis und den zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung vereinigten Truppen. So mußte auf einen Schwarm von etwa 200 Lazzaronis in der Strada Costantinopoli von den Schweizern Feuer gegeben werden, wobei drei der Unruhstifter auf dem Platze blieben. An anderen Orten wurden diese Räuberbanden von den Bürgern auseinander gesprengt, und einzelne, welche auf frischer That ertappt wurden, theils auf der Stelle niedergestoßen, theils in die Gefängnisse abgeführt.

16.

Während diese Scenen in den äußeren Quartieren der Stadt vorfielen, waren die Hauptstraßen derselben des Abends glänzend erleuchtet und wurden durch unzählige jubelnde Menschen durchzogen. Die Freude dauerte mehrere Tage. Das

Volk war enthusiasmirt für seinen König, und zwar so sehr, daß es die ihm liebgewordenen drei Farben sofort ablegte, als es vernahm, daß der König das Tragen derselben nicht gern sehe. Es wurde anfangs die weiße Farbe, als die Farbe des Friedens für Neapel gewählt. Man ging dann aber zur weiß und rothen über.

Wo der König sich sehen ließ, wurde er vom Volke mit Jubel empfangen. Ganz besonders in den Theatern wurde durch den Ruf: „Es lebe Ferdinand II., Ferdinand der Große, der Edelherzige ꝛc.“ sowohl von Männern, als von Damen der höchsten Stände ausgestoßen, sehr oft die Vorstellung unterbrochen.

Auch in den entlegenen Quartieren wurde es nach und nach ruhig. Die Lazzaronis fingen an einzusehen, daß sie gegen die überlegene Macht der gut bewaffneten und zum heftigsten Widerstande entschlossenen Bürger nichts thun könnten, und sie zogen sich daher bald wieder in ihre Schlupfwinkel zurück.

Ein besonderes Verdienst bei der Beruhigung dieser wilden Banden erwarb sich ein Mann, Namens Don Michele Viscosi, der in eben so volksthümlicher Weise, wie der Pater Ventura in Rom, zu den Leuten zu sprechen wußte. Er ging täglich in den entlegensten Quartieren umher, versammelte einen Haufen Lazzaronis um sich, und wußte diesen in einer so gemüthlichen und beredeten Art und Weise Vorstellungen zu machen, daß seine Rathschläge fast von Allen befolgt wurden. Einige unruhige Auftritte, Raubanfälle und Zusammenrottungen von Lazzaronis kamen allerdings noch in den folgenden Tagen vor, aber diese waren von fast keiner Bedeutung.

So verging die erste Woche im Februar. Mit furchtbarer Ungeduld erwarteten die Neapolitaner die vom Könige

mit seinem neuen Ministerium berathene Verfassung, deren oberflächlicher am 29. Januar veröffentlichter Entwurf einen solchen Freudentaumel über Neapel gebracht hatte. Schon am 8. Februar glaubte man mit Bestimmtheit das Verfassungsgesetz erscheinen zu sehen, aber es kam noch nicht. Auch am 9. und 10. nicht. Schon waren die Neapolitaner wieder auf dem Sprunge, durch die Mittel der Gewalt die Beschleunigung des Gesetzes zu erzwingen, denn sie fürchteten, daß der Herzog von Serracapriolo, welchen man für nicht sehr energisch hielt, das Verfassungsgesetz verzögern und dasselbe vielleicht nicht so freisinnig machen werde, als vom Volke gewünscht wurde. Schon munkelte man in Neapel, daß der König neue Botschaften von Rußland und Oesterreich empfangen habe, welche ihn zum heftigsten Widerstand gegen die liberale Parthei anfeuern sollten. Schon flüsterte man sich zu, daß auch Frankreich auf die Seite der Hofparthei getreten sei, und daß nur England als Freund und Beschützer des Volkes bleibe. Es kam sogar in den Tagen des 9. und 10. zu manchen nicht unbedeutenden und unbedenklichen Demonstrationen; der Ruf: Nieder mit den Deutschen! Tod den Deutschen! erscholl häufig durch die Stadt, weil man Oesterreich die Hauptschuld am verzögerten Erscheinen der Verfassung gab. Vergebens suchten Proclamationen der Polizeibehörden, der Minister und des Königs, die leicht zur Freude, aber auch zur Wuth erregbaren Neapolitaner zu beruhigen. Schon rotteten sich wieder Volkshaufen auf den Straßen zusammen, und der Ausbruch neuer Unruhen war zu besorgen, da erschien endlich am 11. Januar die langersehnte Verfassung.

Wie mit einem Zauberschlage waren alle Zeichen der Unruhe und des Mißvergnügens aus der Residenz verschwun-

den, und ganz Neapel glich an jenem Tage einem wogenden Freudenmeere. Solcher Jubel, versichern Augenzeugen, als an jenem Tage an allen Orten der Stadt sich kund gegeben, wäre ihnen selbst bei den freudigsten Gelegenheiten in Italien nirgend vorgekommen. Dieses maßlose Entzücken, diese enthusiastische Freude wäre so überschwenglich, so begeisternd gewesen, daß sie selbst, obgleich kälter fühlende Deutsche, mit fortgerissen worden wären, daß sie in den allgemeinen Jubel hätten einstimmen müssen.

Wir schließen hier die Schilderung der Ereignisse in Neapel, um wieder nach Sicilien überzugehen und dem Leser die wichtigen und folgenreichen Begebenheiten zu erzählen, welche die schöne Insel uns darbietet, nachdem wir noch den gütigen Leser mit der Neapolitanischen Verfassung bekannt gemacht haben.

17.

Die Neapolitanische Verfassung.

1.

Wir erlauben uns in dem Nachfolgenden dem gütigen Leser einen Grundriß der Neapolitanischen Verfassung zu übergeben, den wir der Augsburger allgemeinen Zeitung entnehmen. Wir glauben dies um so mehr thun zu müssen, als es unseren Tagen, wo ganz Deutschland von der Verfassungsfrage bewegt wird, wo besonders in Preußen kaum ein anderer Gedanken herrscht, als der, „wie wird unsere Verfassung ausfallen?“ Von der allerhöchsten Wichtigkeit ist, die Verfassung auch anderer Länder kennen zu lernen.

Nur durch den Vergleich kann man sich ein ruhiges und

gediegenes Urtheil bilden, nur der Vergleich befähigt uns, eine selbstständige Meinung über unsere eigene Verfassung zu erhalten, und richtig über die Vorgänge, über die Mängel abUrtheilen zu können, welche sie vielleicht enthalten wird. Wir glauben vielmehr, daß eine Darlegung der Neapolitanischen Verfassung nicht allein von historischem Interesse für unsere gütigen Leser ist, sondern daß sie auch gerade in unseren Tagen wesentlich zum Verständniß unserer eigenen vaterländischen Bewegungen beitragen kann.

2.

Der Eingang der Neapolitanischen Verfassung lautet im Wesentlichen folgendermaßen:

„In Gemäßheit des souveränen Actes vom 29. Januar 1848, durch welchen Wir, dem einstimmigen Wunsche Unserer vielgeliebten Völker willfahren, aus vollem, freiem und selbstständigem Entschluß in diesem Königreich eine der Aufklärung der Zeiten entsprechende Verfassung einzuführen verhießen; in den ehrfurchtgebietenden Namen des allmächtigen, heiligen, dreieinigen Gottes, welchem allein es gegeben ist, in der Tiefe des Herzens zu lesen, und der Wir laut als Richter der Reinheit Unserer Absichten und der offenen Loyalität, womit Wir entschlossen sind auf diese neuen Wege politischer Ordnung einzugehen, anrufen; nach mit reiflicher Erwägung erfolgten Vernehmung unseres Staatsraths haben Wir beschlossen zu proclamiren und proclamiren Wir unwiderruflich nachstehende von Uns sanctionirte Verfassung."

Allgemeine Bestimmungen. Das Königreich beider Sicilien ist fortan eine gemäßigte constitutionelle Erbmonarchie mit repräsentativen Formen. Die Gebietseintheilung bleibt

dieselbe wie bisher, und kann nur in Folge eines Gesetzes geändert werden. Die einzige Staatsreligion wird immer die römisch-katholisch-apostolische sein, ohne daß jemals die Ausübung irgend einer anderen Religion gestattet werden könnte. Die gesetzgebende Gewalt wohnt gemeinschaftlich dem König und einem aus einer Pairs- und Deputirtenkammer bestehenden Nationalparlament bei. Die ausübende Gewalt steht ausschließlich dem Könige zu. Die Initiative zur Beantragung von Gesetzen steht ohne Unterschied dem König und jeder der beiden Kammern zu. Die Interpretation der Gesetze gebührt ausschließlich der gesetzgebenden Gewalt. Die Verfassung gewährleistet die volle Unabhängigkeit der Gerichte. Geeignete Gesetze werden, außer der freien Wahl seitens der respectiven Einwohner zu den Gemeindeämtern, und Gemeinden und den Provinzen rücksichtlich ihrer innern Verwaltung die größtmögliche Freiheit gewähren, welche sich mit der Erhaltung ihres Vermögens verträgt. Fremde Truppen können nur in Folge eines Gesetzes zum Dienst des Staates zugelassen werden; doch werden die bestehenden Verträge fortwährend geachtet werden. Eben so wenig darf ohne ein besonderes Gesetz fremden Truppen die Besetzung oder der Durchzug durch das Gebiet des Königreichs gestattet werden, mit einziger Ausnahme des Durchzugs der päbstlichen Truppen nach (den im neapolitanischen Gebiet inclavirten Fürstenthümern) Benevent und Pontecorvo. Den Militärs aller Waffengattungen können ihre Rangstufen, Ehren und Pensionen nur in Gemäßheit der Gesetze und Reglements entzogen werden. Im ganzen Königreich soll eine Nationalgarde bestehen, deren organische Einrichtung durch ein Gesetz bestimmt werden soll. In diesem Gesetze kann niemals der

Grundsatz abgeschafft werden, daß die verschiedenen Grade in der Nationalgarde, bis zum Capitänsrang, von denjenigen, welche die Nationalgarde bilden, durch Wahl übertragen werden. Die Staatsschuld wird anerkannt und gewährleistet. Keinerlei Art von Steuer, die Communalabgaben nicht ausgeschlossen, kann anders als in Folge eines Gesetzes auferlegt werden. Steuerfreiheiten können nicht gewährt werden, außer durch ein Gesetz. Die directen Steuern werden jährlich von den Kammern bewilligt; die indirecten können die Dauer von mehreren Jahren haben. Die Kammern votiren jährlich das Budget und bestätigen die darauf bezüglichen Rechnungen. Das Staatseigenthum kann nur in Folge eines Gesetzes veräußert werden. Das Petitionsrecht steht allen ohne Unterschied zu. Alle Bürger ohne Unterschied des Standes sind gleich vor dem Gesetze. Die Fähigkeiten zu öffentlichen Aemtern berufen zu werden, steht allen Bürgern ohne Unterschied zu, und ohne irgend einen andern Rechtstitel, als den ihres persönlichen Verdienstes. Die persönliche Freiheit wird garantirt. Niemand kann anders verhaftet werden, als in Folge eines von der zuständigen Behörde in Gemäßheit der Gesetze erlassenen Befehls, mit Ausnahme der Eingreifung auf handhafter oder nahe zu handhafter That. Im Fall der Verhaftung als Präventivmaßregel muß der Incriminirte innerhalb der unerstrecklichen Frist von vier und zwanzig Stunden der zuständigen Behörde übergeben und dieser die Gründe seiner Verhaftung angezeigt werden. Niemand darf wider seinen Willen vor einen andern Richter, als welchen die Gesetze bestimmt, gestellt, und es können keine andere Strafen, als welche im Gesetze vorgeschrieben sind, verhängt werden. Das Eigenthum der Bürger ist unverletzlich, und die volle Aus-

übung desselben kann nur in Folge eines Gesetzes aus Gründen des öffentlichen Interesses beschränkt werden. Das literarische Eigenthum ist gleichfalls garantirt und unverletzlich. Die Wohnung der Bürger ist unverletzlich, außer wo das Gesetz selbst Haussuchung gestattet, die dann nur in den von dem Gesetze vorgeschriebenen Formen stattfinden darf. Das Briefgeheimniß ist unverletzlich. Die Verantwortlichkeit der Postbeamten wegen Verletzung des Briefgeheimnisses soll durch ein Gesetz bestimmt werden. Die Presse ist frei und lediglich einem Repressivgesetz unterworfen, welches über all' das erlassen werden soll, was die Religion, die Sittlichkeit, die öffentliche Ordnung, den König, die königliche Familie, die auswärtigen Regenten und ihre Familien, die Ehre und die Interessen der Privaten verletzen kann. Unter denselben Normen zur vorläufigen (präventiven) Garantie der Moralität der öffentlichen Schauspiele wird ein geeignetes Gesetz erlassen werden. Rücksichtlich derjenigen Schriften, welche religiöse Gegenstände ex professo behandeln, soll die Presse einem Präventivgesetz unterworfen sein. Die Vergangenheit bleibt mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt; jede bisher ergangene Verurtheilung wegen politischer Anschuldigungen wird cassirt, und jedes Verfahren wegen nachfolgter Ereignisse bis zu dieser Stunde ist untersagt. Capitel I. Von den Kammern. Beide Kammern können nur gleichzeitig zusammen berufen und geschlossen werden, außer wenn die Pairskammer sich in den von der Constitution vorgesehenen Fällen als oberster Gerichtshof versammelt. Zur Eröffnung der Verhandlungen in jeder der beiden Kammern ist die Anwesenheit der absoluten Mehrheit ihrer Mitglieder erforderlich. Die Verhandlungen der Kammern finden öffentlich statt, außer

wenn eine derselben auf den Antrag ihres Präsidenten, welcher Antrag von zehn Mitgliedern begehrt (reclamata) und unterstützt sein muß, sich in geheimem Comité zu versammeln beschließt. Die Beschlüsse werden nach Stimmenmehrheit gefaßt. Die Abstimmung geschieht öffentlich. Ein Mitglied der einen Kammer kann nicht zugleich Mitglied der andern sein. Die Untersuchung der Wahlvollmachten der Kammermitglieder und die Entscheidung der darüber sich erhebenden Streitigkeiten steht jeder der Kammern selbst zu. Die Staatsminister können die Gesetzentwürfe der einen oder der andern Kammer ohne Unterschied verlegen; die Gesetzentwürfe über Steuern jeder Art oder über das Budget müssen aber nothwendig zuerst der Deputirtenkammer vorgelegt werden, wenn sie von beiden Kammern Meinungsverschiedenheit über den Inhalt eines Gesetzentwurfs stattfindet, so kann die Discussion darüber bei einer der beiden Kammern in der nämlichen Session und im Lauf des Monats, welcher derselben vorhergeht, oder folgt, nicht in Schuldarrest gesetzt werden. In peinlichen Processen können sie ohne Ermächtigung von Seiten ihrer Kammer nicht verhaftet werden, außer in dem Fall handhafter oder nahe zu handhafter That. Jede der beiden Kammern macht sich selbst ihr Reglement, in welchem die Art und Ordnung der Verhandlungen und Abstimmungen, die Zahl und die Geschäfte der ordentlichen Ausschüsse, und Alles, was die Einrichtung ihres inneren Dienstes angeht, festgestellt werden.

Capitel II. Von der Pairskammer. Artikel 43. Die Pairs werden von dem König ernannt, welcher aus ihrer Mitte den Präsidenten und Vicepräsidenten wählt. Art. 44. Die Zahl der Pairs ist unbeschränkt. Art. 45. Um Pair zu werden, muß man das Bürgerrecht besitzen und dreißig Jahr

alt sein. Art. 46. Die Prinzen von Geblüt sind von Rechts wegen Pairs und können in dem Alter von 25 Jahren in die Kammer eintreten, aber nicht vor zurückgelegtem 30. Jahre ein Votum abgeben. Art. 47. Wählbar zur Pairswürde sind: 1) Alle, welche seit acht Jahren ein steuerbares Einkommen von 3000 Ducati (6000 Thlr.) besitzen; 2) die Minister-staatssecretaire und die Staatsräthe; 3) Gesandte, welche drei, und bevollmächtigte Minister, welche sechs Jahr lang ihre diplomatische Funktionen ausgeübt haben; 4) die Erzbischöfe und Bischöfe, jedoch nicht über die Zahl 10; 5) die General-lieutenants, Viceadmirale, Generalmajore und Contreadmirale; 6) die, welche 5 Jahre lang das Amt eines Präsidenten der Deputirtenkammer verwaltet; 7) der Präsident und der Generalprocurator des obersten Gerichtshofs und des obersten Rechnungshofs; 8) die Vicepräsidenten und Generalanwälte an den genannten beiden Dicasterien, wenn sie diese Aemter drei Jahre lang verwaltet haben; 9) die Präsidenten und Generalprocuratoren der oberen Civilgerichte (Appellhöfe?), welche die Aemter 4 Jahre lang verwaltet haben; 10) der Generalpräsident der „bourbonischen Gesellschaft" (società borbonica); 11) die Präsidenten der drei Akademien, aus welchen die bourbonische Gesellschaft besteht, wenn sie diese Aemter vier Jahre lang verwaltet. Art. 48. Die Pairskammer constituirt sich als höchster Gerichtshof über die Verbrechen des Hochverraths und des Angriffs auf die Sicherheit des Staats, wenn Mitglieder bei der Kammer solcher bezüchtigt sind. Cap. III. Von der Deputirtenkammer. Art. 49 bis 62. Die Deputirten vertreten die Nation im Ganzen, und nicht die Provinzen, wo sie gewählt werden. Die Dauer der Deputirtenkammer erstreckt sich auf fünf Jahr,

und mit dem Ablauf dieser Periode erlischt auch das Mandat der Deputirten. Die Zahl der Deputirten ist immer der ganzen Bevölkerung entsprechend, so zwar, daß für je 40,000 Seelen ein Deputirter in der Kammer sitzt. Die active und passive Wählbarkeit ist bedingt durch den Besitz des Bürgerrechts und ein Alter von 25 Jahren; ferner darf man nicht im Zustande des Bankerotts oder in einem Criminalproceß verwickelt sein. Wähler sind: 1) Alle, welche ein steuerbares Einkommen besitzen, dessen Größe durch das Wahlgesetz bestimmt werden soll; 2) die ordentlichen Mitglieder der drei Akademien, aus welchen die Società Borbonica besteht, und die ordentlichen Mitglieder der andern königlichen Akademien; 3) die wirklichen Professoren (cattedratici titolari) der königlichen Universität und der öffentlichen Lyceen; 4) die Laurentprofessoren (professori laurenti) aller Fächer an der königl. Universität; 5) die Rathsherrn (decurioni), Bürgermeister und Adjuncten der Gemeinden, während der Zeit der Ausübung dieser Funktionen; 6) Staatsbeamte, welche mit einer Pension von 120 Ducati (240 Thlr.) jährlich in Ruhestand versetzt sind; ebenso Offiziere aller Waffengattungen, die einen Ruhegehalt genießen. Wählbar sind: 1) Alle, welche ein im Wahlgesetz zu bestimmendes steuerbares Einkommen besitzen; 2) die ordentlichen Mitglieder der 3 Akademien, aus welchen die Società Borbonica besteht, die wirklichen Professoren der Universität und die ordentlichen Mitglieder der übrigen Akademien. Auch inamovible Staatsbeamte, Weltgeistliche, sofern sie nicht einer in regulärer oder klösterlicher Form organisirten Congregation angehören, und Militärpersonen sind unter den eben erwähnten Bedingungen sowohl activ als passiv wahlfähig. Die Intendanten (Regierungspräsidenten), General-

secretäre der Intendanten und Unterintendanten sind weder activ noch passiv wahlfähig. Deputirte, welche ein Amt oder eine Beförderung annehmen, verlieren dadurch ihren Sitz in der Kammer, wenn sie nicht wieder gewählt werden. Die Deputirtenkammer wählt jedes Jahr ihren Präsidenten, Vicepräsidenten und ihre Secretäre in geheimer Abstimmung. Für die erste Zusammenkunft der Kammern wird ein provisorisches Wahlgesetz publicirt, welches aber nicht eher definitiv wird, als bis es von den Kammern selbst in der ersten Periode ihrer Legislatur geprüft und discutirt worden. Capitel IV. Vom König. Art. 63 bis 70. Der König ist das Oberhaupt des Staats, seine Person ist heilig und unverletzlich und keinerlei Art von Verantwortlichkeit unterworfen. Er kommandirt die Land- und Seemacht, ernennt zu allen Staatsämtern, verleiht Titel, Orden und Ehrenbezeugungen jeglicher Art; er hat das Begnadigungsrecht, sorgt für Erhaltung der Integrität des Reichs, erklärt Krieg und schließt Frieden, unterhandelt über Allianz- und Handelsverträge und geht die Kammern um ihre Zustimmung zu denselben an, bevor sie ratificirt; er übt die apostolische Legatie (legazia apostolica) und alle königliche Patronatsrechte der Krone aus. Er beruft die Kammern jährlich zu einer ordentlichen Session in dringenden Fällen zu einer außerordentlichen, und er allein hat das Recht sie zu vertagen und zu schließen; ebenso kann er die Deputirtenkammer auflösen, in welchem Fall er aber innerhalb der unerstrecklichen Frist von drei Monaten eine neue berufen muß. Ihm steht die Sanctionirung der von beiden Kammern angenommenen Gesetze zu, und ein Gesetz, dem er die Sanction versagt, kann während derselben Session nicht wieder in Berathung genommen wer-

den. Er läßt die Münzen prägen und sein Bild darauf setzen. Er publicirt die erforderlichen Decrete und Verordnungen zum Vollzug der Gesetze, ohne jemals letztere suspendiren oder jemanden von deren Verfolg dispensiren zu können. Er kann einzelne Theile der Nationalgarde auflösen, wobei er jedoch gleichzeitig die nöthigen Anordnungen zu deren Reorganisirung innerhalb der unerstrecklichen Frist eines Jahres verfügen muß. Die Civilliste wird durch ein Gesetz für die Dauer jeder Regierung festgestellt. Beim Tode des Königs hat der großjährige Thronerbe die Kammern binnen einem Monat einzuberufen, um vor ihnen den Eid auf die Verfassung zu leisten. Ist der Thronerbe minderjährig, und der König hat zuvor keine Anordnungen wegen der Regent- und Vormundschaft getroffen, so haben die Minister unter ihrer speciellen Verantwortlichkeit die Kammern binnen 10 Tagen einzuberufen, um für beides Vorsorge zu treffen. In diesem Falle sollen die Mutter und Vormünderin und zwei oder mehrere Prinzen der königl. Familie Mitglieder der Regentschaft sein. Dasselbe hat zu geschehen, wenn der König durch physische Ursachen an der Regierung verhindert ist. Der feierliche Erbfolgeact des Königs Carl III. vom 6. Oct. 1759, bestätigt im Art. 5 des Gesetzes vom 8. Dec. 1816 die souveränen Orte vom 7. April 1829 und 12. März 1836 und alle auf die königl. Familie bezüglichen Acte verbleiben in voller Kraft. Cap. V. Von den Ministern. Art. 71 bis 76. Die Minister sind verantwortlich. Alle vom Könige unterzeichneten Acte jeglicher Art haben keine Kraft, wenn sie nicht von einem Ministerstaatssecretär gegengezeichnet sind, welcher dadurch sich dafür verantworlich macht. Die Minister haben freien Zutritt zu den Kammern und müssen auf ihr Verlangen das Wort er-

halten; auch können die Kammern die Anwesenheit der Minister bei ihren Verhandlungen fordern. Nur die Deputirtenkammer hat das Recht die Minister in Anklagestand zu versetzen, und die Pairskammer hat ausschließlich die Befugniß sie abzuurtheilen. Ein besonderes Gesetz wird speciell die Fälle, in welchen die Verantwortlichkeit der Minister eintritt, das Gerichtsverfahren gegen dieselben und die Strafen, denen sie, wenn sie schuldig befunden werden, unterliegen, bestimmen. Der König kann verurtheilte Minister nur auf die ausdrückliche Bitte einer der beiden Kammern begnadigen. Cap. VI. Vom Staatsrath. Art. 77 bis 80. Es soll ein Staatsrath von nicht mehr als 24 Mitgliedern bestehen; Ausländer, auch wenn sie das Bürgerrecht haben, sind von demselben ausgeschlossen. Den Vorsitz im Staatsrath führt der Justizminister. Der Staatsrath hat sein motivirtes Gutachten über alle Angelegenheiten, welche ihm vorgelegt werden, abzugeben. Es wird ein Gesetz publicirt werden, um seine Attributionen zu bestimmen; bis dahin hat für denselben das Gesetz über die Generalconsulta des Königreichs Geltung. Cap. VII. Von den Gerichten. Art. 81 bis 86. Es kann keine contentiöse Jurisdiction anders als in Folge eines Gesetzes eingesetzt werden. Außerordentliche Gerichtshöfe können nie, unter welcher Benennung es auch sei, errichtet werden. Doch sind das besondere Militärstrafstatut und die bestehenden Reglements für das Land- und Seeheer damit nicht abgeschafft. Die Gerichtsverhandlungen finden öffentlich statt. Glaubt ein Gericht, daß die Oeffentlichkeit die guten Sitten verletzen könne, so hat es dies in einem besonderen Urtheil auszusprechen und dieses Urtheil muß einstimmig gefaßt sein, wenn es sich um politische oder Preßvergehen handelt. Die

richterlichen Beamten sind unabsetzbar, jedoch erst, nachdem sie unter der Herrschaft der Constitution neu ernannt worden sind, und wenn sie das richterliche Amt schon 3 Jahre nach einander verwaltet haben. Die Agenten des öffentlichen Ministeriums bei den Gerichten sind wesentlich absetzbar. Cap. VIII. Transitorische Bestimmungen. Art. 87. Einzelne Theile dieser Constitution können für Unsere Besitzungen jenseits der Meerenge nach den besonderen Bedürfnissen und Verhältnissen jener Bevölkerungen modificirt werden. Art. 88. Das Budget von 1847 bleibt für das Jahr 1848 in Kraft, und mit ihm bleiben provisorisch in Kraft die bisherigen Befugnisse der Regierung, um den verwickelten und höchst dringlichen Bedürfnissen des Staats mit außerordentlichen Mitteln begegnen zu können. — Durch den Schlußartikel 89 werden alle entgegenstehende Gesetze, Decrete rc. aufgehoben, und sodann werden Anordnungen wegen Besiegelung, Unterzeichnung, Registrirung und Publicirung der Urkunde getroffen. — Folgen die Unterschriften des Königs und sämmtlicher Minister: Herzog v. Serra-Capriola, Baron Cesidio Bonanni, Fürst Dentice, Fürst v. Torella, Commenthur Gaetano Scovazzi, Cavaliere F. P. Bozzelli, Giuf. Garzia.

18.

Wir kehren nach Sicilien zurück.

Bereits in einem früheren Abschnitt haben wir erzählt, daß am 25. Januar die Truppen den königlichen Palast verlassen mußten. Augenblicklich stürzte sich das Volk auf diesen, und überließ sich nun gänzlich seiner Zerstörungswuth. Alles, was von Waffen und Militaireffecten vorhanden war, wurde herausgeholt und unter die bisher noch unbewaffneten Palermitaner vertheilt.

Die übrigen Effecten, die Meubel, Kunstwerke und kostbaren Geräthe wurden theils unbarmherzig zerstört, theils, was leider einen Schatten auf die sonst so lichtvolle Revolution von Palermo wirft, geraubt. Eine Menge Spekulanten hatten sich eingefunden, welche den Dieben die geraubten Schätze sogleich wieder abkauften. In wenigen Stunden war das ungeheure Gebäude von allen seinen Mobilien, Geräthschaften, Zierrathen 2c. vollkommen entblößt, und es standen nichts mehr als die nackten Mauern da.

Die Schätze, von den niemals zu ersetzenden Alterthümern, welche entweder weggetragen oder zertrümmert wurden, waren ungeheuer. Vergeblich bemühten sich einige Mitglieder des Comitats, diese zur Zierde Palermo's gereichenden Sammlungen von Kunstschätzen aus den verschiedenen Epochen der sicilianischen Geschichte vor der Zerstörung und Raubluft der Palermitaner zu retten. Nur Weniges konnten sie erhalten.

Die Wohnungen der verhaßten Offiziere, wie die des General Vial, die Kasernen und Alles, was sonst zu königlichen Gebäuden gehörte, erlitten dasselbe Schicksal, wie der Palast. Alles, was irgend raub- und zerstörbar war, wurde geraubt und zerstört, selbst die Marmorplatten in den Fußböden wurden aufgerissen und zerbrochen. Nur die nackten Mauern blieben stehen als ein Denkmal der Volkswuth.

Man fand in dem Palast zwar noch Waffen, selbst Kanonen genug vor, aber diese waren vorher so unbrauchbar gemacht, als dies in der Eile nur irgend möglich gewesen war, so daß sie den Insurgenten nicht von bedeutendem Nutzen sein konnten. Außerdem aber fanden sich gegen 900 Frauen, Kinder und Kranke oder verwundete Soldaten vor, welche die Truppen der Großmuth der Insurgenten überlassen hatten,

da es bei dem eiligen Rückzug nicht möglich gewesen war, sie mitzunehmen. Ein Major Ascenzo, und ein Lieutenant vom Generalstabe, Anton Reneda, waren zurückgeblieben, um die Verwundeten als Gefangene zu übergeben und sie der Großmuth des stürmenden Volkes zu empfehlen.

Diese Empfehlung wäre kaum nothwendig gewesen, denn ein für seine Freiheit aufstehendes Volk ist meistens von zu edlen Gefühlen beseelt, als daß es grausam und unmenschlich sein könnte, nur bezahlte Miethlinge der Tyrannei sind fähig, wehrlose Gefangene, Verwundete, Frauen und Kinder zu morden.

Trotz der Wuth, mit der das Volk den königlichen Palast stürmte, mit der es Alles raubte und zerstörte, nahm es sich doch der Gefangenen mit der höchsten Menschenfreundlichkeit an und wagte es nicht, auch nur irgend einem derselben ein Leid anzuthun.

Jetzt erst kam es ans Tageslicht, welche jämmerliche Lage die königlichen Truppen den Insurgenten gegenüber gehabt hatten, wie sie bei fortwährendem angestrengten Dienste doch an Allem hatten Mangel leiden müssen, was zu ihrer Nahrung und Stärkung hätte dienen können; nicht einmal die gewöhnliche Ration Wein, an welchen in Sicilien selbst der ärmste Mann gewöhnt ist, erhielten sie; auch ihr Sold blieb aus, und die Muthlosigkeit, ja Feigheit, mit der sie gekämpft hatten, ist daher leicht genug zu erklären.

Der Rückzug der königlichen Truppen wurde nach und nach zur förmlichen Flucht, als einige Streifparthieen der Insurgenten sich auf die Truppen warfen und mit ihren nie fehlenden Gewehren bei jedem Schusse einen Mann niederstreckten, während sie selbst durch die Dunkelheit der Nacht gedeckt und daher fast unangreifbar waren.

Auf der Rhede befanden sich 8 bis 10 neapolitanische Dampfschiffe. Die Einschiffung der Truppen wäre daher leicht möglich gewesen, aber dies scheint gegen die Absicht der Kommandeure gewesen zu sein, denn nur der General Vial schiffte sich mit einigen verwundeten Offizieren und deren Frauen ein.

Bis zum Freitag den 28. blieben die königlichen Truppen am Hafen stehen, wo sie bisher noch nicht angegriffen worden waren, dann aber zogen sie sich plötzlich in einem weiten Halbkreise nach der Bagheria zu. Ein solcher Zug war ein höchst unkluges Unternehmen. Er konnte unmöglich in Ordnung vollbracht werden, da er durch eine Gegend ging, welche mit unzähligen Landhäusern, Bäumen, Hecken und Sträuchern besäet war. Die Insurgenten fanden hier die günstigsten Stellungen, in welchen sie vollständig geschützt auf die Truppen schießen konnten. Die Neapolitaner verloren auch in der That auf diesem Zuge unendlich viele Leute. Sie waren dem Feuer der Insurgenten vollständig bloß gestellt, ohne diesem hingegen im Geringsten schaden zu können; dazu kam der Hunger, der die unglücklichen Soldaten nöthigte, die unreifen Feldfrüchte zu ihrer Nahrung aus dem Boden zu reißen, und sich dadurch noch kränker und schwächer zu machen. Oft zerstreuten sich zu diesem Zweck ganze Züge, ohne auf das Feuer zu achten, durch welches viele von ihnen niedergestreckt wurden; der Hunger überwog ihre Furcht. Eine große Anzahl Soldaten wurde bei solcher Gelegenheit gefangen genommen, aber zur Ehre der Palermitaner sei es gesagt, auf das Menschenfreundlichste behandelt. Die Gefangenen wurden sofort durch Wein und Speisen erquickt, und dann nach der Stadt abgeführt, wo sie sehr froh waren,

nicht mehr in diesem ungleichen und schrecklichen Kampfe fechten zu müssen.

Am 30. befanden sich die Truppen unter der Bagheria, fortwährend von den Insurgenten verfolgt und beschossen von allen Seiten, während sie durch nichts geschützt waren. Auf der Rhede befanden sich mehrere Dampfschiffe; diese näherten sich der Küste und beschossen sie, um den Stand frei zu halten, aber erfolglos, denn die See ist an diesem Theile der Küste so seicht, daß die Schiffe dem Strande nicht nahe genug kommen konnten.

Der Kommandant von Castellamare machte zu dieser Zeit der Regierung in Palermo einige Vorschläge wegen der Uebergabe dieses Forts. Er forderte freien Abzug mit allen Waffen, Kriegs- und anderen Geräthschaften, und Auslieferung aller Gefangenen, deren Anzahl sich weit über 2000 belaufen sollte; seine Forderungen wurden aber von den Insurgenten zurückgewiesen und Vorbereitungen zum Angriff auf Castellamare gemacht. Es waren früher von den Truppen am Hafendamm eine Anzahl Kanonen von schwerem Kaliber vernagelt und ins Meer geworfen worden. Diese wurden jetzt hervorgezogen, wieder in brauchbaren Zustand gesetzt und unter dem Leuchtthurm in einer Batterie aufgestellt, die man gegen das Castellamare richtete, ohne sich an die Drohung des Kommandanten zu kehren, daß er alle Punkte, von denen aus er angegriffen würde, beschießen und ein neues Bombardement über die Stadt verhängen wollte.

19.

Am Morgen des 31. Januar erschien auf der Rhede von Palermo eine Flotte von Dampfschiffen, welche aus

Neapel kamen. Schon tönte durch die Straßen der Stadt das Geschrei, es wollten neue Truppen landen, und alle waffenfähige Männer griffen zu den Gewehren, als man die Dampfschiffe nach Norden steuern sah. Bald darauf kam von Solanto die Nachricht, daß im Gegentheil die am Lande befindlichen Truppen sich eingeschifft hätten, um nach Neapel zurück zu kehren. Eine Menge Pferde, Gefangene, Kriegs- und andere Geräthschaften waren am Lande zurück geblieben, und wurden im Triumphe nach Palermo gebracht.

So war denn von den königlichen Truppen in Palermo nur noch die Besatzung der Citadelle geblieben, der einzige Rest der königlichen Macht in diesem Theile Siciliens.

Auch im übrigen Sicilien hatten die Insurgenten mit Ausnahme von Messina, welches durch eine mächtige Citadelle und 2 Forts beherrscht wurde, überall einen glänzenden Sieg über die königlichen Truppen errungen. Am 26. war der Aufstand in Cantania ausgebrochen, und schon am 29. waren die Truppen überall zurückgeschlagen und die ganze Stadt befand sich mit Ausnahme eines kleinen Castells in den Händen der Sicilianer.

In Girgenti war überhaupt nur eine kleine Besatzung, welche im Fortin am Molo di Girgenti (Ankerplatz) lag. Diese hatte sich dem Aufstande gar nicht widersetzen können, und so war dort die dreifarbige Fahne aufgepflanzt und eine provisorische Regierung gegründet worden, ohne daß es eigentlich zum Kampfe kam, denn die Truppen hielten sich ruhig in den Forts, wo sie nicht angegriffen wurden.

Die Truppen hatten sich im Girgenti eine Scheußlichkeit erlaubt, welche fast allen Glauben übersteigt. Es befanden sich in dem kleinen Fort etwa 300 zur Galeere verurtheilte

Verbrecher unter der Aufsicht der Soldaten. Eine Anzahl von diesen, etwa 90, fand Gelegenheit, zu entweichen, und die Truppen nahmen deshalb, um die übrigen wenigstens zu verwahren, zu einem furchtbaren Mittel ihre Zuflucht. Sie warfen die übrigen 185 in ein enges, unterirdisches Gefängniß, Fossa genannt, welches nur einen Raum von etwa vierzig Kubikfuß hatte.

Als die Truppen das Fort verlassen hatten, fand das Volk 134 jener Unglücklichen erstickt und die übrigen 41 dem Tode nahe. Ein Theil derselben starb auch später, trotz der sorgsamsten Pflege, welche man ihnen widmete. Die Wuth des Volkes war grenzenlos, als es diese Scheußlichkeit entdeckte. Zwei Soldaten, welche sich durch irgend einen Zufall verspätet oder verlaufen hatten und welche man in den Verstecken auffand, wurden auf das Schonungsloseste ermordet. Die vor Wuth schäumende Menge riß sie beinahe in Stücke.

Auch in Palermo hatten sich die Truppen vor ihrem Abzuge aus dem Schloß einer ähnlichen, wenn auch nicht so gräßlichen Schändlichkeit schuldig gemacht, indem sie die Kerker der Sträflinge und Galeerensclaven geöffnet und diese wilde und entmenschte Rotte gegen die Bewohner Palermo's losgelassen hatten. Die Besatzung hatte geglaubt, in dem an 1200 Mann betragenden Verbrecherhaufen ein bedeutendes Hilfscorps zu erhalten, aber ihre Hoffnung war gewaltig getäuscht worden, denn wenn auch Verbrecher, waren diese Männer doch Sicilianer, und durchaus unfähig, gegen ihr Vaterland, gegen ihre Brüder zu kämpfen. Mit dem Rufe: „Es lebe Italien! Es lebe Sicilien!“ hatten sie sich gegen die Soldaten gewendet.

20.

Das Comitat, welches die Regierung von Palermo provisorisch leitete, bemühte sich inzwischen Ruhe und Ordnung in der Stadt zu erhalten. Die Bürgergarde wurde immer besser organisirt, Handel und Gewerbe, welche in dieser furchtbaren Zeit natürlich ganz darnieder lagen, fingen wieder an sich zu entfalten, und obgleich keine sicilianischen Schiffe den Hafen verlassen oder in denselben einlaufen durften, da die neapolitanischen Dampfschiffe denselben blockirten, gingen doch die nordamerikanischen und englischen Schiffe ihren gewöhnlichen Gang.

Die Vorbereitungen zum Angriff des Castellamare wurden inzwischen ununterbrochen fortgesetzt. An verschiedenen Punkten wurden Kanonen von schwerem Kaliber aufgepflanzt und gegen Castellamare gerichtet, um diesen letzten Hauptpunkt der königlichen Macht zu zerstören. Es wurden ferner 3 Kanonenböte aus dem Marinearsenal vollkommen ausgerüstet und bemannt, deren Befehl ein gewisser Vicenzo Miloro erhielt, der sich schon im Jahre 1820 bei dem Aufstande als ein ganz ausgezeichneter und kühner Seeheld erwiesen hatte. Miloro hatte damals mit zwei Kanonenschaluppen eine neapolitanische Fregatte genommen, und war dafür später verbannt worden. Jetzt übernahm er freudig den Befehl der Kanonenboote und hoffte mit diesen gegen die neapolitanischen Dampfer wirksam agiren zu können.

Der Kommandant von Castellamare, ein alter tapferer Schweizeroberst, Namens Gros, blieb während dieser Zeit auch nicht unthätig. Als er bemerkte, daß die Insurgenten in einem kleinen Fort, La Garita genannt, Vorbereitungen

zur Anlegung einer Batterie machten, zeigte er ihnen an, daß er überall dorthin, wo er dergleichen bemerke, sein Feuer richten werde. Er ermahnte ferner die Schiffscapitäne, den Hafen zu räumen, alle auf die Schiffe Geflüchteten möchten sich andere Zufluchtsorte suchen. Dieser Rath wurde denn auch mit dem größten Eifer befolgt, da der Oberst Gros als ein Mann bekannt war, der sein Wort halten werde. Die meisten Schiffe eilten so schnell, wie sie konnten, theils halb beladen, theils ganz leer, sogar ohne Ballast aus dem Hafen und kreuzten auf der Rhede; nur die sicilianischen Schiffe blieben zurück und verbargen sich in den äußersten Winkeln des Hafens, weil sie fürchten mußten, von den Neapolitanern, welche Palermo blockirten, genommen zu werden.

Auf das Fort La Garita wurden vom Castell etwa 100 Kanonenschüsse abgefeuert und dadurch das Arbeiten in demselben verhindert, sonst aber blieb, bis auf die Vorbereitungen zu einem heftigen Kampf, welche von beiden Seiten getroffen wurden, alles ruhig.

Am Donnerstag, dem 3. Februar, kam das königliche Dampfboot Palinuro in Palermo an und brachte einen Parlamentär von dem Könige, welcher der provisorischen Regierung das Decret der bewilligten Constitution übergeben sollte.

Die Kunde hiervon verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Stadt. Eine ungeheure Menge Menschen versammelte sich vor dem Senatsgebäude, um zu hören, welche Nachrichten von Neapel gekommen wären, und selbst ein kalter Regen, der sonst den Sicilianern so sehr empfindlich ist, vermochte die vor Neugierde Brennenden nicht aus einander zu treiben.

Nach langem Harren erschien ein Mitglied des Comitats mit dem Parlamentär auf demselben Balkon, auf dem früher der König erschienen war, wenn er in der Hauptstadt Siciliens sein Volk begrüßen wollte.

Eine ungeheure Menschenmasse war auf dem Platze versammelt. Mann stand an Mann, und alle diese wilden Gestalten schauten mit finstern Blicken auf den Parlamentär, denn sie alle waren einig darüber, daß, welche Bewilligung jetzt auch der König machen würde, es zu spät sei. Man konnte nicht vergessen, daß so vieles Blut schon in dem Kampfe geflossen, und es klang daher fast wie ein bitterer Spott, als der Parlamentär das Decret verlas, worin der König seinen geliebten Unterthanen eine Constitution versprach.*)

„Geliebte Unterthanen!" so tönte ein dumpfer Ruf durch die Menge, man hat Bomben und Granaten in unsere Stadt geworfen, hat mit Kartätschen auf uns geschossen, hat eine Rotte von Dieben und Mördern auf uns losgelassen, und dann spricht der König noch von geliebten Unterthanen. Nein, nein, wir wollen keinen Frieden, wir wollen Krieg!"

In der tiefsten Stille hatte das Volk der Vorlesung des Decrets zugehört, aber kaum war das letzte Wort desselben verhallt, da tönten aus allen Kehlen jene wilden Rufe hervor, und besonders laut wurde das Wort: „Guerra! Cuerra!" (Krieg! Krieg!) hörbar. Es verpflanzte sich in alle Theile der Stadt, es wurde von allen Ständen, von allen Lebensaltern, selbst von Frauen und Kindern begeistert wiederholt.

---

*) Das königliche Dekret vom 28. Januar 1848. S. Neapel. S. 116.

Der Parlamentär zuckte die Achseln und zog sich zurück. Er sah, daß hier der Frieden nicht zu hoffen sei.

Die Antwort, welche das Comitat gab, bezog sich auf den Bescheid, welchen schon früher der Herzog von Majo erhalten hatte, und lautete ungefähr folgendermaßen: „Man will die seit Jahrhunderten besessene, im Jahr 1812 unter Großbritanniens Einfluß erneuerte, durch die königlichen Decrete vom 8. und 11. Dec. 1816 bestätigte, nunmehr durch das in Palermo zu versammelnde sicilische Parlament nach den jetzigen Zeitumständen zu ermäßigende Verfassung ꝛc.“

Der Parlamentär mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Langsamen, würdevollen Schrittes zog er vom Senatspalast nach Castellamare, begleitet von einer ungeheuren Volksmenge, die ihm schreiend und tobend, theils voraus zog, theils ihm nachfolgte.

Als er in Castellamare anlangte, soll er ganz erschöpft geäußert haben: „Ich höre nicht mehr, ich bin ganz taub.“

Das war die Art, mit welcher die Nachricht von der Constitution, die in Neapel einen so ungeheuren Jubel erregt hatte, in Palermo empfangen wurde. Welcher unendliche Unterschied zwischen den dort vor Jubel und Enthusiasmus entzückten Haufen und den schreienden und lärmenden, den Friedensboten verspottenden Schaaren. Wieder bewies es sich deutlich, daß ein Volk, welches die Waffen in der Hand hält, welches einen Sieg sich erfochten hat, auch mit solchen Concessionen nicht mehr zufrieden ist, welche es früher zum unendlichsten Jubel begeistert hätten; wieder eine ungeheure,

unschätzbare Lehre für alle diejenigen Fürsten, welche nur zögernd dem Volke seine alten Rechte bewilligen wollen.

Wir schließen hier die erste Abtheilung der Geschichte Neapels und Siciliens, und verlassen fürs Erste Italien, um nach der Schweiz zu wandern, indem wir uns die Geschichte der Lombardei, Sardiniens und der übrigen italienischen Staaten für spätere Hefte aufsparen, um sie in einem größeren Zusammenhange vortragen zu können.

Wir bitten den Leser, uns nach der Schweiz zu folgen, wo die Umtriebe der Jesuiten in Luzern und den andern ultramontanen Kantonen, die Bestrebungen der radicalen Partei und der aus dem Zusammenstoß beider entstehenden Sonderbundskrieg, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Viertes Kapitel.

Die Schweiz.

Der Sonderbundskrieg.

1.

Einleitung.

Die Ereignisse, welche wir in den nächsten Abschnitten zu erzählen haben, sind für die Geschichte der Jahre 1847 und 1848 von einer außerordentlichen Wichtigkeit.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Schweiz, trotz ihrer geringen geographischen Ausdehnung, trotz der verhältnißmäßig geringen Bevölkerung, welche durch ihre unbewohnten Felsen bedingt ist, doch in der Entwickelungsgeschichte Europa's einen außerordentlich hohen Platz einnimmt. Die Schweiz ist meistens im Kampfe der Prinzipien, welcher Europa im 19ten Jahrhundert durchschüttert hat, den übrigen Ländern um einige Schritte vorausgegangen.

Die Juli-Revolution eröffnete für Frankreich den Kampf der liberalen Partei gegen die das Alte und Veraltete Wollenden; in der Schweiz hatten sich dieselben liberalen Bewegungen schon längst vor der Juli-Revolution gezeigt.

Die Bewegungen, welche das Jahr 1848 erfüllen, sind nur die reife Frucht der im Jahre 1830 dem Boden anvertrauten Saamenkörner der Volksfreiheit, und wieder ist diese in der Schweiz früher gereift, als in den übrigen Ländern Europa's; denn die demokratische Richtung, das Prinzip der allgemeinen Volksherrschaft, hat in den Schweizer Republiken längst tiefe Wurzel gefaßt.

Auch die religiösen Bewegungen, welche seit einigen Jahren so wesentlich dazu beigetragen haben, die Völker für die Freiheit reif zu machen, indem sie dieselben von der Knechtschaft des Gedankens befreit, indem sie dem Volke das Recht zuerkannt haben, zu denken, wo es früher glauben mußte, sind in der Schweiz längst ernst und energisch aufgetreten.

So bietet uns denn die kleine Schweiz mit ihren vielen, in nationaler und religiöser Hinsicht so außerordentlich verschiedenen Cantonen, ein klares, schönes Bild von den Freiheitsbewegungen, von denen in unserer Zeit alle Völker Europa's ergriffen worden sind; von den Bewegungen, welche als ein mächtiges Band alle Nationen umschlingen, welche, wir geben uns der schönen Hoffnung hin, wenn auch erst nach langen Kämpfen, den Frieden, die Einigkeit und die Liebe unter alle Völker verpflanzen werden. Die Brüderlichkeit aller Mitglieder einer Nation, und wiederum der verschiedenen Völker unter einander, welche bisher nur der rosige Traum junger Enthusiasten war, wird aus den blutigen Freiheitskämpfen aufsprießen, welche jetzt Europa durchglühen, und wenn auch wir in diesen Kämpfen leiden, vielleicht untergehen, so bleibt uns doch das schöne, tröstende Bewußtsein,

daß unsere Kinder die goldenen Früchte unserer Mühen, unserer Leiden genießen werden.

2.

Es ist über die gegenwärtigen deutschen Bewegungen, über den Wunsch der Deutschen, die nationalen Unterschiede der verschiedenen deutschen Länder und Volksstämme aufzuheben, oft die spöttische Bemerkung gemacht worden, daß ein einiges Deutschland, der außerordentlich abweichenden Interessen der verschiedenen Volksstämme wegen, eine Unmöglichkeit sei, und Manchem mag dies allerdings wahrscheinlich erscheinen; aber ein Blick auf die Schweiz kann uns die Unhaltbarkeit eines solchen Zweifels beweisen.

Kein Land kann in der Verschiedenheit seiner Bewohner nach Volksstämmen, Religion und Interessen eine größere Mannigfaltigkeit darbieten, als gerade die Schweiz; hier wohnen französische, deutsche und italienische Elemente dicht neben einander; hier finden wir den bigottesten Ultramontanismus neben dem freisinnigsten, radikalsten Rationalismus; hier liegen blühende Fabrikstädte in den Thälern, welche von den himmelanstrebenden Bergen begrenzt sind, auf denen eine flache Schicht fruchtbaren Erdbodens nur eine Weidewirthschaft erlaubt, und welche daher der Wohnsitz eines Jäger- und Hirtenvolkes sind. Die höchste Civilisation grenzt in der Schweiz an eine fast patriarchalische Einfachheit der Sitten, wie sie den Weide- und Jagdwirthschaft treibenden Völkern eigen ist.

Aber trotz dieser ungeheuern Verschiedenheiten sind doch alle Cantone der Schweiz von einem lebendigen Gefühle beseelt; dies ist das Gefühl der Vaterlandsliebe, das Bewußt-

sein, freie Schweizerländer zu sein. Wie oft auch, vermöge der abweichenden Interessen der verschiedenen Völkerstämme und Religionsparteien, Zerwürfnisse unter einzelnen Cantonen vorgekommen sind, immer haben sich dieselben wieder ausgeglichen, immer haben die Schweizer vereinigt dem äußern Feinde entgegengestanden und ihre Sonderinteressen geopfert, um die alte Schweizer-Freiheit sich zu sichern und zu bewahren.

Das ist ein leuchtendes Vorbild für Deutschland. Eine Sprache vereinigt uns Alle, und nur im Handel, in der Religion, in der Regierungsform, bieten die einzelnen Staaten Verschiedenheiten dar; aber auch diese werden sich mit der Zeit ausgleichen, und die Möglichkeit eines vereinigten Deutschlands tritt immer klarer hervor, aber freilich nur unter einer Bedingung, vor der jetzt noch Viele zurückschaudern.

Wie Nordamerika trotz der verschiedenen Staaten ein Reich ist, wie es die Schweiz ist, trotz der verschiedenen Cantone; so wird es auch Deutschland sein; aber nur als

eine deutsche Republik.

Es mag sonderbar erscheinen, daß wir gerade an dieser Stelle hinweisen auf unsere deutschen Bestrebungen, und die Schweiz zum Muster aufstellen für Deutschland, gerade in dem Augenblicke, wo wir bereit sind, unserm gütigen Leser die Geschichte des Sonderbundskrieges zu erzählen und durch denselben zu beweisen, daß auch die Schweiz, wenn auch ein Reich, doch nicht ein einiges Reich ist: aber dennoch können wir unsere Behauptung nicht zurücknehmen, so viele Feinde sie uns auch machen mag.

Die Schweiz ist in Beziehung nationaler Einheit dem Auslande gegenüber ein leuchtendes Vorbild für Deutschland,

das haben wir gesagt, und das werden wir nicht zurück nehmen, denn seit Jahrhunderten hat die Geschichte die Wahrheit unseres Ausspruches erwiesen. So oft auch die einzelnen Cantone Krieg geführt haben unter einander, wenn es galt den Schweizer Boden, die Schweizer Freiheit zu vertheidigen gegen fremde Unterdrücker, dann standen die Schweizer auf wie Ein Mann, stets bereit Gut und Blut, Leib und Leben zu opfern, wenn das Vaterland es verlangte. Eine solche Einheit müssen wir auch für Deutschland wünschen, um es zu kräftigen den Feinden gegenüber, welche es von Westen und Osten bedrohen.

Unmöglich freilich ist es, ein einiges Deutschland in der Art zu erwirken, daß nicht hin und wieder ein Meinungsconflickt vorkäme zwischen den verschiedenen durch Sitten und Gewohnheiten getrennten Theilen unseres Vaterlandes, ein einiges Deutschland in dieser Weise wird wohl noch lange nur das Ziel frommer Wünsche bleiben, wohnen doch selten auch nur zwei Menschen auf einer Erdscholle, welche ganz gleiche Wünsche, ganz gleiche Gesinnungen hegen.

Das aber ist es auch nicht, was wir wünschen. Wir wollen ein einiges, starkes Deutschland dem Ausland gegenüber, wir wollen eine Verbrüderung aller Deutschen, um dadurch stark da zu stehen, und für ewige Zeiten unserer Nationalität Achtung zu verschaffen. — Das wird uns gelingen, das werden wir erreichen, wenn wir nur ernstlich wollen, wenn wir uns selbst sagen, es sei nothwendig, daß Jeder etwas von seinen Vorurtheilen, von seinen Rechten und Vortheilen aufgebe, um zu dieser Einigkeit zu gelangen.

Das freudige Aufgeben wohlerworbener Rechte zum Be-

sten der Allgemeinheit ist die höchste Tugend des Staatsbürgers; aber es ist eine Tugend, welche nicht erlangt werden kann in der alle edeln Keime der Seele unterdrückenden Knechtschaft, eine Tugend, zu welcher sich die Völker nur emporschwingen können, wenn sie frei sind, ganz frei, die freien Bürger einer Republik! Deutschland wird daher einig sein als eine freie deutsche Republik, es wird sich selbst verzehren in Hader und Zwietracht, so lange die Eifersucht der verschiedenen deutschen Völker genährt wird durch den schnöden Eigennutz und die unedle Selbstsucht der gekrönten Machthaber! —

3.

Die Schweizer Cantone sind durch einen Bund vereinigt, bei welchem alle Bundesglieder gleiche Berechtigung haben. So hat der kleine Canton Ury in der eidgenössischen Debatte eine Stimme, während der große Canton Bern ebenfalls nur eine Stimme hat; obgleich er ein 25mal größeres Mannschafts- und ein 89mal größeres Geldcontingent an die Eidgenossenschaft zu liefern hat, als Ury.

Dieses Mißverhältniß hat in neuerer Zeit in der Schweiz oft eine große Unzufriedenheit erregt, denn es kam häufig der Fall vor, daß bei der Tagsatzung Majoritätsbeschlüsse gefaßt wurden, welche, da sie meist von den Gesandten der kleineren Cantone ausgingen, in der That Minoritätsbeschlüsse waren; es kam vor, daß dreiviertel der Schweizer Einwohnerschaft sich vermöge dieser mangelhaften Einrichtung dem Beschluß des vierten Viertels unterwerfen mußten.

Es konnte nicht fehlen, daß hierdurch eine gewisse Bitterkeit zwischen den Cantonen erregt wurde, welche besonders in den großen Cantonen tief empfunden ward; aber die kleinen Cantone gaben nicht nach, denn das historische Recht stand ihnen zur Seite.

So bildeten sich denn in der Schweiz zwei verschiedene Parteien, die eine, welche an ihrem historischen Rechte festhielt und fortwährend, auf diesem fußend, sich jeder Neuerung und Verbesserung streng entgegenstellte, und eine andere, welche den Fortschritt wollte und ihn mit aller Kraft ins Werk zu setzen sich bemühte; die conservative und die liberale Partei.

Die religiösen Verschiedenheiten trugen das Ihrige dazu bei, die Kluft zwischen beiden Parteien tiefer zu machen; es konnte nicht fehlen, daß diejenigen Männer, welche den Fortschritt in jeder Beziehung wollten und dafür kämpften, auch sich den religiösen Freiheitsbewegungen anschlossen; und so zeigte sich denn bald, daß die conservative Partei sich dem Ultramontanismus immer mehr und mehr zuneigte, während die liberale Partei täglich radicaler wurde, um den Ultramontanen einen kräftigeren und entschiedeneren Widerstand entgegenzusetzen.

Der eigentliche Kampf beider Parteien begann zuerst im Aargau.

Die Regierung des Aargau's war durchaus radical, während die Bewohner des Freiamtes ultramontan gesinnt waren. Die Klöster thaten das Ihrige, um die Aufregung der Bauern zu schüren und diese gegen die Regierung aufzuhetzen, um wo möglich die radicale Partei zu stürzen; aber der Versuch mißlang und schlug zum Schaden der Klöster

aus. Nachdem der Aufruhr offen ausgebrochen, aber wieder unterdrückt worden war, wurden die Klöster im Aargau, wegen ihrer Theilnahme an der Emeute, am 13ten Januar 1841 aufgehoben, obgleich ein strenger Beweis gegen sie nicht geführt werden konnte.

Es war dies jedenfalls ein Schritt, zu dem die Regierung nicht berechtigt war, denn der Art. XII. der Bundes-Akte sagt klar und deutlich, daß „der Fortbestand der Klöster und Capitel und die Sicherheit ihres Eigenthums, so weit es von den Cantons-Regierungen abhängt, Gewähr leistet werden müsse," und die auf diese Maaßregel des Großraths folgende Restituirung der armen Frauen-Klöster zeigt deutlich, daß nicht die Gerechtigkeit allein die Aargau'sche Regierung geleitet habe; denn die güterreichen Mönchs-Klöster ließ man aufgehoben und zahlte den Mönchen nur eine verhältnißmäßige geringe Entschädigung.

Dieser Akt der Willkür, von der radicalen Partei ausgeübt, setzte die conservative Fraktion in Wuth, und veranlaßte ein näheres Zusammenschließen aller ultramontan gesinnten Cantone; Luzern stand an der Spitze derselben. Es machte sich dieser Stellung würdig, indem es zum Schutze der ultramontanen Partei denjenigen Priesterorden berief, welcher, als der wichtigste, einflußreichste und schlaueste von Allen, auch der radicalen Partei am meisten verhaßt war. Der Großrath von Luzern berief am 24 October 1844 die Jesuiten, um an die Spitze der Erziehungs-Institute des Cantons zu treten. Der bekannte Leu und Siegwart Müller waren es, welche diese Zurückberufung hauptsächlich betrieben. Vergeblich bemühte sich der Aargau, diesen Schritt rückgängig zu machen

und von der Tagesatzung den Beschluß zu erlangen, daß die Jesuiten aus der ganzen Schweiz ausgetrieben werden möchten. Dieser Antrag Aargau's wurde von der ersten Tagsatzung mit großer Majorität zurückgewiesen, weil jeder Canton das Recht hatte, ein kirchlich mit Recht bestehendes Institut in sich aufzunehmen. Aargau hatte bei der widerrechtlichen Aufhebung der Klöster sich auf seine Cantonalssouverainität berufen, und verlangte jetzt, daß diese Souverainität des Cantons Luzern verletzt werden sollte; ein solcher Antrag mußte die ultramontane Partei empören und konnte selbst bei den gemäßigt Liberalen keinen Anhang finden.

Die radicale Partei wollte sich bei diesem Bescheide der Tagsatzung nicht beruhigen und unternahm es deshalb auf eigene Rechnung durch Bewaffnung von Freischaaren, an deren Spitze der bekannte Ochsenbein sich stellte, die jesuitische Partei aus Luzern und wo möglich aus der Schweiz zu vertreiben; die Freischaarenzüge vom 8. Dezember 1844 und vom 1. April 1845 waren das Resultat der Anstrengungen der Radicalen.

Jene berüchtigten Züge und besonders der schmachvolle Ausgang derselben schadeten dem Radicalismus in der Schweiz außerordentlich; während sie der ultramontanen Partei neuen Muth und neue Kraft einflößten.

Die liberale Partei, welche in Luzern noch ihren Wohnsitz hatte, wurde durch diese unglücklichen Züge alles Credits und aller Macht beraubt; den Jesuiten und ihren Anhängern war durch die unkluge Maßregel die Macht gegen sie in die Hände gegeben, und so entwickelten sich seit jener Zeit nach und nach die Kräfte der Ultramontanen immer mehr und mehr.

4.

Schon die Klosteraufhebung im Aargau im Jahre 1841 hatte die katholischen Cantone aufgefordert, auf ihrer Huth zu sein und sich einig mit einander zu verbinden, um ihre Rechte, auf der Tagsatzung sowohl als auch anderweitig, den radicalen Cantonen gegenüber zu wahren. Es waren deshalb schon im September 1843 Luzern, Ury, Schwyz, Zug, Unterwalden und Freiburg, im Rothen bei Luzern zusammengetreten und hatten später eine zweite Conferenz in Luzern veranlaßt, um der Tagsatzung gegenüber ihre confessionellen Rechte zu vertheidigen. Durch ein Manifest vom 7. Februar 1844 erklärten die Conferenz-Cantone, denen sich auch Wallis angeschlossen hatte, daß sie fest entschlossen wären, ihre Confessions-Angelegenheiten auf der Tagsatzung in bundesgemäßer Weise zu verwahren.

Bis dahin hatte der Sonderbund der sieben Cantone vollständig das Recht auf seiner Seite, und erst, nachdem die Freischaarenzüge aufs Neue gezeigt hatten, wie sehr die radicale Partei, der konservativen gegenüber, geneigt war, zu unrechtmäßigen Mitteln zu greifen, traten auch die sieben zum Sonderbund vereinten Cantone schärfer und entschiedener auf.

Sie traten jetzt nicht allein dem Radicalismus, sondern jeder ganz gesetzmäßigen liberalen Bewegung, mit Entschiedenheit und häufig mit nicht zu rechtfertigender Strenge, ja mit despotischer Willkür entgegen; der Canton Wallis ging sogar so weit, dem reformirten Gottesdienst die Oeffentlichkeit zu untersagen.

Mit ganz besonderer Härte handelten die Regierungen, welche unter der Autorität der Jesuiten standen, und unter diesen wieder zeichnete sich Luzern besonders aus.

In Luzern war ein wahrhaft furchtbarer Zustand eingetreten. An der Spitze des Staates stand Siegwart Müller, ein geborner Schwarzwälder, ein Mann von feinem Geist und großen Anlagen, der sich durch fein gesponnene Intriguen zum Lenker des Cantons Luzern emporgehoben hatte.

Während Siegwart noch vor wenigen Jahren sich durch rohe Späße über Religion und die Priesterschaft im Allgemeinen ausgezeichnet hatte, war er jetzt plötzlich ein frommer Mann, ein Freund der Jesuiten geworden; er diente diesem Orden, weil die Jesuiten ihm wieder dienten, weil er wußte, daß er nur durch die Hülfe derselben sich am Staatsruder erhalten konnte; denn Siegwart war als ein geborner Ausländer im Grunde wenig populär.

Siegwart herrschte im Canton mit despotischer Willkür, und wurde dabei unterstützt durch einige Männer, welche, eben so wie er, mehr gefürchtet als beliebt waren, zu diesen gehörte auch der Verhörrichter Amman, dessen Namen in der ganzen Schweiz mit Haß und Schrecken genannt wurde.

In den wenigen Jahren, in welchen die ultramontane Partei an der Spitze des Cantons Luzern stand, hatte sich der Zustand desselben auf eine furchtbare Weise verändert; von Recht und Gerechtigkeit war keine Rede mehr, es herrschte allein die despotische Willkür der Machthaber. Zahllose Prozesse und Verurtheilungen erfüllten die Stadt fortwährend mit Schrecken; denn alle diejenigen, welche der liberalen Partei angehörten, und deshalb in dem Verdacht standen, daß sie an den Freischaarenzügen Theil genommen, oder dieselben begünstigt hätten, wurden ohne Gnade verfolgt, und wenn sie Vermögen hatten, mit Confiscation desselben bestraft. Sie konnten

der Strafe nicht entgehen, selbst wenn sich vor Gericht auch nicht das geringste gültige Zeugniß gegen sie ergab, bestochene Zeugen wußte die jesuitische Partei immer in genügender Masse aufzutreiben.

Die alten Freiheiten des Cantons, die Preßfreiheit, Versammlungsrecht u. dgl. mehr, wurden täglich mehr unterdrückt. Die Tagblätter enthielten nur Aufsätze im Sinne der ultramontanen Partei, ein dumpfer alle Gemüther beherrschender Schrecken lag über der sonst so heiteren und freundlichen Stadt Luzern; anstatt der fröhlichen Lieder, hörte man jetzt nur Kirchengesänge; anstatt der heitern Feste sah man nur Wallfahrten im Bußgewande. Das Volk von Luzern schien unter einem drückenden Alp zu verkümmern.

Aehnlich, wie in Luzern, wenn auch nicht ganz so schlimm, war die Stimmung in den übrigen Cantonen, welche dem Sonderbündniß angehörten.

So berechtigt die sieben Cantone waren, sich zum Schutze gegen die radicale Partei zu verbinden, deren Uebergriffe sich so deutlich sichtbar gemacht hatten, so wenig ihnen dies, sowohl von der gemäßigt liberalen, als von der gemäßigt conservativen Partei verdacht wurde, so wenig waren sie zu den Tendenzen berechtigt, welche der Sonderbund mit jedem Tage mehr und mehr annahm.

Wenn der Sonderbund anfangs nur den Schutz der eigenen Confession in Anspruch nahm, so stellte sich mit jedem Tage mehr und mehr heraus, daß seine Absichten weiter um sich griffen, und auf nichts weniger hinausgingen, als eine katholische Schweiz zu begründen.

Die Sonderbundscantone suchten dies durch die unwür-

digste Einwirkung auf die Presse und durch Emissaire, welche in die katholischen Cantone geschickt wurden, zu bewirken; nöthigenfalls wollten sie selbst Waffengewalt zu diesem Zweck gebrauchen und sie rüsteten sich deshalb im Stillen zum Kampfe.

Um die katholische Bevölkerung der Schweiz für den Sonderbund zu gewinnen, wurde das Gerücht ausgebreitet, die katholische Religion sei in Gefahr, völlig unterdrückt zu werden. Die Aargau'sche Klosteraufhebung und die Freischaarenzüge waren es, welche die ultramontane Partei fortwährend als Beweis für die Richtigkeit ihrer Behauptungen vorschob. Durch die Fanatisirung der Katholiken und besonders durch die Einwirkung der Jesuiten auf die erhitzten Gemüther glaubte der Sonderbund zum Ziele gelangen zu können; aber er hatte sich gewaltig getäuscht; denn wie die radicale Partei durch ihr zu hastiges Vorwärtsschreiten mit den Freischaarenzügen das Vertrauen der gemäßigt Liberalen verloren hatte, so verlor jetzt der Sonderbund das der gemäßigt Conservativen durch seine unrechtmäßigen Uebergriffe.

Es lebt in der Schweiz ein allgemeines, ein außerordentlich kräftiges und vernunftgemäßes Rechtsbewußtsein; der Sonderbund fand deshalb Freunde, so lange er sich in den Schranken des Rechts hielt, er fand Feinde, erbitterte kräftige Gegner, sobald er sich als eine bewaffnete Macht der übrigen Schweiz gegenüber stellte und dadurch die Schranken des Rechtes überschritt.

Im Art. VII des Bundesvertrages ist ausdrücklich gesagt: „es sollen unter den einzelnen Cantonen keine dem allgemeinen Bunde, oder den Rechten anderer Cantone, nachtheilige Verbindungen geschlossen werden;" dennoch aber hatte sich der Sonderbund als eine solche Verbindung constituirt, es leuchtete

leicht ein, daß eine Macht, welche mit Waffengewalt der Bundesbehörde entgegentreten wollte, welche daher fortwährend der Heerd ultramontaner Agitation in der ganzen Schweiz war und welche endlich einen militairisch organisirten Bund innerhalb des Schweizer Bundes darstellte, unter die Verbindungen gehörte, gegen welche der Art. VII des Bundes-Vertrags sprach.

Auch die Entschuldigung, welche die Sonderbündner für ihre Bewaffnung vorbrachten, daß sie auf der Huth gegen neue Freischaarenzüge sein müßten, war gänzlich ungegründet, seitdem auf Veranlassung der Tagsatzung fast alle Cantone Strafgesetze gegen das Freischaaren-Unwesen gegeben hatten, seitdem Luzern selbst gestanden hatte, es sei von den Freischaaren nichts mehr zu fürchten.

Es standen daher in Folge der Uebergriffe des Sonderbundes die radicale und die gemäßigte Partei vereinigt der ultramontanen gegenüber, und nur ein blutiger Krieg schien den Zwiespalt ausgleichen zu können, welcher zwischen beiden großen sich feindlich entgegentretenden Theilen des Schweizer-Volkes ausgebrochen war.

Ueberblicken wir jetzt die Kräfte, über welche der Sonderbund gebieten konnte, so müßten wir über seine Kühnheit staunen, wenn nicht die Folge gelehrt hätte, daß die ultramontane Partei, oder vielmehr der Führer derselben, Herr Siegwart Müller, auf den Schutz und die Unterstützung auswärtiger Mächte gehofft hatte. Diese Hoffnung hat sich allerdings in dem kurzen Kriege als trügerisch erwiesen, aber vielleicht eben wegen der Kürze des Krieges. Durch Geld und Waffensendungen ist der Sonderbund allerdings von Frankreich aus unterstützt worden; aber nicht, wie er hoffte, durch Hülfstruppen.

Der Sonderbund hatte allerdings ein Recht, auf eine

solche Unterstützung zu hoffen, denn es war bekannt genug, daß Oestreich und Preußen mit Furcht und Haß auf die radicalen Cantone schauten, in welchen die politischen Flüchtlinge aus diesen Ländern eine bereitwillige Aufnahme fanden und von denen aus eine Freiheits-Propaganda durch ganz Deutschland ihre mächtigen Arme erstreckte. Auch in Frankreich fühlte die Regierung eine bedeutende Sympathie gegen den Sonderbund, wie sie dies durch die Waffenzufuhren, welche sie demselben hat zukommen lassen, deutlich genug erwiesen hat, denn auf den meisten der 35 sonderbündischen Kanonen prangte das französische Wappen und die etwa 20,000 sonderbündischen Gewehre sind fast sämmtlich aus den Straßburger Waffendepots gekommen; Hülfstruppen konnte allerdings keiner der fremden Staaten dem Sonderbunde schicken, denn der Bund war vernichtet, ehe die langweiligen Unterhandlungen der verschiedenen Staaten zu Ende gekommen waren.

Besonders interessant ist das Verhältniß, in welchem der Sonderbund zu dem freisinnigen Pabst Pius IX. stand, ein Verhältniß, welches bisher noch nicht völlig aufgeklärt worden ist; denn der päbstliche Legat Macciotti hat über die Politik des heil. Vaters einen dichten Schleier zu werfen gewußt.

Es hätte in der Macht des Pabstes gestanden, den ganzen Sonderbundskrieg zu verhindern, wenn er, wie dies der große Rath von St. Gallen vorschlug, die Jesuiten aus der Schweiz zurückberufen hätte; es ist dies nicht geschehen, wahrscheinlich vermöge französischer und östreichischer Einflüsse auf die Entschließungen Pius IX.

Ein Brief, welchen Pius an den Nuntius Macciotti schrieb, scheint dem päbstlichen Nuntius allerdings zu befehlen, zur Beschwichtigung der fanatischen Aufregung zu wirken, da

aber Maccioti dem Befehle in keiner Weise nachgekommen ist, so scheint es fast, als habe er heimliche Gegenbefehle gehabt. In diesem Briefe befindet sich folgende Stelle: „Wir sehen die innere Zerwürfnisse, welche die Cantone bedrohen und wir richten in unserer Niedrigkeit das heißeste Gebet an den Herrn, er möchte mit seinem Geiste des Rathes und des Friedens die übersprudelnde Heftigkeit (il corverchio ardore) der Gemüther beschwichtigen, sie abhalten in offenen Krieg auszubrechen und nie gestatten, daß mit Brüderblut sich die eidgenössische Erde färbe. Wir beten für alle diejenigen, welche mit uns vereint den Namen Gottes im Geist und in der Wahrheit anrufen; wir beten nicht minder für diejenigen, welche wir, wann es auch sei, durch die Bande der vollkommensten Liebe mit uns vereinigt zu sehen wünschen und welche wir unsererseits ebenfalls aufs innigste lieben, und so weit irgend unsere Stimme mitten im Tumulte der Leidenschaften erschallen kann, so weit wollen wir, daß Sie, Monsignore, dieselbe erschallen lassen durch alle Winkel der Schweiz."

Trotz dieses Briefes, der des heil. Vaters würdig ist, that sein Nuntius aber nichts, die gewaltige Aufregung zu vermindern und dem Kriege, dem Blutvergießen vorzubeugen, man sagt ihm im Gegentheil, mit Recht oder Unrecht, nach, daß er im Interesse des Sonderbundes zur Fanatisirung strenggläubiger Katholiken mitgewirkt habe.

Diese Unterstützung auswärtiger Mächte, ganz besonders die der fanatisirten Katholiken in der ganzen Schweiz, war es, auf welche Siegwart Müller, das Haupt des Sonderbundes, rechnete; denn die militärische Stärke des Bundes war der der übrigen Cantone gegenüber sehr unbedeutend, und sie mußte außerdem mit furchtbaren Opfern erkauft werden.

Die regelmäßigen Truppen des Bundes beliefen sich auf etwa 25,000 Mann, unter dem Befehl des General Salis-Soglio, der wegen seiner persönlichen Tapferkeit, seiner tüchtigen militärischen Erfahrung, einen guter Ruf für sich hatte. Auch der Befehlshaber der Freiburgschen Truppen, Maillardoz, war als ein tüchtiger Soldat bekannt; weniger die übrigen Befehlshaber, wie Rüttiman, Abyberg, von Courten, von denen man bisher wenig gehört hatte.

Außer den regelmäßigen Truppen war zur Vertheidigung des Landes ein durch die Jesuiten im höchsten Grade fanatisirter Landsturm bereit, welcher an Zahl die eigentliche Armee weit übertraf und auch, trotz seiner unregelmäßigen Bewaffnung mit Aexten, Piken, Sensen und Flinten, weit mehr als diese zu fürchten war, weil er für den eigenen Heerd, für Weib und Kind kämpfte.

Die Waffen der Armee bestanden, wie wir bereits erzählt haben, in etwa 25,000 Flinten und 35 Kanonen, welche meist aus Frankreich gekommen waren; ebenso glaubt man auch, daß die sonderbündische Kriegskasse von 300,000 Schweizer-Franken hauptsächlich französischen Ursprungs sei.

Mit diesen Waffen, mit diesen Mitteln versehen, glaubte der Sonderbund im Herbste des Jahres 1847 getrost in den Krieg gehen zu können, mit der sichern Hoffnung, daß Oestreich und Frankreich ihn nicht verlassen würden und daß er auch in der übrigen Schweiz Sympathieen finden müßte.

Der nächste Abschnitt wird uns die Maßregeln zeigen, welche die Tagsatzung, den sieben verbündeten Cantonen gegenüber, zu nehmen veranlaßt war.

5.

Am 3. Juli 1847 wurde die Tagsatzung eröffnet. Präsident Ochsenbein, der frühere General der Freischaaren, hielt die Eröffnungsrede, in welcher er über den Untergang der Republik Krakau, so wie auch über die innern Angelegenheiten der Schweiz sprach. Die Gesandten der drei nordischen Mächte blieben wegen der Erwähnung Krakau's aus der Tagsatzung fort.

Es wird den gütigen Lesern vielleicht interessant sein, eine Schilderung verschiedener Persönlichkeiten in der Tagsatzung zu lesen. Wir entnehmen diese einem Bericht der A. A. Zeitung; er lautet folgendermaßen:

„Die Physiognomie der diesjährigen schweizerischen Tagsatzung ist von derjenigen der vorhergehenden wesentlich verschieden. Zwar stehen die Parteien einander noch eben so scharf, ja wohl schärfer, als je, gegenüber, in den Hauptpersonen des Drama's sind jedoch bedeutende Veränderungen eingetreten. Hat einerseits das Lager der Radicalen, durch den Zurücktritt des Herrn Neuhaus in das Privatleben, einen beinahe unersetzlichen Verlust erlitten, donnern auch die Philippiken des Berner Schultheißen, der mit seiner glühenden Beredsamkeit die Herzen der ganzen liberalen Schweiz entzündete und mit seiner bündigen Logik die Gegner verwirrte, nicht mehr vom Präsidentenstuhle herab, so hat die Partei des hastigen Fortschrittes dafür andererseits wieder an bedeutenden Persönlichkeiten gewonnen. Unter diesen sind erst die bemerkenswerthesten: Herr Landammann Näff, Gesandter des Standes St. Gallen und Herr Staatsrathspräsident Druez von Waadt. Daß der Erstere namentlich gerade den Sitz einnimmt, den früher Landammann Baumgarten von St. Gallen

inne hatte, macht den Schlag für die Partei der Klöster besonders empfindlich. Baumgartners Verlust allein wiegt den Zurücktritt des Herrn Neuhaus auf. Bei Herrn Näff gefällt uns besonders die klare, ruhige und leidenschaftslose Sprache, vielleicht gerade deswegen, weil man diese im Lager der Radicalen sonst so selten vernimmt. Herr Näff mahnte uns lebhaft an die Zeiten, wo Treuherzigkeit und Biedersinn die gerühmtesten Tugenden des Schweizers waren. Die Sprache des Herrn Ochsenbein ist, wenn ihr auch die Kraft des Organs abgeht, gewandt und verständlich, wobei dem Sprecher sein interessantes und angenehmes Aeußere sehr zu statten kommt. Herr Ochsenbein ist unseres Bedünkens in der gegenwärtigen Bernischen Regierung der Einzige, der wirkliche Talente zum Staatsmann beurkundet, und auffallend mag es dem Ausländer allerdings vorkommen, in dem ehemaligen General der Freischaaren einen höflich feinen Mann zu finden, der von allen seinen Collegen vielleicht seinem ganzen Wesen nach am weitesten von den Extremen des Radicalismus entfernt ist, dem die Mehrzahl der vorörtlichen Regierung huldigt. Unter den Sprechern der Sonderbundscantone machen sich vor Allen der Gesandte des Cantons Luzern, Herr B. Meyer, und der von Freiburg, Herr Fournier, durch Freiheit und diplomatischen Anstand, und der des Standes Wallis, Herr von Courten, durch seinen kräftigen Vortrag und die Heftigkeit seiner Sprache bemerkbar. Bei dem Gesandten des Standes Neuenburg fiel uns, bei seiner Gewähltheit der Ausdrücke und der Biegsamkeit seines Organs, der kaltgrollende Ton seiner Rede unangenehm auf."

Nach verschiedenen unwichtigen Verhandlungen kam am

19. Juli die Frage über den Sonderbund auf der Tagsatzung zur Sprache.

Die Verhandlungen darüber waren äußerst interessant; wir würden sie gern den Lesern mittheilen, aber der beschränkte Raum zwingt uns, gleich zum Resultat der Verhandlungen überzugehen.

Nach langen Debatten, die von beiden Seiten sehr kräftig geführt waren, und in denen die Gesandten der Sonderbunds-cantone sich fortwährend bemüht hatten, zu ihrer Rechtfertigung die Aargauer Klosteraufhebung und die Freischaarenzüge ins grellste Licht zu setzen, und dadurch die Nothwendigkeit ihres Bündnisses darzuthun, wogegen denn die Gegner des Sonderbundes sich auf den Bundes-Vertrag und die unrechtmäßige Bewaffnung der Sonderbundscantone stützten, wurde der Antrag Berns:

1. den Sonderbund als unverträglich mit dem Bundes-Vertrag und daher als aufgelöst zu erklären,
2. die betreffenden Cantone für Beachtung dieses Beschlusses verantwortlich zu machen, indem die Tagsatzung sich vorbehalte, wenn es die Umstände erfordern, die weitern Maßregeln zu treffen, und diesen Nachachtung zu verschaffen,

mit 12 ganzen und 2 halben Stimmen angenommen. Es stimmten dafür als ganze Stimmen: Zürich, Bern, Glarus, Solothurn, Schaffhausen, St. Gallen, Aargau, Tessin, Thurgau, Genf, Waadt und Graubünden, als halbe Stimme: Appenzell A. Rh. und Baselland; Luzern, Wallis und Zug dagegen erklärten, Protestationen gegen den Beschluß zu Protokoll geben zu wollen.

Am 11. August beschloß die Tagsatzung ferner, die sieben Sonderbundsstände zu ermahnen, alle außerordentlichen Kriegsrüstungen zu unterlassen; auch wurde der Canton Tessin ermächtigt, eine Munitionszufuhr für den Sonderbund, welche das Volk auf dem Durchwege angehalten hatte, bis auf Weiteres zu verwahren; ebenso erhielten auch die übrigen Cantone den Auftrag, Waffen und Munitionslieferungen für den Sonderbund mit Beschlag zu belegen, wo dieselben angetroffen würden.

Am 3. September wurde die Jesuitenfrage von der Tagsatzung wieder aufgenommen und als Bundessache erklärt. Den Cantonen wurde aufgegeben, den Jesuitenorden zu entlassen und eine künftige Aufnahme desselben verboten. Es wurde dadurch ein Rechtseingriff in die Souveränität der einzelnen Cantone begangen, welcher nicht dadurch gerechtfertigt werden kann, daß die Jesuiten der Ruhe und Ordnung in der Schweiz gefährlich seien, denn die Tagsatzung hatte dafür keinen authentischen Beweis.

Am 9. September beschloß die Tagsatzung, sich bis zum 18. Oktober zu vertagen, dann aber wieder zusammenzutreten.

Es wurde jetzt in den verschiedenen Cantonen des Sonderbundes Rath darüber gehalten, ob der Rücktritt von dem Bunde räthlich sei oder nicht; in allen aber wurde beschlossen, bei dem Bündnisse treu zu verharren, und sich der Auflösung desselben nöthigenfalls mit Waffengewalt zu widersetzen.

Auch in der nicht sonderbündischen Schweiz wurde über die Auflösung des Sonderbundes berathschlagt, und es stellte sich hier das merkwürdige Resultat heraus, daß die Anhänger der verschiedensten politischen Richtungen darüber einig waren, der Sonderbund sei nicht zu dulden, und nöthigenfalls mit

Waffengewalt aufzulösen. Etwa fünf Sechstheile der ganzen Schweizer Bevölkerung waren für die Auflösung des Sonderbundes.

6.

Den 18. October trat die Tagsatzung aufs Neue zusammen; noch einmal versuchte sie es durch Mittel der Güte, welche aber an dem starren Widerstande der verbündeten Cantone scheiterten, den blutigen Krieg von dem Schweizer Vaterlande abzuwenden. Es wurde eine Proklamation erlassen, welche den Geist der Vaterlandsliebe, der Duldsamkeit und Versöhnlichkeit athmete, und auf den Antrag Zürichs wurde beschlossen, von Seiten der Tagsatzung nach jedem der sieben Cantonen zwei eidgenössische Repräsentanten abzuordnen, welche mit der Regierung sowohl, als dem Volke derselben noch einen, aber freilich den letzten Versuch, machen sollten, in Milde und Güte die Auflösung des Bundes zu begehren, um den Frieden im Vaterlande zu erhalten.

Die Abgeordneten hatten zugleich den Auftrag, die Proklamation in den verbündeten Cantonen möglichst zu verbreiten.

Diese Proklamation ist ein merkwürdiges Aktenstück, welches am besten den Geist bezeichnet, von welchem die Schweizer Tagsatzung damals beseelt war. Wir geben sie deshalb dem gütigen Leser unverkürzt wieder; sie lautet folgendermaßen:

Die eidgenössische Tagsatzung an die Bundesbehörden und das Volk der Cantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis. Getreue, liebe Eidgenossen! Die Lage unseres sonst so glücklichen Vaterlandes ist ernst und besorgnißerregend. Es ist eine Spaltung unter den Eidgenossen eingetreten, welche für den Fortbestand des Friedens

Gefahr droht. Eingedenk der ihr obliegenden Pflicht, die innere Sicherheit der Eidgenossenschaft zu wahren, und durchdrungen vom aufrichtigen Wunsche, dem Vaterland den Frieden zu erhalten, findet sich die eidgenössische Tagsatzung bewogen, ein offenes, freundeidgenössisches Wort an Euch zu richten. Eine klare Vorschrift des Bundesvertrags, der Art. IV. desselben, enthält die Bestimmung: „Es sollen unter den einzelnen Cantonen keine dem allgemeinen Bund oder den Rechten anderer Cantonen nachtheilige Verbindungen geschlossen werden." Die Regierungen der hohen Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis haben nun aber ein besonderes Bündniß eingegangen, das, sobald es zur Kenntniß der übrigen Stände gelangte, mit allem Grund vielfache und lebhafte Besorgnisse erregen mußte. Nach wiederholten reiflichen Berathungen in den Räthen der Cantone und im Schooße der Bundesversammlung hat sich die Tagsatzung dafür ausgesprochen, daß jenes Bündniß, welches Rechte und Pflichten, die durch den gemeinsamen Bund für alle Cantone gleichmäßig geregelt sind, zum Gegenstand einer besondern Verbindung macht, und dadurch einzelnen Cantonen Verpflichtungen auferlegt, die unter Umständen nicht gleichzeitig mit denjenigen gegen den allgemeinen Bund ihre Erfüllung finden können, dem klaren Buchstaben, wie dem Sinn und Geist unsers Bundes entgegen sei. Eine Verbindung, welche die Contingentstruppen der dazu gehörigen Cantone unter die Leitung eines besondern, mit allgemeinen Vollmachten auszurüstenden Kriegsrath stellt, und dadurch der Verfügung der eidgenössischen Behörden entzieht, ist für die höchsten Interessen des Bundes gefährlich und die Rechte der eidgenössischen Mitstände verletzend. Ein Bündniß, wel-

ches nach den eigenen Erklärungen einzelner der erwähnten sieben Stände auch gegen die Tagsatzung selbst und von ihr ausgehende Beschlüsse gerichtet ist, und gegen dieselben zum Voraus bewaffneten Widerstand anordnet, kann in und neben dem allgemeinen Bund nicht fortbestehen, ohne die innere Sicherheit der Eidgenossenschaft in hohem Grade zu gefährden, und den gemeinsamen Bund der Eidgenossen seiner Auflösung entgegenzuführen. Durch Beschluß vom 20. Heumonat v. J. hat daher die Tagsatzung jenes Bündniß als mit dem allgemeinen Bunde unverträglich und demgemäß als aufgelöst erklärt. Die oberste Bundesbehörde, der durch den Bundesvertrag das ausschließliche Entscheidungsrecht eingeräumt ist, hat somit entschieden, dieser Entscheid muß von allen Ständen geachtet werden, sonst würde Bundesrecht durch Bundesanarchie verdrängt. Dessen ungeachtet hat dieser Beschluß von denjenigen Cantonen, gegen welche er gerichtet ist, noch keine Anerkennung gefunden. Ja es wurde in der Tagsatzung selbst erklärt, daß jeder Vollziehung desselben bewaffneter Widerstand entgegengesetzt werde, und zu diesem Zwecke sind schon seit längerer Zeit außerordentliche militärische Rüstungen getroffen worden. Einen solchen Zustand kann die Tagsatzung nicht dulden, wenn nicht alles Ansehen der Bundesbehörde vernichtet, die Kraft der rechtmäßigen Bundesgewalt gebrochen und die Ehre der Eidgenossenschaft preisgegeben werden soll. Wir können und wollen noch nicht annehmen, daß Ihr, getreue, liebe Eidgenossen, in solcher, mit Euren Bundespflichten unvereinbaren Stellung beharren werdet, wenn wir Euch die wahren Absichten, welche unserm Beschlusse vom 20. Heumonat zu Grunde liegen, offen und getreu darstellen, wie es unter Eidgenossen und Bundesbrüdern sich geziemt.

Nur Mißtrauen und unbegründete Besorgnisse können Euch in Eurem bisherigen Verfahren geleitet haben. Ihr fürchtet Gefahr für Eure von den Vätern ererbten Rechte und Freiheiten, für Eure künftige Stellung im eidgenössischen Bunde, für Euren Glauben, Eure Religion. Wir geben Euch nun aber die feierliche Versicherung, daß jede Absicht, diese Eure theuersten Güter zu gefährden, fern von uns ist. Sie sollen als Euer Heiligthum unangetastet bleiben. Wie sollte es auch in den Gesinnungen der Bundesbehörde liegen können, Unrecht zu üben gegen Bundesgenossen, Unrecht gerade gegen diejenigen eidgenössischen Mitstände, die in ihrer Mehrzahl zu den ältesten Gliedern unseres Bundes gehören! Die eidgenössische Tagsatzung will keine Bedrückung von Bundesgenossen, keine Vernichtung der Cantonalsouverainitäten, keinen gewaltsamen Umsturz bestehender Bundeseinrichtungen, keine Einheitsregierung, keine Verletzung Eurer Rechte und Freiheiten, keine Gefährde Eurer Religion. Sie wird vielmehr allen Cantonen gegen ungerechte Angriffe in guten Treuen denjenigen Schutz gewähren, den sie von eidgenössischen Mitständen anzusprechen berechtigt sind, die Bestimmung und Zweck des gemeinsamen Bundes fordern. Darum, Eidgenossen! Bundesbrüder! tretet zurück aus einer Verbindung, die, soweit sie nur solches enthält, was mit dem gemeinsamen Bund im Einklang steht, für Euch nicht nothwendig, so weit sie aber anderes in sich schließt, bundesrechtlich nicht zulässig ist. Vergesset nicht, daß solche Sonderbündnisse schon dem Sinn und Geist der ältesten eidgenössischen Bünde entgegen sind. Der bestehende Bund gewährt Euch hinreichenden Schutz für Eure Rechte. Verharret darum nicht länger in einer Stellung, welche die Grundlagen eines eidgenössischen

Rechtszustandes verletzt, die Eidgenossen in zwei feindliche Lager trennt und darum auch unsere Freiheit und Unabhängigkeit nach Außen gefährdet. Ihr habt nun die Beweggründe, welche uns zu unserem Beschlusse bestimmt haben vernommen. Eidgenössische Repräsentanten, die wir, althergebrachter Sitte folgend, an Euch abordnen, werden Euch dieselben im Sinne gegenwärtiger Kundmachung noch näher zu Gemüthe führen. Gewähret ihnen freundeidgenössische Aufnahme. Kommet mit Vertrauen ihren Eröffnungen entgegen. Erwäget wohl die schwere Verantwortlichkeit, die Ihr auf Euch ladet, wenn auf unzweideutige Bundesvorschriften gegründete Schlußnahmen und freundeidgenössische Mahnungen der obersten Bundesbehörde fort und fort unbeachtet bleiben sollten. Die Folgen, die ein Verharren in solcher Stellung für Euch und für das gesammte Vaterland nach sich ziehen müßte, sind nicht zu berechnen. Fasset solche Entschließungen, wie sie Bundespflicht, wie sie der Friede und das Glück der Eidgenossenschaft und Eurer eigenen Cantone fordern. Lasset uns als Brüder und Eidgenossen nur Einem und dem gleichen Bunde angehören! Was wir wollen, ist Gesetzlichkeit, ist pflichtmäßige Handhabung der innern Sicherheit und Wahrung bundesrechtlicher Ordnung. Bietet uns, getreue, liebe Eidgenossen, zu Erreichung dieses, durch beschworne Bundespflichten uns gemeinsam vorgesteckten Zieles bundesbrüderlich die Hand. Gott erhalte und schütze unser theures Vaterland!"

7.

Diese schöne und friedliche Proklamation fand in der ganzen Schweiz, selbst in einem Theile der Sonderbunds-

cantone, freilich aber nur in einem geringen Theile derselben, eine freudige Aufnahme; dennoch war sie leider vergebens. Die Regierungen der sieben Cantone standen gänzlich unter dem Einfluß Siegwart-Müllers, von dem sie sich auf eine wahrhaft unbegreifliche Weise beherrschen ließen. Für Siegwart war es zu spät, auf eine friedliche Weise zurückzutreten, denn sein ganzes Ansehen, seine despotische Herrschaft ruhten eben nur auf dem Sonderbunde, und er konnte leicht voraussehen, daß mit der Auflösung desselben und der Vertreibung der Jesuiten aus Luzern, seine Herrschaft gestürzt werden würde; es lag daher in Siegwarts Vortheil, Alles zu versuchen, und selbst das Aeußerste zu wagen, um den Sonderbund und die Jesuiten aufrecht zu erhalten. Welche Mittel er dazu anwendete, wie wenig er geneigt war, auf die friedlichen Vorschläge der Tagsatzung einzugehen, mag folgende Proklamation beweisen, welche am 21. October, der der Tagsatzung gegenüber vorliegt.

„Wir Schultheiß und Regierungsrath des Cantons Luzern; nachdem wir amtlich in Kenntniß gesetzt worden sind, daß die Tagsatzung mit zwölf und zwei halben Stimmen beschlossen hat, eidgenössische Repräsentanten in die Cantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis abzuordnen, um dieselben zur Auflösung ihrer Schutzverbindung zu vermögen, daß ferner diese Repräsentanten in den genannten Cantonen eine Proklamation der Tagsatzung zu verbreiten angewiesen seien, worin dem Volke vorgegeben wird, es handle sich im bevorstehenden Kampfe nicht um seine Freiheit, Selbstständigkeit und Religion, nicht um Erhaltung der Cantonalsouveränetät &c., sondern einfach um Vollziehung eines legalen Tagsatzungsbeschlusses; haben, in Er-

wägung, daß der Beschluß der zwölf und zwei halben Stände vom 20. Heumonat laufenden Jahres, wodurch die Verbindung der sieben katholischen Cantone zur Aufrechthaltung ihrer Souveränetät und ihrer confessionellen Rechte als aufgelöst erklärt wird, und daß die Gesandtschaft unsers Standes im Verein mit den Gesandtschaften der übrigen Stände dagegen feierlich protestirt hat; in Erwägung, daß die Absendung von Comissarien und der Erlaß einer Proklamation der Tagsatzung an das Volk der sieben Stände, um den Rücktritt von jener Schutzverbindung zu erzwecken, nur eine Folge jenes vom Stande Luzern nicht anerkannten Beschlusses vom 20. Heumonat abhin ist; in Erwägung, daß die Thatsachen mit den Worten der erwähnten Proklamation im Widerspruch stehen, indem der bundeswidrige Beschluß vom 31. Aug. 1848 wegen Aufhebung der aargauischen Klöster, sowie die, die Souveränetäts- und confessionellen Rechte der sieben Cantonen gefährdenden Beschlüsse der diesjährigen Tagsatzung über Austreibung der Jesuiten, über Vornehmen einer Bundesrevision, über Verbot der Einfuhr von Waffen und Muniton in das Gebiet der sieben Cantone 2c. nicht zurückgenommen sind, daher die Proklamation der Tagsatzung nur leere Worte enthält; in Erwägung, daß die Gesandtschaft unseres Cantons auf der Tagsatzung vom großen Rath dessen Aufträge und Vollmachten hat, um im Namen des hiesigen Standes zu handeln; in Erwägung jedoch, daß hergebrachte Sitte es fordert, den eidgenössischen Repräsentanten die üblichen Ehrenbezeugungen zu erweisen — beschlossen und beschließen: 1) Die eidgenössischen Repräsentanten sollen durch den Schultheiß Namens der Regierung empfangen, und es

soll ihnen von demselben eröffnet werden, daß der große Rath seiner Gesandtschaft an der Tagsatzung die guterfundenen Aufträge und Vollmachten ertheilt habe, um Namens des hiesigen Standes in den eidgenössischen Fragen zu stimmen und zu handeln. Es könne daher den HH. Repräsentanten weder verstattet werden, mit dem Regierungsrath in directen Verkehr zu treten, noch könne der große Rath deshalb versammelt werden; ebenso sei die Verbreitung der Proklamation untersagt. Einwohner des Cantons, welche zur Verbreitung Hand bieten würden, sind gefänglich einzuziehen und dem Strafrichter zu überweisen; 2) den HH. Repräsentanten wird eine Ehrenwache und ein Ordonanzoffizier gegeben, und es werden ihnen die üblichen Ehrenbezeugungen erwiesen; 3) gegenwärtige Schlußnahme ist öffentlich bekannt zu machen und dem Militärkommando mitzutheilen. Also beschlossen in unserer Sitzung, Luzern, den 21. Weinmonat 1847. Der Schultheiß: Rudolph Rüttimann, Namens des Regierungsraths: der Rathsschreiber Jh. A. Segesser."

Wie es in der Proklamation gesagt war, so geschah es in der That; die beiden eidgenössischen Commissarien, Landammann Näff aus St. Gallen und Brunner aus Solothurn, wurden in Luzern außerordentlich kalt aufgenommen; man erwies ihnen kaum die üblichen Ehrenbezeugungen, und gab ihnen kurz denselben Bescheid, welchen der Gesandte auf der Tagsatzung ertheilt hatte; auch der Vertheilung der Proklamation widersetzte sich die Regierung mit aller Kraft, aber freilich nicht mit ganz glücklichem Erfolge, denn besonders in den Grenzdistricten des Cantons, sowie in dem radicalen Bezirk Reute und einigen andern, wurde die im Riesenformate, mit dem von Strahlen umgebenen Kreuz an der Spitze, ge-

druckte Proklamation verbreitet, trotz der schweren Strafe, welche darauf angedroht war.

Aehnlich, wie in Luzern, erging es den eidgenössischen Commissarien auch in den übrigen Cantonen des Sonderbundes. Ueberall wurden sie kalt empfangen, und ihre Sendung war erfolglos.

Da die Hartnäckigkeit der Sonderbunds-Cantone, vermöge dieser Zurückweisung der eidgenössischen Commissarien, in das hellste Licht trat, sah sich die Tagsatzung gezwungen, jetzt zu ernsten Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen, und die bewaffnete Auflösung des Sonderbundes ins Werk zu setzen.

Am 24. October wurde beschlossen, ein eidgenössisches Armeecorps von 50,000 Mann aufzustellen. Das Commando erhielt der Oberst W. H. Dufour von Genf, als General en chéf, ein alter würdiger Offizier, welcher früher in französischen Diensten unter Napoleon rühmlich gekämpft hatte. Zum Chef des Generalstabes wurde der Oberst Frei-Herose von Aarau ernannt. In Folge dieses Beschlusses wurden nun überall Truppen ausgehoben, und die ganze Schweiz bot in dieser Zeit ein Bild des bewegtesten, soldatischen Lebens dar. In allen sonst so freundlichen Städten hörte man das Klirren der Waffen, sah man die buntesten, fremdartigsten Uniformen, überall wurde gerüstet, überall wurden Vorbereitungen auf den nahen Krieg getroffen, der völlig unvermeidlich schien; besonders eifrig wurden die Rüstungen in den sonderbündischen Cantonen betrieben, hier erhielt jeder Knabe eine Waffe, und fast schien es, als könne der Bund mit seinen fanatischen Anhängern nur besiegt werden, nachdem alle jene wilden und aufgeregten Landsturm-Männer niedergemetzelt worden wären.

Inzwischen wurde auf der Tagsatzung immer noch verhandelt. Der kleine Canton Zug, welcher einen der äußersten Vorposten der Sonderbundscantone bildete, und wohl einsah, daß er bei seinen geringen militärischen Kräften, seinen dem Sonderbunde theilweise abgeneigten Bewohnern, beim entstehenden Kampfe unterliegen müßte, versuchte jetzt plötzlich auf friedliche Weise den Streit der Tagsatzung mit dem Sonderbund beizulegen. Er schlug vor, daß die Tagsatzung die Jesuiten-Angelegenheit fallen lassen und den Sonderbundscantonen die feierliche Zusicherung geben möge, daß ihre politischen und confessionellen Rechte fortan unangetastet bleiben sollten; wenn sich für diese Gewährleistung 22 Stimmen aussprechen würden, so wolle Zug Sorge tragen für eine friedliche Verständigung. Einen ähnlichen Vorschlag machte Luzern am 29. October, aber auch eben so vergeblich.

Schon am 28. October hatte auf Veranlassung von Basel ein letzter Versuch zur Vermittelung stattgefunden. Es war den Sonderbundscantonen vorgeschlagen worden, entweder die Jesuitenfrage dem Pabste zur Entscheidung vorzutragen, oder den Orden aus freien Stücken, wenigstens aus Luzern, zu verbannen; aber auch dieser Versuch scheiterte an der Hartnäckigkeit Luzerns, welches immer wieder auf die längst abgemachte Aargauer Klosterangelegenheit zurückkam, und nicht eher das Geringste nachgeben wollte, ehe nicht diese Angelegenheit zur Befriedigung des Sonderbundes abgethan worden sei.

Der 29. October war nun endlich der entscheidende Tag. Nachdem der bereits vorhin erwähnte Vorschlag Luzerns von der Tagsatzung abgelehnt worden war, erhob sich der Gesandte dieses Cantons und erklärte laut und feierlich,

im Namen der Sonderbundscantone, daß sie die Tagsatzung verlassen müßten, da sie in den aufgebotenen Truppen eine feindliche Armee gegen die sieben Stände zu erblicken gezwungen wären; die Verantwortlichkeit dieses Schrittes falle nicht auf sie, sie würden sich deshalb vor Europa zu rechtfertigen wissen.

Nach diesen Worten Luzerns erhoben sich auch die Gesandten der 6 mitverbündeten Stände und verließen schweigend den Saal. Am Thore wurden ihnen die gewöhnlichen militärischen Ehren erwiesen.

Eine feierliche Stille trat nach dem Abgange der sieben Gesandten in der Tagsatzung ein, denn alle Mitglieder derselben fühlten in jenem Augenblicke deutlich, daß die Würfel gefallen, daß der Bürgerkrieg entschieden sei.

Nach einer kurzen Pause wurde die Berathung fortgesetzt und ein Antrag des Kriegsraths, daß sämmtliche Cantone ihre Reserven in Bereitschaft setzen möchten, mit den gewöhnlichen 12 ganzen und 2 halben Stimmen angenommen.

Nach einigen Tagen schon erschien das Manifest der sieben Stände, welches in sehr umfangreicher Weise (es enthielt 15 Seiten Octav) die Klagen und Beschwerden der Sonderbundscantone, mit besonderer Beziehung auf die Vorgänge der letzten Jahre, darstellte.

„Die Regierungen der 12 Stände haben das Schwert gezückt zum ungerechten Krieg," so heißt es in diesem Manifest; „die Regierungen und Völkerschaften der Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis werden das Schwert ergreifen zum gerechten Widerstande. Euch, Ihr Eidgenossen derjenigen Stände, deren Obrigkeiten einen blutigen Bürgerkrieg gegen uns führen, Euch verbindet mit

uns ein heiliger Eid. Ihr habt uns, wie wir Euch, geschworen, den Bund der Eidgenossen stets zu wahren und stets zu halten, und dafür Leib und Leben, Gut und Blut herzugeben."

Die Sonderbundscantone forderten in diesem Manifest ganz offen die Völker der Majoritätscantone zum Aufstande gegen ihre Regierungen auf, weil diese sie in einen ungerechten Krieg führen wollen.

Solchen Mitteln gegenüber mußte die Tagsatzung natürlich auch zu energischen Maßregeln schreiten, und sie entschied sich daher am 4. November zu folgendem Beschluß:

„Die eidgenössische Tagsatzung,

in Betracht, daß durch den Beschluß vom 20. Heumonat dieses Jahres das Separatbündniß der sieben Stände: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis als mit den Bestimmungen des Bundes unverträglich, und demgemäß als aufgelöst erklärt worden ist; daß die erwähnten Cantone für die Beachtung dieses Beschlusses verantwortlich gemacht wurden, und daß sich die Tagsatzung vorbehalten hat, wenn die Umstände es erfordern, die weiteren Maßregeln zu treffen;

in Betrachtung, daß die Gesandtschaften der Sonderbundscantone schon unterm 22. Heumonat die Erklärung abgaben, daß sie jene Schlußnahme nicht anerkennen;

in Betrachtung, daß die erwähnten Cantone schon vor dem 22. Heumonat, sowie nachher außerordentliche militärische Rüstungen getroffen, Feldbefestigungen aufgeworfen, Waffen und Munition aus dem Auslande bezogen haben, offenbar zum Zweck, um sich der Vollziehung der durch die Tagsatzung

gefaßten Schlußnahme selbst mit Waffengewalt zu widersetzen;

in Betrachtung, daß die gleichen Cantone auch den Beschluß vom 4. August, durch welchen sie ernstlich gemahnt wurden, Alles zu unterlassen, was den Landfrieden stören könnte, nicht beachtet, sondern nach wie vor demselben durch Herstellung von Verschanzungen und Fortsetzung ihrer außerordentlichen Rüstungen der Schlußnahme der Tagsatzung entgegen gehandelt haben;

in Betrachtung, daß den von der Tagsatzung ernannten eidgenössischen Repräsentanten der Zutritt vor den Instruktionsbehörden und vor den Landgemeinden der betreffenden Cantone verweigert, die Verbreitung der versöhnlichen und freundeidgenössischen Proklamation beinahe überall verboten und im Canton Luzern sogar als ein Verbrechen mit Strafe bedroht worden ist;

in Betrachtung, daß seither gemachte Vermittelungsvorschläge von den nämlichen sieben Ständen zurückgewiesen wurden, und alle Bemühungen, dieselben auf friedlichem Wege zur Anerkennung und Erfüllung beschworener Bundespflichten zurückzuführen, erfolglos geblieben sind;

in Betrachtung, daß die Gesandtschaften dieser Stände unterm 29. Weinmonat die Tagsatzung und die Bundesstadt verlassen, und daß die mehrerwähnten Cantone durch solchen Akt in Verbindung mit den gleichzeitig abgegebenen Erklärungen und seither getroffenen militärischen Anordnungen sich gegenüber der Eidgenossenschaft in offenen Kriegszustand versetzt haben;

in Betrachtung, daß nach Allem diesem es Gebot des Bundes und Pflicht der Tagsatzung ist, den von ihr auf

Grundlagen bundesrechtlicher Vorschriften gefaßten Beschlüssen Nachachtung zu verschaffen, und alle bundesmäßigen Mittel anzuwenden, um einem solchen, die innere und äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft bedrohenden Zustand entgegen zu treten;

in Anwendung der Art. I, IV und VIII des Bundesvertrages

beschließt, was folgt:

1) Der Beschluß der Tagsatzung vom 20. Heumonat laufenden Jahres über Auflösung des unter den Cantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis abgeschlossenen Sonderbundes ist durch Anwendung bewaffneter Macht in Vollziehung zu setzen.
2) Der Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen ist mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt.
3) Die Tagsatzung behält sich vor, die weiter erforderlichen Maßnahmen zu treffen.
4) Der eidgenössische Vorort ist angewiesen, gegenwärtigen Beschluß dem Oberbefehlshaber der eidenössischen Truppen, dem eidgenössischen Kriegsrathe und sämmtlichen Cantonsregiernngen unverzüglich mitzutheilen."

So war denn also der Krieg entschieden, und jetzt kam es darauf an, denselben mit aller Kraft durchzuführen und den Sieg des Gesetzes über die aufrührerischen Sonderbundscantone zu erfechten.

Die Tagsatzung richtete deshalb ein ernstes, mahnendes Wort, sowohl an die Armee; als an das Volk, in dem sie beide aufforderte, treu und fest in dem Bruderkriege an dem

Gesetz zu halten. Die Aufforderung an das Schweizer Volk schließt mit folgenden ruhigen und schönen Worten: „Es ist beschworene Bundespflicht, die Ruhe und Ordnung im Innern herzustellen, und für die Sicherheit nach Außen zu sorgen. Die Bundesbehörde befindet sich daher in der gebieterischen Nothwendigkeit, zu dem äußersten Mittel zu schreiten, um den gesetzlichen Zustand wieder herzustellen, da die Gesandtschaften des Sonderbundes, durch ihre Entfernung aus dem Schooße der Tagsatzung und durch ihre Erklärung, sich in offenen Kriegszustand versetzt haben. Darum seid einig und stark, getreue, liebe Eidgenossen! und der Allmächtige wird auch diesmal unser Vaterland vor Trennung und Untergang bewahren.

8.*)

Werfen wir jetzt, bevor wir zur Erzählung des Krieges selbst übergehen, erst einen Blick auf die Streitkräfte, mit welchen die beiden Heere einander gegenüber standen.

Die Stärke der sonderbündischen Armee haben wir bereits im vierten Abschnitt angegeben und hier nur noch zu bemerken, daß sich fortwährend in den Sonderbundscantonen bewaffnete Freischaaren bildeten, welche, wie es schien, mit dem wüthendsten Fanatismus bereit waren, in den Kampf zu zu ziehen. Eine solche Schaar war z. B. die Rächerschaar des Verhörrichter Ammann, welche aus etwa 200 fanatisirten jungen Leuten bestand.

---

*) Wir machen den gütigen Leser darauf aufmerksam, daß er zum Verständniß der folgenden Abschnitte wohl thut, sich eine der vielen in letzter Zeit erschienenen Karten der Schweiz anzuschaffen.

Die sonderbündischen Truppen hatten außerdem durch Offiziere verschiedener anderer Länder, welche sich als Freiwillige in dem bevorstehenden Kriege anboten, einen, wenn auch unbedeutenden Zuwachs erhalten. Zu unserer Schande müssen wir gestehen, daß auch einige Berliner sich der schlechten Sache des Sonderbundes angeschlossen hatten.

Die Hauptkraft der sonderbündischen Cantone bestand in den Verschanzungen und Minen, durch welche sie, in Voraussicht eines Krieges, schon seit längerer Zeit alle Wege, Pässe und Heerstraßen geschützt hatten; besonders zeichnete sich Luzern in dieser Hinsicht vor allen andern Cantonen aus, es hatte keine Opfer gescheut, um eine möglichst vollständige Befestigung des Cantons zu bewerkstelligen.

Die eidgenössische Armee war der Zahl nach bedeutend stärker, wie die des Sonderbundes; sie bestand aus 102 Bataillonen Infanterie, 45 Compagnien Scharfschützen, 27 Compagnien Cavallerie, 6 Compagnien Sapeurs, 53 Compagnien Artillerie und etwa 260 Geschützen; die ganze Stärke der Armee belief sich in den verschiedenen Zeitpunkten des Krieges mit den sämmtlichen Reserven auf 95 bis 100,000 Mann, wozu außerdem noch die Bürgergarden kamen, welche jedoch nur zur Erhaltung der Ordnung in den eigenen Cantonen bestimmt waren.

Der Befehlshaber des eidgenössischen Heeres war, wie wir bereits sagten, der General Dufour, welcher sich schon als Oberst-Quartiermeister seit langen Jahren die Achtung und das Vertrauen der Armee erworben hatte; er war bekannt als ein höchst umsichtiger Soldat, und ausgezeichnet an Tapferkeit, welchen Ruf er denn auch in der Folge genugsam gerechtfertigt hat. Ein Hauptvorzug Dufours war

die Ruhe und Vorsicht, mit welcher er seine Unternehmen leitete, und die Verschwiegenheit über seine Pläne. In letzter Hinsicht ist eine Anekdote von ihm sehr bekannt geworden. Dufour antwortete nämlich einem seiner Adjutanten, welcher ihn um die Operationspläne im Felde befragte: „wenn das mein Hemde wüßte, so würde ich es zerreißen!“

Die Ernennung Dufours flößte den verschiedenen Parteien in der Schweiz um so mehr Vertrauen ein, weil er, außer als tüchtiger Soldat, auch als durchaus zur conservativen Partei gehörig, bekannt war. Die Besorgnisse, welche Anfangs die Conservativen gehegt hatten, es möchte die radicale Partei in diesem Kriege wieder die Oberhand gewinnen, zerfiel dadurch in sich selbst, und der Sonderbundskrieg verlor dadurch gänzlich den Charakter eines Parteistreites.

Auch die übrigen Befehlshaber der eidgenössischen Armee waren als tüchtige Leute bekannt, und meistens theils selbst Katholiken, theils wenigstens zur conservativen Partei zu rechnen. Bemerkenswerth ist es, daß keinem fremden Militär der Eintritt in das eidgenössische Heer gestattet wurde, obgleich sehr viele darum gebeten haben. General Dufour sagt sehr richtig, daß die Auflösung des Sonderbundes lediglich eine Nationalsache sei, in welcher man jede Hülfe des Auslandes, möge sie von Einzelnen, oder von ganzen Staaten kommen, von der Hand weisen müsse.

Dufour hatte die Armee in sechs Divisionen getheilt, welche von folgenden Commandeuren befehligt wurden:

Die 1te Division im Waadtlande vom Obersten Rilliet;
die 2te Divis. in Bern vom Obersten Burkhardt;
die 3te Divis. in Solothurn vom Obersten v. Donats;
die 4te Divis. in Aarau vom Obersten Ziegler;

die 5te Divis. in Zürich vom Obersten Gmür und
die 6te Divis. in Tessin vom Obersten Luvini.

Die Haltung der eidgenössischen Truppen war im Allgemeinen eine ausgezeichnete zu nennen; allerdings gingen die Soldaten nicht mit dem finstern Fanatismus in den Krieg, welcher die Sonderbunds-Truppen beseelte, aber dennoch wußten sie, daß sie für die Einigkeit des Schweizer Vaterlandes kämpften, und waren tief von dem Gefühle für die gute Sache durchdrungen, sie gingen freudig dem Kampfe entgegen.

Es ist schließlich noch zu bemerken, daß Neuenburg mit außerordentlicher Hartnäckigkeit sich weigerte, sein Contingent an Truppen und Geldbeiträgen zu stellen, es wollte mit Zustimmung des Königs von Preußen eine in diesem Kriege durchaus ungesetzliche Neutralität beobachten, indem es hoffte, dieselbe unter dem Schutze seines Fürsten durchsetzen zu können; worin es sich denn freilich getäuscht hatte. Auch Appenzell J. R. ließ seine Truppen nicht über die Grenze marschiren; Baselstadt hingegen, obgleich es stets gegen die Auflösung des Sonderbundes gestimmt hatte, fügte sich der eidgenössischen Pflicht; wogegen man denn auch gebührende Rücksicht auf Schonung seiner militärischen Kräfte nahm.

9.

Die erste Feindseligkeit, das erste Blutvergießen fand schon am 4. November, an demselben Tage statt, wo in Bern von der Tagsatzung der Executionsbeschluß gegen den Sonderbund ausgesprochen wurde, und zwar ging der Angriff von den sonderbündischen Truppen des Cantons Uri aus; auf dem St. Gotthard sollte das erste Blut fließen.

Der Paß des St. Gotthard und derjenige Theil des

Cantons Tessin, welcher zwischen dem St. Gotthard und Faido liegt, waren für die sonderbündischen Truppen von ganz besonderer Wichtigkeit, weil durch diesen Paß die Communikation der übrigen Sonderbundscantone mit Wallis und mit dem Königreich Sardinien hergestellt werden konnte; es mußte daher den Eidenossen Alles darauf ankommen, gerade diesen Punkt zu besetzen, und es hätte dies mit großer Leichtigkeit geschehen können, denn den Tessinern standen über 5000 Mann zu diesem Zwecke zu Gebote; dennoch unterließen sie es mit unbegreiflicher Kurzsichtigkeit, deren Folgen sich erst später recht deutlich hervorgestellt haben.

Der sonderbündische Kriegsrath wußte den Fehler der Tessiner wohl zu benutzen.

Schon am 4. November rückte ein Bataillon Urner Landwehr von 4 Geschützen begleitet, welche von luzernischen Artillerie-Offizieren befehligt wurden, auf dem St. Gotthard vor. Gegen Mittag bestiegen die Truppen die Paßhöhe beim Hospiz, und pflanzten dort ihre Geschütze in höchst vortheilhafter Stellung auf; zu gleicher Zeit nahmen sie das Schutzhaus am Eingang des Tremola-Thales, welches schon auf tessinischem Boden liegt, und erweckten durch diese Gebietsverletzung im ganzen Tessin eine allgemeine Wuth und Entrüstung.

Das erste Blut, welches vergossen wurde, war merkwürdiger Weise das eines jungen Mannes, der nur höchst ungern am Kampfe gegen die Eidgenossen Theil genommen hatte, weil er selbst zu der liberalen Partei im Canton Luzern gehörte. Von den Urner Truppen wurde nämlich eine Patrouille von 7 Mann, bei denen sich auch 3 Offiziere befanden, zur Recognoscirung vorausgeschickt, und diese Pa-

trouille stieß auf eine kleine Abtheilung Tessiner Scharfschützen, welche augenblicklich aus einem Hinterhalt hervor auf die Sonderbündner feuerten; das erste Opfer war der Lieutenant Balthasar von Luzern, der einzige Sohn des Obersten Balthasar, der als das Haupt der liberalen Partei in Luzern bekannt war. Außerdem fiel der Lieutenant Arnold von Altdorf, und einem Obersten wurde das Pferd unterm Leibe getödtet; die Tessiner Schützen konnten sich, da sie mit der Gegend genau bekannt waren, ungefährdet zurückziehen.

Von diesem Tage an wurden fortwährend zwischen den Urner Truppen und den Tessinern kleine Plänkelgefechte geschlagen, bei denen bald von dieser, bald von jener Partei einige Mann fielen; der Nachtheil war indessen gewöhnlich auf Seiten der Urner, weil die vom Vortrab des bei Airolo liegenden tessinischen Corps gesendeten Streifpatrouillen sich selbst nie ins offene Gefecht wagten und meistens nur aus sichern Verstecken feuerten.

Sobald die Kunde von der Einnahme des St. Gotthards Passes in Uri sich verbreitet hatte, wurden dort überall die Sturmglocken geläutet, und Verstärkungen zogen sowohl von diesem Canton, als auch von Wallis sich nach dem St. Gotthard zusammen, um von dort aus mit den schon daselbst befindlichen Truppen einen Ausfall nach Tessin zu machen. Die Sonderbündner hofften in dem völlig katholischen Cantone Sympathien für ihre Sache zu finden, und bemühten sich deshalb eifrigst, aber ohne einen günstigen Erfolg, im Canton Tessin folgende Proklamation zu verbreiten: „Der Kriegsrath der sieben verbündeten katholischen Stände an das Volk des Cantons Tessin. Getreue, liebe Eidgenossen! Mitten im Frieden hat Eure Regierung in höchst un-

gebührlicher Weise sich einer Sendung von Kriegsmunition und in derselben des Eigenthums unserer verbündeten Mitstände Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug bemächtigt. Diese Eure Regierung hat ferner uns allen den Krieg erklärt, weil wir uns gegenseitig zu besserer Vertheidigung unseres Gebietes, unserer Souveränetät und unserer heiligen Religion verbündet haben. Um nun eines Theils unser Eigenthum wieder an uns zu bringen, andern Theils uns vor einem ungerechten Angriff sicher zu stellen, lässen wir Eure Grenze auf dem Gotthard besetzen. Gegen Euch hegen wir keinerlei feindliche Absichten; wir lieben und achten Euch als Bundesbrüder und Katholiken. Vereinigt Euch mit uns, und wir werden Euch immer als Brüder ansehen. Gott beschütze Euch und uns alle. Luzern am Tage Allerheiligen im Jahre 1847. Namens des Kriegsraths, der Präsident Siegwart-Müller, der Staatsschreiber B. Meier."

Diese Proklamation hatte in keiner Weise die Wirkung, welche die Sonderbündner erwarteten, denn die Gebietsverletzung des Cantons Tessin hatte auch die katholische Bevölkerung desselben aufs Aeußerste empört, und es sammelten sich daher fortwährend Freiwillige, um sich den Scharfschützen-Compagnien anzuschließen.

General Dufour war während dieser Zeit nicht müssig gewesen. Sobald er die Einnahme des St. Gotthards durch die Urner Truppen erfuhr, ertheilte er dem Oberst Luvini den Befehl, mit der 6ten Division nach dem St. Gotthard vorzurücken, um die Urner aus ihrer vortheilhaften Position zu vertreiben. Luvini nahm sein Hauptquartier in Faido.

Die Graubündner Truppen sollten während dieser Bewegung Luvini's die Urner Truppen von der andern Seite

angreifen, und würden, wenn die Befehle Dufours pünktlich befolgt worden wären, den St. Gotthards Paß wieder für die Eidgenossen gewonnen haben.

Alle diese Maßregeln wurden aber unausführbar durch die außerordentliche Langsamkeit und Schwerfälligkeit, mit welcher die Truppen von Glarus und Graubünden vorrückten; ehe sie zum Angriff kamen, waren die östlichen Gebirgswege der ungünstigen Winterwitterung wegen unbrauchbar geworden, und Luvini mußte sich deshalb darauf beschränken, den Canton Tessin zu vertheidigen, da ein einseitiger Frontangriff von Tessin aus auf den St. Gotthard nutzlos erschien.

Am 8. und 10. November wurden von den Tessinern einige Angriffe auf die sonderbündischen Truppen gemacht, aber ohne besondere Wirkung. Dagegen entschied ein am 17. von den Urnern und Wallisern gewagter Ausfall das Schicksal des Krieges für den Canton Tessin.

Es war ein trüber, naßkalter und nebeliger Tag, als die sonderbündischen Truppen sich plötzlich auf die vollständig sorglosen, keinen Angriff erwartenden Tessiner stürzten, deren Reihen, von der wahnsinnigsten Furcht ergriffen, sich augenblicklich auflösten. Das ganze Corps ergriff trotz der Anstrengungen der Offiziere die Flucht, und sammelte sich erst in der Gegend von Bellenz wieder.

Die Tessiner waren so merkwürdig unvorbereitet gewesen, daß sie nur ein einziges Geschütz zu ihrer Vertheidigung aufgestellt hatten und daß die Höhen, welche Airolo beherrschen, von den Sonderbündnern genommen waren, ehe die Tessiner nur irgend an einen Angriff dachten.

So drangen denn die sonderbündischen Truppen, fast ohne Widerstand zu finden, bis Faido vor, indem sie die

Feinde in wilder Flucht vor sich herjagten, erst am Ausgange des Liviner Thals stellten sich die Tessiner vor Bellenz an der Moesabrücke wieder auf, und verschanzten sich daselbst. Sechs Geschütze wurden zum Schutze der Schanze aufgefahren. Die Vorhut der Tessiner wurde bis Clara und Molinaccio, ungefähr 6 Stunden von Faido, vorgeschoben, außerdem aber auch eine lange Linie von Vorposten aufgestellt. Hier erwarteten die Tessiner Truppen die Hülfscorps, welche ihnen aus Graubünden, dem Thurgau und St. Gallen versprochen worden waren.

In Tessin hatten also die Sonderbündner einen vollständigen Sieg davon getragen, sie hatten denjenigen Theil des Cantons erobert, welcher für sie von der höchsten Wichtigkeit war, weil er die Verbindung der Sonderbundscantone mit Wallis und Sardinien leicht machte, und für den Fall eines Rückzuges sicherte.

10.

Während im Süden der Schweiz, in Tessin, der Kampf schon im vollen Gange war, bereiteten sich die übrigen Cantone noch fortwährend zum Kriege vor, besonders diejenigen Sonderbundscantone, welche den Angriff am meisten befürchteten. In Freiburg, Luzern und Zug wurden alle Wege, alle Straßen ungangbar gemacht, Brücken wurden verbrannt, Gräben über die Wege gezogen und Minen darunter angelegt, um sie, im Falle des Angriffs, mit den Feinden in die Luft zu sprengen, die Wälder wurden niedergeschlagen und mittelst der Bäume Verhaue über die Straße gezogen; kurz, kein Opfer wurde gescheut, um die Cantone in möglichst gutem Vertheidigungszustand zu setzen, ein unbefangener Zu-

schauer der ganzen Begebenheiten hätte glauben müssen, die Sonderbundscantone würden bis zum letzten Tropfen Blutes kämpfen, und ein Monate, vielleicht Jahre langer Krieg stände der Schweiz bevor.

Nicht blos die Männer, sondern auch die Frauen nahmen an den Vorbereitungen zu dem Kriege Theil, auch sie wurden fanatisirt durch die unwürdigen Künste der Jesuiten; so bildete sich in Luzern ein Frauen-Verein, welcher den Zweck hatte, überall zu spioniren, wo eine für die Jesuiten ungünstige Stimmung sich kund gab, die eingegangenen Nachrichten wurden dem Verhörrichter Ammann überbracht und von diesem auf das Schmählichste benutzt. Alle irgend freidenkenden Männer der Stadt Luzern wurden eingezogen, so daß die Gefängnisse bald förmlich überfüllt waren.

Aber auch in anderer, edlerer Weise wirkten die Frauen, indem sie sich vereinigten, um für Charpie und Bandagen der Verwundeten zu sorgen, und für die im Felde stehenden Männer warme Kleidungsstücke zu verfertigen.

Auch in den übrigen Cantonen war man nicht müßig, auch dort bereitete man sich mit Ernst zum Kampfe vor. Die Milizen wurden überall eingezogen und in den Waffen geübt. General Dufour zögerte mit dem Angriffe, um später desto sicherer, energischer verfahren zu können.

Dufour war ein schlauer Taktiker, er wußte sehr wohl, daß der Schweizersoldat, der eben Frau und Kinder verlassen hat, nicht mit dem freudigen Muth in den Kampf zieht, der zum Siege so unumgänglich nothwendig ist, und deshalb zögerte er, um erst in dem wilden, unruhigen Treiben der Märsche, der Vorbereitung zum Kampfe, die Soldaten der Gedanken an die Heimath zu entfremden.

Am 5. November erließ General Dufour eine Proklamation an die Armee, welche bezeichnend ist für die edle Art, mit der er den Krieg zu führen beabsichtigte. Sie lautet folgendermaßen: „Eidgenössische Wehrmänner! Nach der Proklamation, welche die hohe Tagsatzung selbst an Euch richtete, habe ich in diesem feierlichen Augenblick nur noch einige Worte an Euch zu sprechen. Ihr seid berufen, den Beschlüssen unserer obersten Bundesbehörde Vollziehung zu verschaffen, und werdet zu diesem Ende bald Eure Quartiere verlassen. Es hat diese hohe Behörde das vaterländische Banner entfaltet, um das sich alle Eidgenossen schaaren sollen. Vergesset nie, daß es Eure heiligste Pflicht ist, dieses Banner mit aller Macht und mit Eurem Herzblute zu vertheidigen. Das Vaterland ruft Eure Mitwirkung und die Kraft Eurer Arme an, und fordert Euch auf, einem Zustand von Mißbehagen und Beunruhigung ein Ende zu machen, der nicht länger dauern darf, wenn die Schweiz nicht ihrer Auflösung entgegengehen soll. Das Vaterland zählt auf Eure Hingebung, und Ihr werdet seine Erwartung nicht täuschen. Wehrmänner! Ihr müßt aber aus diesem Kampfe nicht nur siegreich, sondern auch vorwurfsfrei hervorgehen. Man soll nachher von Euch sagen müssen, daß Ihr überall, wo es Noth that, wacker gekämpft, aber auch wieder Euch menschlich und großmüthig gezeigt habt. Ich stelle daher unter Euern besondern Schutz die Kinder, die Greise nnd die Diener der Kirche. Wer seine Hand an Wehrlose legt, entehrt sich selbst und befleckt seine Fahne. Gefangene und Verwundete verdienen um so mehr Euer Mitgefühl, als schon viele von Euch mit denselben zusammen in eidgenössischem Dienst gestanden sind. Ihr werdet nirgends nutzlose Zerstörungen auf den Feldern anrichten,

und geduldig die augenblicklichen Entbehrungen zu ertragen wissen, welche die Jahreszeit mit sich bringt, und die eintreten werden, wenn auch Alles aufgeboten wird, um Euch dieselben zu ersparen. Eure Anführer werden alle Beschwerden mit Euch theilen; hört auf ihre Stimme und befolgt das Beispiel, welches Sie Euch geben werden. Es liegt oft mehr Verdienst darin, die Mühseligkeiten und Entbehrungen des militärischen Lebens mit Geduld zu ertragen, als seinen Muth auf dem Schlachtfeld zu entfalten. Wenn aber Alles erfolgt, wie ich es hoffe, so kann der Feldzug, den wir vorhaben, nicht lange dauern, und Ihr werdet mit dem schönen Bewußtsein in Eure Heimath zurückkehren, eine hohe Pflicht erfüllt, und dem Vaterlande einen wichtigen Dienst geleistet zu haben, daß es sich wieder in einer Stellung befindet, in welcher es, wenn es Noth thut, seine Unabhängigkeit und seine Neutralität mit Nachdruck behaupten könne. Bern, den 5. November 1847. Der Oberbefehlshaber G. H. Dufour."

Die Vorbereitungen wurden in der ganzen Schweiz überall ernster und ernster, wohin man auch kam, war Alles unter den Waffen, aber trotz dem war es merkwürdig, daß sich, ausgenommen in einigen der fanatisirtesten Cantone, zwischen den sich feindlich gegenüberstehenden Heeren kein so erbitterter Haß zeigte, wie es sonst bei Bürgerkriegen gewöhnlich ist. Es gab im Gegentheil der heitern und freundlichen Scenen sehr viele, es war etwas sehr Gewöhnliches, die Vorposten der beiden feindlichen Heere zusammen tanzen, scherzen und singen zu sehen, ganz, als ob sie nur parademäßig sich feindlich gegenüber ständen; freilich kam es oft genug nach solchen heiteren Festen, an denen beide Parteien

Theil nahmen, auch zu kleinen Plänkel-Gefechten, bei denen einige Mann fielen.

Die erste offene Feindseligkeit ging auch im nördlichen Theile der Schweiz wieder von den Sonderbundscantonen aus.

Der südliche Theil des Cantons Aargau, welcher fast rein katholisch ist, zieht sich in einem schmalen Striche herab zwischen die beiden sonderbündischen Cantone Zug und Luzern, auf diesen Strich (die Frei-Aemter) hatten die Sonderbündner vorzüglich gerechnet, da sie schon seit langer Zeit durch Emissäre und Flugschriften die katholische Bevölkerung aufzureizen sich Mühe gaben. Hier sollte der erste Angriff geschehen.

In Klein-Dietwyl war ein vorgeschobener Posten des Bataillons Fäsi unter dem Hauptmann Fierz. Diesen Posten griff ein Bataillon Luzerner am Morgen des 10. Novembers an, und überrumpelte ihn leicht; der Handstreich glückte, ohne das geringste Blutvergießen, denn der eidgenössische Hauptmann war so unvorsichtig gewesen, nicht einmal Schildwachen auszustellen, und so kamen denn die Luzerner im dichten Nebel näher, ohne im Geringsten bemerkt zu werden, und fanden die sämmtlichen Offfziere gemüthlich frühstückend im Pfarrhause. Das Pfarrhaus wurde umzingelt, und die Gewehre des Postens, welche unbewacht zusammengestellt standen, wurden genommen; es blieb daher den Zürchern nichts übrig, als sich zu ergeben. Es kamen im Ganzen in die Gefangenschaft der Luzerner 4 Offiziere und 40 Mann, bei denen sich auch 2 Deserteure aus Luzern befanden.

11.

Der leichte und glückliche Erfolg ermuthigte die Sonderbündner, sie beschlossen eine größere Unternehmung gegen die Aargauer auszuführen, und rückten am 12. November, des Morgens, in 3 Colonnen gegen den Aargau vor. Die erste Colonne, welche aus 4 Bataillonen Infanterie und 2 Batterien, unter den Befehlen des Obersten Salis, bestand, marschirte am frühesten Morgen von Klein-Dietwyl über Syns, Mühlau und Merischwanden, von wo sie sich rechts gegen Rikenbach wendete. Es war ein außerordentlich nebeliger Morgen, so daß die Eidgenossen, welche die Schiffbrücke über die Reuß, zwischen Rikenbach und Lunnern, bewachten, von dem Zuge nichts merken konnten; nur einige Bauern, welche jenseits der Reuß lagerten, hatten Geräusch gehört. Einer derselben entschloß sich kurz, er schwamm trotz des kalten Wetters über den Fluß und brachte nach kurzer Zeit den eidgenössischen Truppen die Nachricht, daß die Luzerner im Anmarsch seien.

Augenblicklich wurde beschlossen, daß die, unterm Hauptmann Scheller stehende, eidgenössische Batterie, welche in Bonstetten lagerte, mit 3 Compagnien Fußvolk und 1 Compagnie Scharfschützen über die Brücke gehen sollte, um der auf dem andern Ufer stehenden Division Ziegler zu Hülfe zu eilen.

Der Beschluß wurde sofort ausgeführt und die Zürcher Batterie eröffnete ein energisches Feuer auf die Sonderbündner, welche für den Augenblick zurückwichen, dann aber zum Angriff schritten. Jetzt mußten die Eidgenossen sich über die Brücke zurückziehen, während die Sonderbündner das linke

Ufer besetzten, die beiden Batterien aufstellten, um die gegenüberstehenden Feinde zu beschießen.

Es kam jetzt darauf an, die Brücke möglichst schnell abzubrechen, um den Sonderbündnern das weitere Vordringen abzuschneiden, dies Geschäft war außerordentlich schwierig, denn die sonderbündischen Bataillone richteten ihr volles Feuer auf diese Brücke; trotzdem aber unternahmen die eidgenössischen Ingenieure das kühne Wagstück, und führten es glücklich zu Ende. Sie brachen die Brücke am linken Ufer der Reuß ab und brachten sie hinüber nach dem rechten Ufer; es wäre ihnen dies indessen wohl kaum gelungen, wenn ihnen nicht die zürcher'sche Batterie Scheller mit einem außerordentlich kräftigen und wohlgezielten Feuer auf die sonderbündische Artillerie zu Hülfe gekommen. Gleich bei den ersten Schüssen wurde ein sonderbündisches Geschütz demontirt und mehrere Trainpferde fielen.

Die Sonderbündner boten nun Alles auf, um die Brücke zu gewinnen und die Eidgenossen durch ein heftiges Feuer zu zwingen, das rechte Ufer der Reuß zu räumen; aber vergeblich. Die Zürcher hielten tapfer aus, sie ließen sich trotz des heftigen Feuers nicht zurückschrecken; zu bemerken ist indessen auch, daß nach der Aussage eidgenössischer Offiziere die Sonderbündner eine merkwürdige Ungeschicklichkeit im Zielen zeigten, fast alle ihre Schüsse waren zu hoch gerichtet, während die zürcher Batterie außerordentlich richtig und wirksam feuerte. Hätten die Luzerner niedriger gehalten, dann würden die eidgenössischen Truppen bei ihrer ungünstigen Stellung wahrscheinlich zurückgetrieben, oder völlig vernichtet worden sein.

Nach einem halbstündigen Kampfe mußten sich die Son-

derbündner mit einem bedeutenden Verluste zurückziehen, aber auch die Zürcher hatten bedeutend gelitten.

Dieses erste siegreiche Gefecht für die Eidgenossen gab einen glänzenden Beweis, wie unrichtig der eitele Glaube der Sonderbundscantone sei, daß die eidgenössischen Truppen sich ohne Begeisterung und daher auch ohne Tapferkeit schlagen würden. Die Zürcher hatten den wichtigen Posten an der Reuß gegen eine mehr als dreifache Uebermacht, trotz ihres bedeutenden Verlustes von 29 Todten und Verwundeten, gehalten, sie hatten eine heldenmüthige Bravour gezeigt; denn selbst die Verwundeten traten, wenn sie nicht vollkommen unfähig waren, ihre Waffen ferner zu führen, nicht aus den Reihen der Kämpfer, höchstens zogen sie sich auf einige Minuten zurück, um sich erst verbinden zu lassen, so zeigte sich denn auch am Ende des Kampfes, daß die meisten Verwundeten drei, vier, ja fünf, mehr oder weniger schwere Wunden hatten; auf der Stelle todt waren nur 5 geblieben.

Auch die Landleute aus den umliegenden Dörfern zeigten eine heldenmüthige Aufopferung für die eidgenössische Sache, sie setzten sich ohne Scheu dem heftigen Feuer aus, um fortwährend die Todten oder schwer Verwundeten von dem Kampfplatze fortzutragen.

Zu derselben Zeit fand ein zweites Treffen bei Muri statt. Die Absicht der Sonderbündner war, Muri sollte genommen, das aargauische Frei-Amt dadurch für den Sonderbund gewonnen und das Kloster Muri wieder hergestellt werden.

Zu diesem Zwecke zog des Morgens gegen 9 Uhr eine andere Abtheilung Sonderbündner, aus 4 Bataillonen und einer Batterie bestehend, unter dem Obersten Elgger vom Hitz-

kircher Thale über die aargauische Grenze. Zwei Compagnien dieser Abtheilung weigerten sich indessen, einen Einfall in den Aargau zu machen, und mußten deshalb zurückgelassen werden. Sie zogen über Meienberg und Sarmensdorf, von Aargauer Deserteuren geführt, gegen Muri, wo 4 Compagnien Aargauer standen. Diese befanden sich in einer äußerst üblen Lage, sie waren beinahe völlig eingeschlossen, aber dennoch verzagten sie nicht, sondern warfen sich mit voller Kraft den Sonderbündnern entgegen, ehe diese sich noch zu einem Angriffe vollständig hatten aufstellen können. Die Sonderbündner wurden gänzlich zurückgetrieben und standen erst nach einiger Zeit wieder still. Als nun die Aargauer umkehrten, wurden sie von den sonderbündischen Truppen verfolgt, das war aber gerade ihre Absicht; denn während des Angriffs hatte eine Aargauer Batterie unter dem Hauptmann Fischer sich aufgestellt, welche die Sonderbündner mit einem heftigen Kartätschenfeuer empfing.

Der Kampf wogte etwa eine Stunde hin und her, dann aber mußten die Sonderbündner sich in der größten Unordnung und mit bedeutenden Verlusten zurückziehen; um 4 Uhr Nachmittags war der Kampf beendet, denn die Aargauer Truppen waren zu schwach, um die Sonderbündner verfolgen zu können. Auch sie hatten nicht unbedeutende Verluste gehabt, so war z. B. der tapfere Hauptmann Fischer gefallen, der durch das rechtzeitige Einwirken mit seiner Artillerie hauptsächlich den Sieg der Eidgenossen bewirkt hatte.

Ein drittes Treffen endlich wurde zur gleichen Zeit bei Rhynach-Menzikon geliefert, aber mit eben so unrühmlichen Erfolgen für die Sonderbündner, welche ebenfalls zurückgedrängt wurden und nichts anderes leisteten, als daß sie in

einem aargauischen Dorfe durch Granaten ein Haus in Brand steckten. Schon am 13. November war der ganze Aargau wieder frei von sonderbündischen Truppen; die geringen eidgenössischen Streitkräfte im Aargau hatten einen glänzenden Sieg erfochten, gegen eine über 12000 Mann starke sonderbündische Heeresmacht, und dieser Sieg gewann eine ganz besonders hohe Wichtigkeit durch den moralischen Einfluß, welchen er auf beide Armee'n hatte.

Die Sonderbündner, welche bestimmt gehofft hatten, die lebhaftesten Sympathien im Aargau zu finden, fühlten sich getäuscht und durch die Niederlage entmuthigt; die Eidgenossen hingegen hatten neue Kraft, neuen Muth gewonnen durch einen Kampf, der unter so ungünstigen Anzeichen begonnen, aber mit einem glänzenden Siege geendet hatte.

12.

Während so im Norden der Schweiz, im Aargau, die Sonderbündner den Kampf eröffneten, aber schimpflich besiegt wurden, brach auch im Westen der Krieg aus. Der General Dufour, der es sich zum Prinzip gemacht hatte, möglichst ruhig, mit möglichst wenigem Blutvergießen die sonderbündischen Cantone zu unterwerfen, concentrirte die eidgenössische Armee zuerst gegen Freiburg, um zuvörderst diesen von dem übrigen Sonderbund abgetrennten Canton völlig zu unterwerfen, dann aber wieder sich mit voller Kraft gegen Luzern und die übrigen Cantone zu wenden.

Der Canton Freiburg liegt im Westen der Schweiz, ist östlich von Bern, nördlich von Neuenburg und dem Neuen=

burger See, westlich und südlich von Waadt umgeben.*) Der nördliche Theil des Cantons, in welchem der reformirte Bezirk Murten liegt, ist ziemlich eben; der südliche hingegen gebirgig. Der Canton wird durchströmt von der Saane, welche in einem tiefen Felsenbett dahin fließt.

Der Bezirk Freiburg ist zum Theil deutsch, zum Theil französisch, und zwar liegt der deutsche Bezirk zwischen der Saane und einem Nebenfluß derselben, der Sense, welche die Grenze mit Bern bildet; der ganze Canton hat eine Einwohnerschaft von etwa 84,000 Katholiken und 12,000 Reformirten.

Die Truppenmacht des Cantons Freiburg war nicht unbedeutend, sie bestand aus 8 Bataillonen Infanterie, 2 Kavallerie-Compagnien und 36 Geschützen; außerdem kam dazu der Landsturm, welcher vielleicht den Kern der militärischen Macht des Cantons Freiburg bildete, denn er bestand aus allerdings unordentlich, aber gut bewaffneten und auf das furchtbarste fanatisirten Landleuten, welche bereit waren, Gut und Blut, Leib und Leben für den Sonderbund zu opfern.

Der Befehlshaber der Truppen war der durch Tapferkeit und Umsicht rühmlichst bekannte Oberst Maillardoz, dem noch mehrere ausgezeichnete Offiziere untergeordnet waren, de Money und Albier, Leute, deren Tapferkeit auf dem Schlachtfelde erprobt war. An der Spitze der Regierung stand der Oberschultheiß Fournier, ein Mann von großen Talenten.

Die Truppenmacht des Cantons war fast gänzlich in der

---

*) Der gütige Leser möge die Karte vergleichen, um eine klare Uebersicht des Kriegsschauplatzes zu gewinnen.

Umgebung von Freiburg, der Hauptstadt des Cantons, concentrirt und es schien daher, als würde hier den Eidgenossen ein äußerst blutiger Kampf bevorstehen, denn die Stadt war durch Natur und Kunst stark befestigt.

Freiburg liegt an der Saane, welche es in einem tiefen Felsenbette halb umschließt; es ist außerdem umgeben von Mauern und Gräben, welche über Felsenhügel hinlaufen. Die nächsten Felsenhügel an der Stadt, sowie alle nach denselben führenden Wege, waren durch furchtbare Minen untergraben und durch Verhaue ungangbar gemacht. In diese Festung hatten sich fast sämmtliche waffenfähige Männer des Landes zurückgezogen, um hier den Angriff des Feindes zu erwarten.

Die ganze Schweiz sah mit Spannung auf den Kampf, der sich hier entwickeln sollte; man mußte wohl glauben, daß er ein äußerst blutiger werden würde, denn nirgends hatten die Jesuiten einen größern Einfluß, in keinem Canton hatten sie mehr zu verlieren.

13.

Am 9. und 10. November begannen die Eidgenossen ihren Einmarsch in den Canton Freiburg; die Truppen waren in einem großen Halbkreise gegen Freiburg hin gerichtet, und bemühten sich, sich nach der Stadt hin zu concentriren, indem sie von St. Denis, Stäffis, Lauten und Murten ziemlich zu gleicher Zeit regelmäßig vorrückten. Den 12. standen sie, 25,000 Mann stark, vor der Stadt; es waren besonders Truppen von der westlichen Schweiz verwendet worden.

Der Marsch ging mit großer Regelmäßigkeit vor sich, die Eidgenossen bewährten dabei den besten Geist militärischer Disciplin und Duldsamkeit gegen die Bewohner des Landes.

Sie fanden fast nirgends einen kämpfenden Feind, überall waren die Dörfer und Flecken verlassen von den kampffähigen Männern, nur Weiber und Kinder empfingen die Armee und warfen sich zu den Füßen der Soldaten nieder, indem dieselben baten, da sie doch einmal sterben müßten, ihnen wenigstens einen leichten und schmerzlosen Tod zu gewähren.

Mit Schmerz und Staunen hörten die biedern und herzlichen Schweizer, welche von jeder ähnlichen Grausamkeit weit entfernt waren, dieses Flehen, und waren hoch entrüstet über die Verleumdung, welche die katholische Geistlichkeit gegen sie ausgesprengt hatte; sie ließen sich leider im Unwillen hierüber verleiten, diejenigen Geistlichen, welche sie in ihren Kirchspielen noch vorfanden, gefangen zu nehmen und als Geißel nach dem Waadtlande zu schicken.

Man hat hieraus den eidgenössischen Truppen einen großen Vorwurf gemacht, aber wahrlich mit Unrecht; denn es möchte wohl selten genug vorkommen, daß eine Armee beim Marsche durch Feindes Land nicht größere Unregelmäßigkeiten beginge.

In der Nacht vom 12. zum 13. kampirte die eidgenössische Armee vor Freiburg; längs der Sense und Saane leuchteten die Wachtfeuer der Eidgenossen und nicht weit von ihnen, deutlich sichtbar, die der Freiburger. Der beste Geist herrschte trotz des kalten Regenwetters, welches die ganze Nacht andauerte, unter den Truppen, und obgleich die jungen kampfungewöhnten Schaaren mit Bestimmtheit für den folgenden Tag ein blutiges Zusammentreffen erwarteten, obgleich sie durch die Strapazen der in dem Regenwetter zurückgelegten Märsche ermüdet waren, blieben sie doch fröhlich und wohlgemuth.

Am 13. November vollendete die erste Division, welche von Bulle und Romont vorgerückt war, die Einschließung der Stadt, es war diese Division etwas später gekommen, weil ihr Marsch durch die vielen Minen, Gräben und Verhaue, die sich auf allen Wegen vorfanden, aber nirgends irgend kraftvoll vertheidigt wurden, etwas verzögert worden.

Am 13. November ließ der General Dufour, während er die schwere Artillerie bei Belfaux vorrückte, die Armee noch enger um die Stadt concentrirte und Alles zum Angriff vorbereitete, eine Aufforderung an die Freiburger Regierung ergehen, daß dieselbe freiwillig in ihre Pflichten gegen die Eidgenossenschaft zurückkehren möchte. Die Regierung befragte die Truppenchefs um ihre Ansicht, ob die Stadt wohl gegen die feindliche Armee zu halten sein möchte, und erhielt von den meisten den Rath, auf günstige Bedingungen hin zu kapituliren; sie konnte sich indessen dazu noch nicht völlig entschließen, da sie noch fortwährend auf Hülfe von außen hoffte, und bat daher nur um einen Waffenstillstand, welchen Dufour auch bis zum Sonntag, den 14., Morgens 7 Uhr gewährte.

Der Sonnabend verging daher ziemlich ruhig, mit Ausnahme eines einzigen Gefechtes, welches die Division Rilliet gegen die Forts Bertigny und Ginget lieferte, weil er von dem Waffenstillstande nicht unterrichtet worden war; einige Freiburger Vorposten hatten auf die eidgenössischen Truppen geschossen, und in Folge dessen griff Rilliet mit seiner Division die genannten Forts an, wurde von einem lebhaften Feuer empfangen, warf aber kräftig vorschreitend den Feind auf die Stadt zurück.

Die Nacht vom 13. zum 14. kampirten die eidgenössischen

Truppen abermals im Freien, mit derselben musterhaften Ordnung und Ruhe, wie in der vorigen Nacht. So kam der Morgen.

Dufour ließ seine sämmtlichen Truppen sich zum Angriff rüsten. Batterien wurden zu einem Flankenangriff aufgeführt, und Alles zu einem Bombardement der Stadt vorbereitet, da erschienen um halb 7 Uhr die Freiburger Parlamentäre im eidgenössischen Lager; sie bewilligten die Uebergabe der Stadt, wollten aber Anfangs die Waffen behalten. Mit den Verhandlungen über diesen Punkt zog sich die Uebergabe bis gegen 10 Uhr hin, dann aber wurde folgende Capitulation im Hauptquartier zu Belfaux abgeschlossen:

1) Die Regierung verpflichtet sich unbedingt, förmlich dem Sonderbund zu entsagen.

2) Die eidgenössischen Truppen nehmen im Laufe des Tages Besitz von der Stadt Freiburg, indem sie am Morgen zuerst die äußern Forts besetzen, dann die Thore der Stadt, hierauf die inneren Posten.

3) Die Stadt wird die erforderlichen Logis und Lebensmittel, gemäß der eidgenössischen Reglements, liefern.

4) Die Regierung von Freiburg wird unverzüglich die Truppen entlassen. Die Waffen des Landsturms müssen im Zeughaus deponirt und ein Inventar darüber aufgenommen werden, welches der eidgenössischen Behörde zu übergeben ist.

5) Die eidgenössischen Truppen werden alle besetzten Posten beziehen, die Sicherheit der Personen und des Eigenthums garantiren und die Behörden in der Erhaltung der öffentlichen Ordnung kräftig unterstützen.

6) Sollten Umstände sich erheben, die nicht ins militärische Gebiet gehören, so unterliegen sie dem Entscheide der hohen Tagsatzung.

So hatte sich also Freiburg ergeben, ohne irgend beträchtlichen Widerstand, ohne von den furchtbaren Vertheidigungsmitteln Gebrauch zu machen, welche es mit gänzlicher Verachtung der Interessen seiner Einwohnerschaft aufgeboten hatte; es hatte sich ergeben, obgleich es vor wenigen Tagen noch in den unzähligen Proklamationen die Betheurung ausgesprochen, es werde kämpfen bis auf den letzten Mann, und würdig der tapfern Vorväter für Freiheit, Selbstständigkeit und Religion den letzten Blutstropfen verspritzen. Alle jene großartigen Vertheidigungsmaßregeln, jene Gräben, Dämme und Minen, welche überall das Land durchschnitten und den Verkehr für längere Zeit hinderten, waren vergeblich gewesen. Freiburg war ohne Widerstand gefallen, seine Regierung hat es der Eidgenossenschaft in die Hände geliefert, eben jene Regierung, welche die ganze Schuld trug an dem Bunde des Cantons, sie hatte das Volk im Stiche gelassen und flüchtete sich feige, als sie sich in ihren Hoffnungen, Unterstützungen von außerhalb zu erhalten, betrogen sah.

Ueber die Berathungen, welche die Regierung zu diesem Schritte veranlaßten, ist noch Folgendes zu bemerken: Der Staatsrath hatte in einer Sitzung den General Maillardoz befragt, ob er mit Erfolg werde Widerstand leisten können, und darauf folgende Antwort erhalten. Der General habe ganz sicher auf die Hülfe der kleinen Cantone zu Gunsten Freiburgs gerechnet, allein diese haben nichts gethan und Freiburg müsse der eidgenössischen Uebermacht gegenüber unterliegen;

wenn aber der Staatsrath befehle, so werde er als braver Soldat seine Pflicht thun und kämpfen.

Auch die übrigen Offiziere erklärten, ihre Truppen seien zwar vom besten, sogar von einem bewunderungswürdigen Geist erfüllt, und würden kämpfen, bis der letzte Mann gefallen sei, aber dieser Kampf würde ein vergeblicher sein und sie müßten sich daher der Meinung des General Maillardoz anschließen; nur der General Morez, der Artilleriechef Ammann, der Platzcommandant Weck, sprachen mit feurigen Worten dafür, daß Freiburg sich bis aufs Aeußerste vertheidige.

In Folge dessen wurde der Waffenstillstand beschlossen, und von diesem Augenblicke an herrschte eine wunderbare Rath- und Thatlosigkeit im Staatsrathe, welcher in der Nacht sich endlich völlig auflöste und eine Commission zur Unterhandlung mit dem eidgenössischen Heere ernannte; aber auch diese Commission war nicht einmal zusammenzubringen; alle diese Männer des alten Systems wagten es nicht, noch ferner an den Regierungsgeschäften Theil zu nehmen, denn sie fühlten sich dem Hasse und der Verachtung des Volkes verfallen. In Folge dessen übergab man zwei Freiburger Bürgern die Vollmacht, mit dem eidgenössischen Heere zu unterhandeln; die Regierungsmitglieder zogen sich zurück und suchten sichere Verstecke auf, um sich dort vor der Volkswuth zu verbergen. Auch General Maillardoz nahm seinen Abschied, da er nicht glaubte, noch ferner etwas wirken zu können.

14.

Als die Nachricht von der Capitulation in der Stadt selbst bekannt wurde, erregte sie unter der jesuitisch gesinnten

Partei, unter den vielen in der Stadt befindlichen, aufs Aeußerste fanatisirten Landstürmern, eine furchtbare Aufregung.

Wir sind verrathen, wir sind verkauft! so schrien sie wüthend, es wurde Generalmarsch geschlagen und ein Volkshaufen zog vor die Kanzlei, um dort die Annullirung der Capitulation zu fordern; nur mit äußerster Anstrengung gelang dem Bischof, die wildaufgeregten Massen einigermaßen zu beruhigen und sie zu bewegen, die Waffen niederzulegen, die Capitulation anzunehmen und sich dem Einmarsch der Truppen nicht mit einer Gewalt zu widersetzen, welche nur blutige Niederlage, niemals aber einen Sieg zur Folge haben könnte.

Andererseits aber erfüllte die Nachricht der Capitulation den größten Theil der eigentlichen Bewohner von Freiburg mit überschwenglicher Freude. Diese, welche meistens zur freisinnigen Partei gehörten, hatten schon lange Jahre unter dem drückenden Joche der Jesuiten gelitten, und sahen sich nun endlich von demselben befreit; sie hatten sich nur mit Widerstreben den Beschlüssen ihrer Regierung unterworfen und dem Sonderbund angeschlossen, und erwarteten daher mit unendlichem Jubel den Einmarsch der eidgenössischen Truppen.

So standen sich also in Freiburg selbst zwei feindlich gesinnte Parteien gegenüber, die alte Regierung war geflohen, eine neue noch nicht ernannt, und es herrschte daher von dem Augenblicke der Capitulation an in der Stadt die vollständigste Anarchie.

Am Nachmittage gegen halb 2 Uhr fand der Einmarsch der eidgenössischen Truppen, der in doppelten Gliedern gegen zwei Stunden dauerte, statt. General Dufour selbst betrat die Stadt nicht, er wendete sich sofort mit dem Generalstabe

nach Bern, um von dort aus seine Maßregeln gegen Luzern zu nehmen. Den Oberbefehl über die in Freiburg zurückbleibenden Occupationstruppen übergab er dem Divisionär Rilliet.

Der Einzug der Truppen in die Stadt bot ein wunderbares Schauspiel dar, große Volksmengen hatten sich auf der Straße versammelt, welche die eidgenössischen Brüder mit lautem Jubelruf empfingen; der Ruf, es leben die Eidgenossen! Nieder mit dem Sonderbund! nieder mit den Jesuiten! ertönte unaufhörlich; zwischen diesen Volkshaufen sah man aber auch wieder, jene kaum entwaffneten Landsturmmänner, welche mit kaum verbissener Wuth dem Einmarsch der Truppen zuschauten, und ebenfalls die Regierung und die Jesuiten verwünschten, weil sie die Interessen der Religion und des Sonderbundes von ihnen verrathen glaubten.

Aus vielen Häusern der Straßen, durch welche die Truppen zogen, wehten eidgenössische Fahnen; eine besonders große und schöne aus dem Hause des reformirten Pfarrers, welche mit lautem Jubel von dem Volke begrüßt wurde.

Während dessen wurde mit der Entwaffnung des Landsturms immerwährend fortgefahren, trotz der Wuth und Entrüstung desselben; alle Straßen wimmelten nun von Menschenmassen, überall hörte man lautes Lärmen und Schreien.

Plötzlich ertönte mitten aus dem Haufen der laute Ruf einer hellen und klaren Stimme: Macht die Gefangenen frei!

Wie ein zündender Funke fiel dieser Ruf in die Menge, ein ungeheurer Jubel erhob sich, und unter fortwährendem Freudengeschrei wälzten sich die Massen nach dem Thore. Dort gab es eine wahrhaft herzzerreißende Scene; aus den kleinen, Schießscharten ähnlichen Fenstern, streckten die Gefan-

genen, die Märtyrer der freisinnigen Partei unter der Jesuitenherrschaft, ihre Hände hervor, und schwenkten mit weißen Tüchern, die eidgenössischen Brüder, ihre Befreier, begrüßend.

Vergeblich widersetzten sich einige Anhänger der Ultramontanen der Befreiung der Gefangenen, sie wurden zurückgedrängt, der Thurm erbrochen und die Kerker geöffnet. Die Gefangenen traten heraus, bleiche Jammergestalten, lebendige Zeugen der furchtbaren, kein schändliches Mittel scheuenden Tyrannei der Jesuiten; freudetrunken umarmten sie ihre Befreier, jubelnd begrüßten sie die Eidgenossen, welche ihnen und dem ganzen Canton die Freiheit wieder gegeben hatten. Da blieb kein Auge trocken, selbst die alten Soldaten sah man Thränen vergießen. Der Umarmungen, des Schluchzens, und dann wieder der jubelnden Freudenrufe, wollte kein Ende werden; es war eine Scene inmitten des Krieges und der wilden Aufregung, welche auf herrliche Weise zeigte, daß Edelmuth und Nächstenliebe die Grundprinzipien des Schweizer Charakters bilden, wie sehr derselbe auch durch schlechte Regierungsmaßregeln verdorben worden war.

Am Abend war der größte Theil der Stadt erleuchtet, die meisten Häuser boten ein festliches Ansehen dar; Transparente, mit Inschriften zum Lobe der Eidgenossen glänzten an den meisten Fenstern und Freudenfeuer brannten; nur wenige Häuser waren dunkel geblieben, die der eingefleischtesten Anhänger der alten Regierung; durch Zischen und Toben gaben die Volksmengen ihr Mißfallen gegen diese Meinungsäußerung zu erkennen.

Die Truppen, gegen 10,000 Mann, mußten nun untergebracht werden, man quartirte sie theils bei den Einwohnern der Stadt, theils in den verschiedenen Klöstern ein; im

Jesuitenpalast allein wurden 1200 Mann untergebracht. Es ist leider zu bemerken, daß die eidgenössischen Truppen hier nicht mehr jenen Geist der Ruhe und Ordnung, der strengen Disciplin beibehielten, durch welchen sie sich früher ausgezeichnet hatten; sie wirthschafteten in dem Jesuitenpalast, so wie auch in den andern Klöstern und in den Wohnungen einiger als jesuitisch bekannten Regierungsräthe, auf eine unverantwortliche Weise, indem sie ihrem Haß gegen die Jesuiten, gegen die Anstifter des ganzen Krieges, in einer blinden Zerstörungswuth Luft machten

Viele und arge Excesse wurden verübt, obgleich bei der Capitulation der Stadt Freiburg ganz besonders vom General Dufour die Schonung der Person und des Eigenthums, so wie die Ordnung in der Stadt zugesagt war. Auch als am andern Tag der größte Theil der Truppen abmarschirte, und nur der Divisionär Rilliet mit etwa 5000 Mann in Freiburg zurückblieb, dauerten diese Excesse fort, so daß am 16. November Oberst Rilliet sich zu folgendem Tagesbefehl veranlaßt sah:

Bedeutende Unordnungen haben gestern statt gefunden. Das Uebelwollen hat sie übertrieben; leider aber ist es nur zu wahr, daß die Befehle der Tagsatzung, die des Generals und meine Befehle nicht geachtet worden sind — Soldaten der ersten Division! Euch beschuldige ich nicht. Als es sich darum handelte, die durch Andere gestörte Ordnung herzustellen, fand ich Euch bereit, mich zu unterstützen; Ihr habt eingesehen, daß die Ehre der Soldaten die Ehre der Armee, und die Ehre der Armee die Nationalehre ist, daß Alles, was derselben Abbruch thut, auf die Armee und deren Führer zurückfällt. Ihr habt eingesehen, daß durch Verletzung

der Gefühle und Ueberzeugungen eines braven und edelmüthigen Volkes seine Wunden, die wir als Freunde und Bundesgenossen so gern heilen möchten, nicht geheilt werden. Soldaten der ersten Division! So lange Ihr nur Eurem Herzen folgt, werdet Ihr frei bleiben von jedem Mackel; daher verschließt Eure Ohren jenen falschen Freunden, welche, um ihren Leidenschaften zu fröhnen, keine Scheu tragen, die Armee zum Werkzeug ihres persönlichen Grolles zu mißbrauchen und so deren Ruf bloßzustellen. Hört sie nicht an, und wagen sie es, Euch eine schlechte Handlung zuzumuthen, so nehmt ihnen die eidgenössische Armbinde, derer sie unwürdig sind, weg. Verhaftet und führt zum Platzmajor oder auf die Wache des Cantonements jedes nicht militärische Individuum, das Euch einen Angriff auf Personen oder Eigenthum zumuthet. Die verdiente Strafe soll ihn treffen. Wecket Vertrauen im Freiburger Volke; rechtfertigt die Anschuldigungen nicht, die man Euch gemacht. Freiburg steht unter dem Schutze der Eidgenossenschaft und der Armee. Kraft der mir verliehenen Vollmachten erkläre ich, daß die Zeit der Nachsichten vorüber ist, und daß jeder der Armee Angehörige, der seine Pflichten verletzen wird, nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft werden soll. Ich mache die Corpchefs für die Beobachtung meiner Befehle verantwortlich; die Namen aller Schuldigen werden auf dem Divisionsbefehl erscheinen.

Außerdem wurden auch an allen Kirchenthürmen ein Befehl für alle Postenchefs angeschlagen, in welchem diese die strengste Ordre erhielten, jeden Militär, der an Kirchen, Ordenshäuser, Kultusgegenständen, Spitälern, an der Sicherheit der Person und des Eigenthums sich vergehe, sogleich est zu nehmen und zum Platzmajor zu führen; den Truppen

wurde ferner auf das Strengste untersagt, sich auf irgend eine Weise in die politischen und religiösen Angelegenheiten des Cantons zu mischen; es wurde endlich später ein Kriegsgericht niedergesetzt, welches über alle Excesse eine strenge Untersuchung einleitete und veranlaßte, daß diejenigen Bataillone, welchen die Schuldigen angehörten, nach Hause geschickt wurden. Es stellte sich dabei zur Ehre der eidgenössischen Truppen und der radicalen Partei heraus, daß ein großer Theil der Excesse gerade von den Anhängern der frühern Regierung, welche jetzt sich in die bittersten Feinde derselben umgewandelt hatten, ausgeübt worden waren.

Auch in der Nähe der Stadt dauerten Unruhen, Excesse und kleine Plänkelgefechte noch mehrere Tage fort. Die Entwaffnung des Landsturmes war nicht vollständig gelungen, ein Theil jener wilden und fanatisirten Ultramontanen hatten sich aus der Stadt zu schleichen und in die Wälder zu flüchten gewußt; sie lauerten dort den eidgenössischen Schildwachen und Patrouillen auf und schossen auf dieselben, wobei es denn vorkam, daß diese, durch solche hinterlistige Angriffe in Wuth gesetzt, das Vergeltungsrecht übten. So wurde z. B. aus einem Hause in der Nähe von Freiburg auf vorübergehende Truppen geschossen; die wüthenden Truppen stürmten augenblicklich das Haus und fanden in demselben einen bewaffneten Mann; als sie demselben die Kopfbedeckung abrissen, zeigte sich durch die Tonsur, daß er ein verkleideter Priester sei; die Wuth derselben wurde hierdurch noch vermehrt, trotz der Bitten und Befehle der anwesenden Officiere mißhandelten sie den Unglücklichen auf das Unbarmherzigste. Endlich gelang es einigen kräftig einschreitenden Officieren, den Priester in Freiheit zu setzen, er wollte fliehen, aber ehe er

noch einige Schritte hatte thun können, wurde er von mehreren Schüssen durchbohrt.

Aehnliche Gräuelscenen kamen leider in der Umgebung von Freiburg in jenen Tagen mehrere vor, so wurden einige Landstürmer, bei denen man verkalkte Kugeln fand, ohne Gnade erschossen; erst als die Wälder von den herumstreifenden Fanatikern völlig gesäubert waren, stellte sich auch in der Umgebung Freiburgs die Ruhe wieder her; in dem sogenannten deutschen Bezirk dauerte die Unordnung am längsten.

Wie wir schon erzählt haben, war unmittelbar nach der Kapitulation eine vollständige Anarchie in Freiburg eingetreten, die Mitglieder der alten Regierung hatten sich geflüchtet, eben so auch die Jesuiten, selbst die Zöglinge des Jesuitenpensionats hatten sich unter den Schutz des französischen Gesandten gestellt und die Stadt verlassen, um in ihre Heimath zurückzukehren.

Es leuchtete ein, daß ein so ordnungsloser Zustand nicht fortdauern konnte, mehrere angesehene Einwohner der Stadt thaten sich daher zusammen und veranlaßten am 15. November eine Volksversammlurg, welche jedoch nach dem Befehle des Obristen Rilliet nicht im Freien stattfinden durfte. Es betheiligten sich bei dieser Versammlung besonders die Anhänger der liberalen Partei, welche eine provisorische Regierung von sieben Mitgliedern wählten; alle sieben gehörten den radicalsten Fortschrittsmännern des Cantons an.

Die Wahl geschah allerdings nicht in ganz ordnungsgemäßer Weise, aber dennoch erkannte die Tagsatzung diese provisorische Regierung an, und ließ die drei eidgenössischen Repräsentanten, welche sie nach Freiburg geschickt hatte, in Unterhandlung mit derselben treten.

Die neue Regierung trat sofort sehr kräftig auf, sie löste den widerrechtlich und verfassungswidrig von der Sonderbundsregierung eingesetzten Gemeinderath der Stadt auf, und bemühte sich überhaupt, die Ruhe und Ordnung im Canton möglichst wieder herzustellen. Den 19. November erließ sie ein Decret über die Ausweisung der Jesuiten, welches, obgleich es vielfach als außer der Machtvollkommenheit der Regierung liegend, angefochten worden ist, doch jedenfalls beweist, daß dieselbe mit aller Kraft, mit Muth und Energie bemüht war, die Zügel in die Hand zu nehmen, und sie mit der in einer Zeit der Anarchie nöthigen dictatorischen Gewalt zu halten. Das Decret lautet wie folgt:

Die provisorische Regierung des Cantons Freiburg, durch die Lage der Dinge berufen, die dringendsten Maßregeln zu treffen, um den Uebeln Einhalt zu thun, welche auf dem Vaterlande lasten und deren Wiederkehr zu verhüten; erwägend, daß der Zutritt des Cantons Freiburg zur antinationalen Verbindung, Sonderbund genannt, hauptsächlich das Werk der Jesuiten und ihrer Affiliirten ist; Angesichts des Beschlusses der Tagsatzung vom 3. November 1847, welcher den Jesuitenorden für unerträglich mit der Ruhe und den Frieden der Schweiz erklärt, und den Canton Freiburg eingeladen hat, denselben aus seinem Gebiet zu entfernen; beabsichtigend, der Civilgewalt die Freiheit zu handeln zu sichern, welche eine bleibende Pacification des Cantons erheischt; in Gemäßheit der ausgedehnten Gewalten, welche ihr durch den Beschluß des Volkes vom 15. November letzthin übertragen worden sind, beschließt:

1) Die Jesuiten, die Corporationen, Congregationen und Körperschaften für den Unterricht, welche diesem Orden

affiliirt sind, sind für immer aus dem Freiburger Gebiet verbannt.

2) Diese Maßregel betrifft:
   a) Die Jesuiten;
   b) die Ligorianer;
   c) die Marianer, sog. „unwissende Brüder";
   d) die Brüder der christlichen Lehre;
   e) die Schwestern vom heiligen Joseph;
   f) die Schwestern des heil. Vinzent da Paula;
   g) die Schwestern vom heil. Herzen.

3) Die Körperschaften und Corporationen genannter Art können künftighin unter keinem Namen und Vorwande sich im Canton niederlassen, oder Eigenthum erwerben, noch öffentlichen oder Privatunterrichts-Anstalten vorstehen.

4) Die, genannten Orden und Congregationen angehörigen Personen haben den Canton binnen dreimal 24 Stunden, von der Verkündigung gegenwärtigen Beschlusses angerechnet, zu verlassen.

5) Alle Güter, bewegliche und unbewegliche, welche dieselben besitzen, fallen dem Staatsvermögen zu. Ihr Ertrag soll für den öffentlichen Unterricht verwendet werden. Zu diesem Ende sind sie unter Sequester gestellt, sie sollen unverzüglich inventarisirt, und der Civilverwaltung übergeben werden. Cessionen oder andere onerose Verträge, welche nach dem 15. October erfolgt sind, zur Entziehung irgend eines Theils dieser Güter, sind für ungültig erklärt.

6) Die Directoren der Departements, der Polizei und der Finanzen sind mit Vollziehung gegenwärtigen Decrets

beauftragt, so weit es in den Wirkungskreis eines jeden derselben einschlägt.

7) Gegenwärtiger Beschluß ist exekutorisch alsbald nach seiner Promulgation; er soll verkündigt und an den herkömmlichen Orten angeschlagen werden. (unterz.) Der Präsident: Schaller. Der Kanzler: Dr. Berchthold.

15.

Während der Ereignisse in Freiburg kam man an verschiedenen Orten der Schweiz geheimen Verbindungen auf die Spur, welche die Jesuiten theils unter sich, theils mit den eidgenössischen Cantonen unterhielten. Diese Entdeckung war von einer größern Wichtigkeit, als man damals zu ahnen vermochte, denn sie hat ein helles Licht geworfen auf die Politik, welche die auswärtigen Mächte, und ganz besonders das Ministerium Guizot in Frankreich, in Beziehung auf die Schweiz verfolgten; auf jene heimliche, trügerische, im Dunkeln schleichende Politik, welche in freiheitsmörderischer Bestrebung den Ultramontanen überall verstohlen die Hand reichte, wenn sie auch nicht wagte in ihrer ganzen Schmählichkeit an's Tageslicht zu treten.

Wir haben schon früher dem gütigen Leser erzählt, daß die sonderbündische Armee ihre Gewehre und Geschütze zum allergrößten Theil aus Frankreich bezogen habe, und daß aus diesem Grunde schon sich in der Schweiz geltend machen mußte, daß Frankreich in einem engeren Verhältnisse mit den Sonderbundscantonen stehe, als es offen auszusprechen für gut befand.

Dieser Verdacht wurde mit jedem Tage reger und fand in dem heimlichen, sonderbaren Benehmen des französischen

Gesandten bei der Tagsatzung, Herrn Bois le Comte, fortwährend eine neue Stütze. Die Eidgenossen sahen daher mit Mißtrauen auf diesen Mann, sie konnten es sich nicht verhehlen, daß die häufigen Aufträge, welche Herr Bois le Comte seinen Gesandtschaftssecretären bald nach diesem, bald nach jenem Cantone gab, mindestens sehr besorglicher Natur seien, und sie fürchteten daher einen Spion der Sonderbündner in der unverletzlichen Person des französischen Gesandten, in ihrer Mitte zu haben.

Der Verdacht wurde immer dringender, als man bemerkte, daß Herr Bois le Comte in den verschiedenen Cantonen gerade mit denjenigen Personen in engerer Verbindung stand, welche man mehr oder weniger wegen jesuitischer Interessen und Umtriebe beargwöhnte; aber dennoch wagte man immer noch keinen offenen Schritt gegen den französischen Gesandten zu thun, um nicht, eines vielleicht ungegründeten Verdachts wegen, der Eidgenossenschaft in Frankreich einen mächtigen Feind zu erwecken. Man konnte es ja Herrn Bois le Comte nicht beweisen, daß er in der That in einer nähern Verbindung mit den Sonderbündnern stehen, ließ es daher willig zu, daß Herr Bois le Comte bei der Einnahme von Freiburg die Jesuitenzöglinge daselbst unter seinen Schutz nahm, und deren ungestörten Abzug aus den Cantonen bewirkte; endlich erhielt man aber die triftigsten Verdachtsgründe für die geheimen Verbindungen, in welchen der französische Gesandte mit den Sonderbündnern stand.

Im Ober-Aargau wurde im Langenthal der Koch aus dem Kloster St. Urban, welcher schon längst verdächtig war, daß er den Sonderbündnern als Spion diene, gefangen genommen; man fand bei ihm ein Schreiben an den Fürsprecher

Stettler in Bern, in welchem die Bitte ausgesprochen wurde, eine beigelegte Zuschrift an die Freiburger Regierung auf eine sichere Weise dorthin zu senden; wenn Herr Stettler dies nicht auf andere Art könne, so möge er das Schreiben nur der französischen Geschäftskanzlei in Bern zur Weiterbeförderung übergeben; die Zuschrift enthielt eine Darlegung der wahrscheinlichen Angriffspläne des eidgenössischen Oberfeldherrn, welche der sonderbündische Kriegsrath in Luzern der Freiburger Regierung zur Beachtung mittheilte.

Es war daher wohl sehr natürlich, daß der General Dufour dem Herrn Bois le Comte, als derselbe, in dem Augenblicke, wo die Feindseligkeiten gegen Luzern beginnen sollten, einen Paß für einen seiner Gesandtschaftssecretäre nach der Jesuitenhauptstadt verlangte, die Ausstellung desselben verweigerte; nichts desto weniger fühlte sich der französische Gesandte dadurch im höchsten Grade beleidigt, und schrieb folgenden Brief an Dufour:

„Gesandtschaft von Frankreich in der Schweiz. Bern, den 17. November 1847. Adrss. Exc. Herrn General Dufour, Oberbefehlshaber der Executions-Armee.

General!

Ich empfange den Brief, den Sie mir unterm 16. November zu schreiben die Ehre erwiesen haben, und wodurch Sie mir ankündigen, daß Sie mir den Geleitbrief nicht geben können, den ich für einen der Herren Secretäre der Gesandtschaft verlangt hatte, welchen ich nach Luzern zu senden Willens bin. Ich bedaure diesen abschlägigen Bescheid um so mehr, als er mich in die Nothwendigkeit versetzt, Bern zu verlassen. Ich kann nicht allein in keinem Falle einen Grundsatz zulassen, welcher aus der Zahl

von souveränen Cantonen, bei denen ich beglaubigt bin, eine gewisse Anzahl Cantone ausmerzen würde, und welcher die Wirkung meiner Vollmachten und meines Schutzes über die Franzosen aufheben würde, sondern ich sehe die Schweiz in zwei bewaffnete Lager getheilt, die sich bekämpfen, und wenn ich fernerhin in dem einen verbleiben würde, nachdem man mir in demselben amtlich die Freiheit meines Verkehrs mit dem andern verweigert hat, so würde ich mich aussetzen, daß man Folgerungen daraus ableiten könnte, denen ich durch meine Abreise zuvorkommen muß. Diesen Betrachtungen folgend, denke ich im Laufe des Tages Bern zu verlassen, um mich in einen der Cantone zu begeben, welche sich enthalten haben, Theil an den Abstimmungen zu nehmen, aus denen dieser unglückliche Krieg entstanden ist. Ich bitte Ew. Excellenz die Versicherung meiner Hochachtung zu genehmigen. Der Gesandte von Frankreich: Graf v. Bois le Comte."

Gleich nachdem der Brief geschrieben war, begab sich Herr Bois le Comte nach Basel; er hatte geglaubt, durch diesen feinen Staatsstreich, die Eidgenossen sehr in Schrecken zu setzen, wurde aber in dieser Erwartung stark betrogen, man war froh, einen lästigen Spion auf eine gute Art los zu sein, und kümmerte sich wenig um den Zorn und die Abreise des Herrn Gesandten.

16.

Ehe wir weiter gehen zu den sich jetzt mit außerordentlicher Schnelligkeit folgenden Ereignissen, halten wir es für nöthig, zum Verständniß derselben dem gütigen Leser eine kurze to-

pographische Skizze von der Stadt Luzern und ihrer Umgegend zu geben.

Luzern, die Hauptstadt des Sonderbundes und des Jesuitismus, hat nicht mehr als etwa 9000 Einwohner, es liegt an der nordwestlichen Spitze des sich kreuzförmig ausbreitenden Vierwaldstätter See's, gerade da, wo die Reuß denselben durchströmt, in einer reizenden, äußerst malerischen Gegend. Nördlich von Luzern erhebt sich eine Hügelgruppe, Museck genannt, von welcher aus die Stadt vollständig beherrscht wird, wenn Geschütz hier aufgefahren wird; gegen einen Infanterie-Angriff von Norden ist die Stadt indessen durch eine 20 Fuß hohe Mauer, welche mit sieben alterthümlichen Thürmen besetzt ist, geschützt. Die Westseite der Stadt ist durch die reißende und schnell dahin strömende Reuß begrenzt, drei Holzbrücken führen über den Stom, welche die Vorstadt mit Luzern verbinden; südlich ist der Vierwaldstätter See ein sicherer Schutz.

Der am schwersten zu vertheidigende Punkt ist die Ostseite, dort zu ziehen sich einige sehr leicht zugängliche Anhöhen hin, von denen aus die Stadt durch Geschütz vollständig beherrscht wird.

Es ergiebt sich aus dieser Schilderung, daß Luzern gegen eine überlegene Heeresmacht, welche vollständig mit Geschütz versehen die Stadt angreift, in der That gar nicht zu vertheidigen ist, und die Folge wird beweisen, daß die Luzerner dies einsahen. Es ist dabei indessen wohl zu bemerken, daß so leicht die Einnahme Luzerns scheint, wenn die, die Stadt umgebenden Hügelgruppen hinreichend mit Geschütz besetzt sind, doch eben diese Besetzung nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen konnte, da die Luzerner Re-

gierung mit furchtbarer Aufopferung alle Wege und Pässe durch Verhaue und Minen, durch Schanzen und Batterien gedeckt hatte, welche, tapfer vertheidigt, einem anrückenden Feinde bedeutenden Widerstand leisten konnten.

Vom Aargau aus führen fünf Straßen nach Luzern, welche indessen auf der Nordseite sämmtlich zusammenlaufen und dort durch steile, waldbedeckte Anhöhen gut gedeckt sind; am leichtesten zugänglich ist noch eine Straße, welche über das Amt Entlibuch von Bern aus nach Luzern führt, aber auch diese ist durch eine Batterie vom rechten Reußufer gedeckt.

Die Straßen, welche von Zug und aus dem Aargau nach Luzern führen, laufen bei Gisikon zusammen, sie sind durch bedeutende Erdschanzen und Batterien gedeckt, durch welche die Sonderbündner beide Reußufer, nebst der Landstraße bestreichen können. Dieser Punkt war einer der wesentlichsten, wenn es sich um eine Einnahme und Beschießung der Stadt handelte.

Es geht aus dieser Schilderung der Oertlichkeit deutlich hervor, daß eine Eroberung des Cantons Luzern, und besonders der Hauptstadt desselben, keine leichte Sache war, und es blickten daher die Eidgenossen mit Spannung auf den Ausgang des Kampfes, der sich nach der Einnahme von Freiburg gegen Luzern wenden sollte; man fürchtete dort einen furchtbaren Widerstand zu finden, denn Luzern, die Hauptstadt des Sonderbundes, der Sitz des Kriegsraths, konnte als der Mittelpunkt aller sonderbündischen Bewegungen angesehen werden; der Fall dieser Stadt mußte den Sturz des ganzen Bundes, und daher das Ende des blutigen Bürgerkrieges herbeiführen.

17.

Sofort nach der Einnahme von Freiburg wendete sich der General Dufour, wie wir bereits erzählt haben, gegen Zug und Luzern, um den Sonderbund in seinem Herzen anzugreifen. Noch war es zu keinem Kampfe gekommen, da meldeten sich am 21. November Zuger Parlamentäre bei den Vorposten der Division Gmür, welche nach dem General-Quartier gebracht wurden; zum Staunen und zur Freude des eidgenössischen Befehlshabers bot auch Zug Kapitulation an, ohne es zu einem Kampfe kommen lassen zu wollen, bei welchem es die Niederlage voraussah. Den 22. November wurde die Kapitulation vom Landrath in Zug mit 92 Stimmen gegen 20 bestätigt.

Der eidgenössische Befehlshaber war auch gegen Zug nicht mit übertriebener Strenge verfahren, er hatte diesem Canton dieselben Bedingungen gestellt, wie dem Canton Freiburg, nur hatte sich Zug noch außerdem verpflichten müssen, die als Vorbereitung zum Kriege gänzlich abgebrochene Communikation von Sins und an der Sihlbrücke, welche für die eidgenössische Truppenbewegung nothwendig war, wieder herzustellen.

Als die Schwyzer Hülfstruppen, welche in Zug, 3000 Mann stark, lagen, die Kapitulation erfuhren, verließen sie wüthend den Canton, nachdem sie vorher noch einige Schüsse auf die Häuser der bekanntesten Radicalen gethan hatten.

Der Einzug der Eidgenossen in die Stadt Zug war ein Freudenfest für die Bewohner derselben, denn auch hier, wie in Freiburg und Luzern, gehörte der größte Theil der städtischen Bevölkerung der liberalen Partei an; mit unendlichem

Jubel, unter dem Rufe: Es leben die Eidgenossen! Nieder mit dem Sonderbund! empfingen die Zuger die einrückenden Truppen der Division Gmür, welche mit einer weißen Friedensfahne in die Stadt einzogen, die ganze Bevölkerung war in ihren schönsten Sonntagskleidern, die Häuser waren mit eidgenössischen Fahnen geschmückt, und Abends wurde die Stadt illuminirt.

So hatte sich denn auch der zweite, zum Sonderbund gehörige Canton ohne Kampf den Eidgenossen übergeben, und jetzt kam es darauf an, Luzern selbst zu nehmen.

Siegwart Müller war wüthend, als er die Kapitulation des Cantons Zug erfuhr, auch alle seine Trabanten schäumten vor Entrüstung.

In der Stadt Luzern, wo sich der Kern der sonderbündischen Truppen concentrirt hatte, herrschte ein eigenthümlicher Geist, der größte Theil der Bewohner sah mit banger Erwartung auf den herannahenden Kampf; man wußte, daß die Luzerner Regierung ihre ganze Existenz bei dem Sonderbundskriege auf das Spiel gesetzt hatte, und man glaubte von derselben daher, daß sie sich bis auf das Aeußerste vertheidigen würde, die ungeheuren Rüstungen, welche überall im Canton Luzern gemacht worden waren, deuteten auf eine solche Absicht hin.

Wenn früher die Regierung mit unnachsichtlicher Strenge gegen die liberale Partei verfahren war, so übte sie jetzt seit dem Ausbruche des Krieges einen vollständigen Terrorismus gegen dieselbe aus; da durfte kein irgend freies Wort gesprochen werden, denn auf alle öffentlichen Orte, selbst in den Kreis der Familien, sendete der Verhörrichter Ammann seine bezahlten Spione, welche ihm Nachricht brachten von jedem

irgend auftauchenden antijesuitischen Gedanken. Verhaftungen folgten überall auf Verhaftungen, nirgends durften auf den Straßen, oder selbst in den Wirthshäusern, mehr als drei Personen zusammen sein, sie wurden unbarmherzig von der Polizei aus einander getrieben. Wo man hinsah, erblickte man auf der Straße nur furchtsame, gedrückte Männer, welche mißtrauisch um sich schauten, weil sie überall Verrath, überall die Spione jener furchtbaren Regierung witterten.

Diese Stimmung war ganz allgemein in Luzern, und sie wurde noch erhöht dadurch, daß durch die Absperrung von den übrigen Cantonen die Lebensmitel knapper wurden und im Preise stiegen. Vertrauen hatte die Regierung niemals beim Volke gehabt, nur durch die Furcht, welche sie einflößte, war ihre Macht so lange erhalten worden; jetzt aber vertraute man derselben noch weniger, selbst den Siegesnachrichten aus Tessin und dem Aargau, welche die Regierung mit prahlerischen Worten veröffentlichte, schenkte Niemand rechten Glauben.

Dies waren die Zustände in Luzern, als der Feldzug gegen diesen Canton begann.

Auch bei diesem Kriege blieb der alte General Dufour bei seinen früheren Maximen, welche ihm einen so leichten und unblutigen Sieg über Freiburg und Zug verschafft hatten; er wollte Luzern eben so, wie die andern beiden Cantone hauptsächlich durch Märsche erobern, wollte möglichst wenig Blut vergießen und mehr durch die moralische Kraft, als durch die Bajonnete siegen; es war dem edlen und menschenfreundlichen Manne nicht um eitlen Kriegsruhm, wie ihn eine glänzende Schlacht dem Feldherrn verschafft, zu thun, sondern um das Glück und den Frieden seines Vaterlandes. Dufour hatte aus diesem Grunde die Hauptmasse der eidgenössischen

Armee in einem großen Halbkreise um den Canton Luzern concentrirt, welcher sich systematisch nach der Hauptstadt des Cantons zusammenziehen sollte, und vom südlichen Theile des Amtes Entlibuch heraufreichte bis zur östlichen Reußgrenze des Amtes Hochdorf. Der Plan des Feldzuges war dabei etwa folgender; wir theilen ihn dem Leser mit nach der vortrefflichen Schilderung eines Schweizer Schriftstellers, des Dr. Weber.

„Nachdem die sechste Division (Luvini) von der fünften aus verstärkt worden, sollte die Reserve-Brigade Keller die March besetzen, die Division Gmür Zug nehmen*), und von da mit dem größten Theile ihrer Kräfte Luzern von der Ostseite besetzen, mit einer andern Abtheilung aber den linken Flügel der vierten Division und den Angriff auf Gislikon unterstützen. Der rechte Flügel derselben war vom Frei-Amte der Reuß nach auf den gleichen Punkt detachirt. Die beiden Divisionen des Centrums (v. Donats und Burkhart) sollten von Sursee und Willisau aus die Nordostseite Luzerns angreifen, während Ochsenbein mit einer unabhängigen Berner Reserve-Division das Entlibuch und die Südseite der Stadt einzunehmen hatte. Sollte auch eine Division nicht reüssiren, so mußte doch das großartige, gleichzeitige Zusammenwirken der übrigen nothwendig ein sicheres Resultat haben."

Die fünfte Division rückte schon am 21. November der Luzerner Grenze zu, die vierte lagerte im Reußthale von Muri bis Dietwyl hin, bivouakirend, die zweite und dritte

---

*) Der gütige Leser weiß bereits, daß dieser Theil des Kriegs-Planes seine leichte Erledigung durch die freiwillige Capitulation des Cantons Zug fand.

war schon am Morgen in den Canton einmarschirt und hatte Rieden, Dagmersellen, Knutwil, Sursee, Münster und Hitzkirch fast ohne Widerstand eingenommen, fast überall von einer jubelnden Bevölkerung empfangen, während die Berner Reservekolonne im Entlibuch mühevoll vordrang.

Der 23. November war der entscheidende Tag. Oberst Salis hatte seine Kräfte an der Reuß und auf dem Rothenberge gesammelt. Dieser ist ein malerischer, unten mit Fruchtbäumen oberhalb mit Nadelholz bewachsener Gebirgszug, zwischen dem Zugersee und dem Küßnachter Arm des Vierwaldstättersee's einerseits und dem Reußgebiete andererseits, in der Mitte bis zu einer Höhe von mehreren tausend Fuß ansteigend, auf der Nordseite in sanften Abhängen gegen Buonas und Honau abfallend, — auf der Südseite bis Luzern zu sich verzweigend. Von Cham und Hüneberg vereinigen sich die Straßen in der Nähe von Honau; eine Viertelstunde südlicher stößt über die Gislikonerbrücke diejenige von Muri und Dietwyl dazu und führt nun als Hauptchaussee in zwei Stunden zwischen der Reuß und Rothenberg über Roth, Dierikon und Ebikon durch meist ebenes, wohlbebautes Land nach Luzern. Auf dem linken und rechten Reußufer standen nun die Batterien der Luzerner, zwischen Honau und Gislikon mit Scharfschützen und starker Artillerie, ebenso war der Berg mit Hülfstruppen und zahlreichem Landsturm gedeckt, und die auf der Ostseite desselben über Buonas führende Straße von einigen Batterien, Scharfschützen, zwei Schwyzer Linienbataillone und Landsturm bewacht.

Die Schwyzer hatten offenbar ursprünglich Ordre gehabt, diese Straße mit stärkerer Macht zu decken; aber die indeß erfolgte Diversion in der March und die bedrohte Straße

auf der Ostseite des Zugersee's, veranlaßte den Chef der Schwyzer, Oberst Abyberg, zunächst an den eigenen Canton zu denken. Er zog sich daher mit einem beträchtlichen Theil seiner Macht an den Rigi hin nach Art, wo er den Paß von Goldau, am Fuße des Roßberges, das westliche Thal des Cantons Schwyz, verlegte. Diese Bewegung entzog dem Vertheidigungsplan wesentliche Kräfte und konnte doch nur geringen Nutzen versprechen. Die sonderbündischen Truppen hatten die Aufgabe, mit aller Macht die Angriffe auf beiden Seiten des Rothenberges zurückzuwerfen; dort waren die Bataillonsmassen concentrirt, während die übrigen Theile des Cantons Luzern und Schwyz nicht zu Hauptpositionen bestimmt waren. Schwächte nun der Schwyzer Oberst den ihm anvertrauten Hauptpunkt von Meierskappel, so entblößte er den Stellungen von Honau und dem Rothenberge Flanke und Rücken, und erleichterte also den Durchbruch der wichtigsten Linie. Nachdem aber diese genommen war, wie konnte er darauf denken, sich in Art zu halten, das von Immensee und Walchwyl angegriffen werden konnte, ohne daß er Succurs von der abgeschnittenen Hauptmacht zu erwarten hatte? Abybergs Manöver sieht einer Retirade mit guter Manier zu ähnlich.

Der linke Flügel der fünften Division, bestehend aus den Brigaden Ritter und Isler, hatte die Aufgabe, den Rothenberg auf der Ostseite zu umgehen, die Straße von Küßnacht und Meggen zu gewinnen und die Ostseite der Stadt Luzern zu forciren. Die beiden vereinigten Brigaden rückten in der Frühe des 23. Novembers auf der Seitenstraße von Cham nach Buonas vor. Die Brigade Ritter stand im ersten Treffen und bestand aus vier Bataillonen (Thurgauer,

St. Galler, Glarner und Zürcher), nebst einer Graubündner und einer Appenzeller Compagnie Scharfschützen. Die Batterie Schaller, die sich bei Lunern schon ausgezeichnet, und Heylandt unterstützten diese Abtheilungen. In der Nähe von Meierskappel, dem ersten luzernischen Dorfe, trafen sie auf einen in gedeckter Anhöhe äußerst glücklich postirten Feind. Dieser warf sich sogleich auf die Kniee, mußte fünf Paternoster beten und empfing vom Feldpater die große Absolution. Dann erhob er sich und erwartete mit einer Art Geheul den Angriff. Das Heulen und Lärmen beim Kampfe ist ein alter Kriegsgebrauch der Urcantone und hat sich auf den verschiedenen Punkten wiederholt. Im Anfange imponirte es durch seine Außerordentlichkeit; als aber die eidgenössischen Truppen entdeckt hatten, daß es nicht die Aeußerung eines Furor teutonicus sei, erwiderten sie es mit freudigem Gejauchze.

Die Brigade Ritter im ersten Treffen formirte den Angriff; sie sandte Jäger und Scharfschützen dem durch Wald, Minen und Schanzen gedeckten Feinde entgegen. Von der sich entfaltenden Linie wurde das zürcherische Bataillon über Ibikon um einen Wald detachirt, um ihn in der linken Flanke zu fassen, das glarnerische griff die Schanze mit dem Bajonnet an, das thurgauische ging auf den rechten Flügel der Schwyzer, das St. Gallische machte den Frontangriff. Dieses hatte eine schwierige Direction und rückte im Bereiche der feindlichen Kugeln zwischen zwei Felsblöcken über einen Graben vor, formirte die Kolonne wieder und griff, nachdem die Sappeurs einen Dornhag aus dem Wege geräumt, im Verein mit den andern Abtheilungen an. Das zürcherische Bataillon wurde vom Feinde zurückgeworfen, verlor einen tapfern

Jägerhauptmann und sammelte sich mit seiner durchlöcherten Fahne hinter den Andern wieder, um seine Aufgabe zu vollenden; die St. Gallerbatterie dagegen wirkte den Schwyzern so heftig in die Flanke, daß sie vor dem vereinten Feuer der Jäger und Scharfschützen die Höhen und Schanzen räumten. Eine Abtheilung wurde rechts nach der Höhe des Rothenberges getrieben, eine andere links auf den Kiemenberg geworfen und abgeschnitten. Die Steinminen, die sie hatten fliegen lassen, waren ohne Nachtheil für die eidgenössischen Truppen.

Die nun demaskirte Brigade Isler gewann sofort den Weg nach Meierskappel, wo sie unter klingendem Spiel mit dem Stabe um 2 Uhr einrückte und um 5 Uhr, an den Bergen hinplänkelnd, und die Wälder säubernd, gegen die um drei Bataillone verstärkten Feinde ein heftiges Tirailleurfeuer unterhaltend, Udligenschwyl erreichte. Die Bataillone unter Oberst Ritter aber verfolgten die Direction nach dem Kiemenberge über drei Anhöhen den Schwyzern auf die Ferse; mit der hingebendsten Ausdauer folgte ihnen über Gräben und Steine und durch gesprengte Verhaue die St. Gallische Sechspfünderbatterie. Die Truppen fanden zu ihrer Verwunderung die Befestigungen am Fuße des Kiemens unbesetzt, rückten über einen breiten Bach und kletterten nun rasch den Berg hinan, wo sich die verstärkten Feinde gesammelt hatten. Unverdrossen formirten sie von Neuem die Schlachtordnung. Die Sonderbündischen griffen mit der Artillerie an, als nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten auch drei Stücke der Heylandt'schen Batterie die Höhe erreichten und zu ihrem Schrecken und Erstaunen ein so heftiges Feuer eröffneten, daß die erstern ihre Stücke retten mußten. Zudem hatten zwei Bataillone

in gedeckter Bewegung zu Flankenangriffen sich herangezogen, und so ließen sie den Eidgenossen bei hereinbrechender Nacht die Höhe.

Während nun die Brigade Isler auf dem rechten Flügel Udligenschwyl besetzt, und einige Gefangene, worunter ein Ammann'scher Rächer, aufgegriffen, sich dann hungrig und ermüdet an dem aufgetriebenen Proviant erlabt, und ein Carrée gebildet, den Stab und die Special-Waffen in die Mitte genommen, und sich nach den glücklichen Strapazen des Tages zum fröhlichen Bivouak angeschickt hatte, zog sich die Rittersche Brigade auf dem Kiemen zusammen, ordnete ein Detachement nach Udligenschwyl ab, um die Verbindung mit dem rechten Flügel herzustellen und zu dem am folgenden Morgen bezweckten Angriff auf Küßnacht eine Verstärkung an Artillerie und Truppen zu requiriren, dann bivouakirte sie in großer Stille im Dunkeln auf der luftigen Höhe, jeden Augenblick bereit, einem nächtlichen Angriff zu begegnen. In der Frühe nahmen die Truppen ihre Stellungen wieder ein und zogen sich über den Berg gegen Küßnacht hin, den sich sammelnden Truppenmassen der Sonderbündischen entgegen. Mit Ungeduld harrten sie der Signalschüsse ihrer von Isler requirirten Verstärkung, um in Verbindung mit ihr den Angriff zu beginnen, als eine weiße Fahne erschien und der Fall Luzerns proklamirt wurde. Diese Abtheilung hatte indeß noch einige Tage ihre Position auf dem Kiemen einzuhalten und unterzog sich fröhlich den herben Bivouaks.

Der kaltblütigen Ausdauer dieser beiden Brigaden war es also gelungen, ihre Aufgabe zu erfüllen; Oberst Abyberg hatte die Satisfaction, von Art aus den unaufhaltsamen Rückzug seiner Leute mit dem Fernrohr beobachten zu können.

Dies war seine wesentlichste Betheiligung an dem Kampfe für „Ehre, Freiheit und Religion."

Die vierte Division hatte dagegen mit Tagesanbruch die Verbindung mit dem rechten Flügel der fünften durch zwei Schiffbrücken hergestellt. Die von Oberrüti wurde unter den Kanonen des Feindes geschlagen, nachdem zuerst 2 Compagnien Scharfschützen zur Deckung mit Pontons auf das rechte Reußufer übergesetzt worden. Ueber die Sinserbrücke rückte die Brigade Egloff auf Zugergebiet, während die zweite Brigade bei Oberrüti übersetzte und eine dritte die weitläufigen Schanzen auf der Westseite der Gislikonerbrücke zu forciren begann. Egloff griff nun den Rothenberg mit Macht an, eine unvergleichliche Infanterie- und namentlich Scharfschützenposition, während die Batterien von Honau und die Reußbatterien eine furchtbare Kanonade unterhielten. Indessen gewannen die Zürcher Zwölfpfünder die günstige Höhe und erwiderten das Feuer so lebhaft, daß die Bataillone gegen Gislikon vorrücken konnten, während gleichzeitig die Besatzung des Berges zurückgedrängt wurde. Bei Gislikon aber waren die Stellungen noch vorzüglicher. Die untern Artillerieschanzen beherrschten die Reußufer, die obern die Straße von Honau und den untern Bergzug. Die Gräben zogen sich von hier aus den Berg hinan und waren von Unterwalder Scharfschützen, der ganze Bergrücken aber von Landsturmmassen gedeckt.

Gegen die gut gesicherten Positionen war im ersten Augenblick wenig auszurichten, um so mehr, da die Straße durch ein starkes Verhau von Blöcken und Stämmen geschützt war. Die anrückenden Bataillonsmassen der Eidgenossen wurden hier von dem heftigsten Artilleriefeuer empfangen; der

Kampf ward zur Schlacht und fast alle Bataillone kamen ins Feuer. Mit aller Macht warf sich der Feind vor und schoß die Mannschaft einer Solothurner Kanone zusammen, daß die drei übrigen, zu weit vorgedrungenen Stücke mit ihrer Bedeckung retirirten; da schwankten einen Augenblick auch die Bataillone. In diesem Moment sprengte die Berner zwölfpfünder Haubitzenbatterie im Karriere vor, protzte ab und warf dem Feinde einen Hagel von Kartätschen zu, das Bataillon Benz eilte mit seinen tapfern Jägern zur Deckung im Geschwindschritt heran, Divisionär Ziegler sprang vom Pferde, ließ den Sturmmarsch blasen und kommandirte an der Spitze eines Bataillons den Bajonnetangriff. Da wich die Macht der Luzerner unter dem Sturm alteidgenössischer Tapferkeit plötzlich, und verließ die Werke von Gislikon. Die Artillerie zog sich rasch zurück; noch erreichte eine wohlgezielte Zürcher Kugel die Pferde und Bedeckung eines Stückes, das nun von den heransprengenden Artilleristen genommen wurde. Das Bataillon Fäsi gewann auf der linken Seite der Reuß den Brückenübergang, die Schützen und Jäger auf dem Berge drangen vor und warfen die Unterwalder bis auf die höchste Höhe zurück.

Dort steht auf der freien Stirne der Nordseite die St. Michaels Kapelle. Lange hielt sich der Landsturm mit den Bataillonen auf jenem Punkte; die eidgenössischen Truppen waren durch die Tannenwaldungen, die sonderbündischen durch den Bergrand gedeckt und das lebhafte Feuer hatte wenig Erfolg, bis mit anbrechender Dämmerung auch diese Höhe erstürmt und der Feind in wilder Flucht an den Berg hin und auf die Rothenstraße gegen Luzern geworfen wurde. — Das schwere Geschütz hatte unter den Luzernern übel gewirkt

eine Zwölfpfünderkugel hatte durch ein doublirtes Bataillon geschlagen und ein Dutzend Soldaten zusammengerissen, und zu Honau, so wie am Berge, waren Häuser in Brand gerathen. Indessen war auf eidgenössischer Seite der Verlust verhältnißmäßig äußerst gering; die Artillerie hatte keinen sichern Spielraum in gedrängte Schlachtordnungen gehabt und die Schützen auf dem Berge schossen fast immer zu hoch; ihre Kugeln klirrten in den Bajonneten der Angreifenden, brachen sie zusammen und durchbohrten die Tschakko, aber verwundeten oder tödteten nur sehr wenige. Abends um halb 5 Uhr langte die Retirade in Luzern wieder an, voran die Wagen mit den Verwundeten, dann die Stücke mit halber Bespannung, die Gepäckwagen in einem Durcheinander. Unmittelbar darauf folgten die Milizen und zersprengten Landstürmer von Meggen und Roth her. Die siegreichen Brigaden der Eidgenossen rückten noch über Roth hinaus dem Feinde nach, und hielten anderthalb Stunden von Luzern ein großes Bivouak, immer noch in der Voraussetzung, am folgenden Tage vor Luzern einen harten Kampf zu bestehen.

Unterdessen war die dritte Division unter unbedeutendem Widerstande einzelner Landsturmrotten, aber mit mühevoller Wegräumung der vielen Verhaue von Hitzkirch und Münster bis an die Reuß vorgerückt, und folgte der vierten am 24. über die Gislikerbrücke; die zweite zog sich am 23. in zwei Kolonnen über Buttisholz und Menzenau nach Rußwyl an die Emme vor, um am folgenden Tage das von Elgger vertheidigte Plateau von Littau zu nehmen. Nach Herstellung einer Bockbrücke durch die Sappeurs, als die Kolonne Littau zu stürmen sich vorbereitete, langte am 24. die Nachricht von

der Uebergabe von Luzern an, und sie rückte ohne Widerstand in die Stadt ein.

Härtern Stand hatte der äußere rechte Flügel der Armee, die Berner Reserve-Abtheilung unter Ochsenbein. Schon an der Grenze bei Escholzmatt wurde sie vom Feind empfangen, rückte aber noch am 22. mühsam, nach Erstellung mehrerer Brücken und Wegschaffung starker Verhaue, bis Schüpfheim vor. Hier kam es zu einem lebhaften Artilleriefeuer; die sonderbündischen Truppen waren durch zahlreichen Landsturm aus dem der Regierung blind anhängenden Thale verstärkt; eine Kanone wurde ihm demontirt und 14 Todte und 38 Verwundete gemacht. Das Gefecht dauerte bis zum Einbruch der Nacht, worauf sich die Division verschanzte. Am 23. Morgens gelang es, durch einen kräftigen Angriff die sonderbündischen Truppen aus ihrer Position zu drängen. Ochsenbein ging seinen Leuten wacker voran und wetzte von dieser Seite die Freischaarenscharte wieder aus. Obgleich gegnerischerseits der Widerstand nun größtentheils aufgegeben worden, war es doch ein mühseliges Vordringen auf der alle Augenblicke gesperrten Straße. Am 24. rückten sie endlich von Entlibuch über Bramegg und Walters, mit Umgehung des befestigt geglaubten Gütsch, auf dem sich indessen nur eine Lärmkanone befand, bis nach Horw vor die Hauptstadt.

Der General gab allen Divisionen das Lob des ausdauerndsten Muthes und der beharrlichen, freudigen Ueberwindung aller Mühseligkeiten und Hindernisse. „Das ganze combinirte Manöver der Einschließung Luzerns und Forcirung des Uebergangs bei Gislikon gelang vollständig, und beweist die Intelligenz und den Takt der Führer, so wie die Kraft und Ausdauer der Truppen, welche durchaus nothwendig

sind, um solche zusammengesetzte Armeebewegungen auszuführen. Auch die Artillerie hat ihre hohe Tüchtigkeit bewiesen."

10.

So war denn die letzte Schlacht ausgekämpft, welche das Schicksal Luzerns und damit das des Sonderbundes entscheiden mußte, sie war verloren, die Sonderbündner waren geschlagen und mußten sich in eilender Flucht, in der gräßlichsten Verwirrung zurückziehen.

Was that in diesem kritischen Zeitpunkt Siegwart Müller, der Urheber jenes schrecklichen Bürgerkrieges, was thaten die Jesuiten, um derentwillen die früher so freundlichen Thäler der Schweiz vom Donner der Geschütze wiederhallten, um derentwillen Uneinigkeit, Streit und Blutvergießen ein schönes Land verwüstet hatten.

Siegwart Müller und seine Anhänger, die Jesuiten, haben sich in jenem Augenblicke, wo es eine Ehrensache für sie war, zu stehen und zu fallen mit dem Sonderbunde, in ihrer ganzen Erbärmlichkeit gezeigt, sie haben bewiesen, daß sie nicht aus Ueberzeugung, sondern aus eklem Eigennutz, aus Ehrgeiz den Krieg begonnen; denn sie haben im Augenblicke der Gefahr feige den Canton verlassen, nachdem sie ihn ins Unglück gestürzt.

Schon am 23. Abends, sobald die erste Nachricht von der Erstürmung der Gislikoner Schanzen nach Luzern drang, traf Siegwart Müller mit seinen sämmtlichen Genossen die Anstalten zur eiligsten Flucht, ein Dampfschiff wurde sofort geheizt, Geld (die sonderbündische Kriegskasse), Kostbarkeiten und Vorräthe wurden auf dasselbe gebracht, und Siegwart Müller bereitete Alles vor, um sofort entfliehen zu können.

Mit stummem Staunen sahen die Luzerner die Vorbereitungen zur Flucht, aber sie wagten es nicht, sich derselben zu widersetzen; denn noch immer herrschte in Luzern der bange Schrecken, jene unglückliche Furcht, welche das terroristische Regierungssystem Siegwarts und seiner Genossen den Bewohnern der Stadt eingeflößt hatte. So konnte denn Siegwart sich, geschützt von 20 Landjägern, auf das Dampfschiff begeben. Ihm folgten außerdem 50 Nonnen aus den Klöstern von Eschenbach und Maria-Hilf, ein großer Theil der Priesterschaft, darunter Rieckenbach, Stockmar, der berüchtigte Pater Roh und andere Jesuiten. Auch die meisten Mitglieder der bisherigen Regierung schlossen sich der Flucht an, und verließen im Augenblick der Gefahr den Canton, den sie so grausam beherrscht hatten.

In der höchsten Ungeduld (ein beredtes Zeichen seines bösen Gewissens) erwartete Siegwart Müller den Augenblick, wo das Schiff in den See stechen konnte, fortwährend ängstlich um sich schauend, fortwährend in der bangen Furcht, es möchten die lang getäuschten, verrathenen Luzerner endlich erwachen, endlich den Muth fassen, seine Flucht zu verhindern und ihn, den Verräther des Landes, seiner gerechten Strafe zu übergeben.

Dem sollte indessen nicht so sein, denn gegen 9 Uhr Abends steuerte das Dampfschiff, auf welchem die Flüchtlinge sich befanden, in den Vierwaldstättersee nach Flüelen zu, über die mondbeleuchtete Fluth, in welcher sich ein grausiger rother Schein abspiegelte, der Feuerschein von Roth und Honau.

Charakteristisch für die Gesinnung Siegwarts ist es gewiß, daß er die zwanzig Landjäger, welche ihn beschützt hatten, in Uri ihrem Geschicke überließ, er gab ihnen nicht ein-

mal die Mittel für ihre Rückreise, sondern sagte ihnen kalt und unbarmherzig, sie möchten für sich selbst sorgen.

In Flüelen angelangt, hatte Siegwart noch außerdem die Unverschämtheit, folgende Proklamation an die Luzerner zu erlassen:

„Schultheiß und Regierungsrath des Cantons Luzern an das Volk desselben. Getreue, liebe Mitbürger! Die unglückliche Wendung des heutigen Kampfes hat uns, um nicht durch den Feind zur Niederlegung der uns anvertrauten Regierungsgewalt gezwungen zu werden, bewogen, uns, da kein Punkt des Cantons Luzern Sicherheit bot, nach dem Canton Uri zurückzuziehen. Indem wir uns so wegbegeben, haben wir dem Herrn General den Auftrag gegeben, so viel als möglich für Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu sorgen; wir beauftragten ihn weiter, wenn die Stadt Luzern gegen die vordringende Uebermacht nicht mehr vertheidigt werden könne, unnützes Blutvergießen zu verhindern; gleichzeitig hat er von uns Vollmacht und Auftrag erhalten, ohne der Regierungsgewalt zu nahe zu treten, über Schutz von Personen und Eigenthum im Canton Luzern mit der feindlichen Macht zu unterhandeln. Wir haben gemäß der Verantwortlichkeit, welche auf uns ruht, für die noch in der Staatskasse vorhandenen Gelder sichernde Maßnahmen getroffen, so wie wir es uns angelegen sein ließen, die Sigille des Staats mitzunehmen. Wenn wir auch gezwungen sind, der Gewalt zu weichen und das Gebiet des Cantons Luzern zu verlassen, so sind wir nichts desto weniger Eure rechtmäßige Landesobrigkeit. Unsere Wirksamkeit für Euch ist gegenwärtig freilich leider gering; die Zeit kann aber mit Gotteshülfe wieder kommen, wie es uns gegeben ist, in unserer vollen rechtlichen

Stellung zu Euch zurückzukehren. Wir hoffen, daß es dem Herrn General gelingen wird, Euch durch Unterhandlung vor fernern Unbilden zu schützen. Ertraget daher indessen das große Unglück mit Gottergebung; wenn der Herr uns schwer heimgesucht hat, so wird er uns doch nicht ganz verlassen; durch geduldige Fügung in dessen Willen erwerben wir uns das Verdienst, seiner Erlösung wieder theilhaftig zu werden. So gegeben und dem Herrn General zur Verfügung gestellt. Flüelen, den 23. Wintermonat 1847. Der Statthalter: C. Siegwart-Müller. Namens des Regierungsraths: Der Staatsschreiber Bernhard Meier.

Diese Proklamation ist gewiß ein Musterstück Siegwart'scher Unverschämtheit, besonders die Andeutung, daß die Zeit wieder kommen werde, wo die Regierung wieder in ihre volle rechtliche Stellung zurückkehren könne; ein solcher Ausbruch, nach einer so schmählichen, feigen Flucht, konnte unter den Bewohnern des Cantons Luzern nur die tiefste Verachtung gegen Siegwart-Müller erwecken, selbst seine frühern Anhänger waren entrüstet über sein Benehmen; so äußerte der General Salis-Soglio, der höchst tapfer gekämpft hatte und durch ein Granatenstück am Hinterkopf verletzt worden war, als er die Flucht Siegwarts und seiner Genossen erfuhr, er bereue es bitter, sich mit solchem Schurken eingelassen zu haben. Er erklärte dem Stadtrath: Luzern sei nicht ferner gegen die eidgenössischen Truppen zu halten, und fuhr dann um Mitternacht mit seinem Adjutanten auf einem zweiten Dampfschiff fort. Auch die meisten den Luzernern zu Hülfe gekommenen Truppen begaben sich noch an jenem Abend auf den Heimmarsch.

19.

Am Morgen des 24. schickte der Stadtrath, welcher sich nach der Flucht Siegwarts als provisorische Regierung konstituirt hatte, Parlamentäre an den General Dufour, um demselben die Capitulation Luzerns anzubieten, erhielt aber die lakonische Antwort, es sei zu spät, denn Luzern müsse sich ohne Bedingungen unterwerfen.

Ein Widerstand war ferner nicht möglich und so wurde denn die unbedingte Unterwerfung zugestanden. Schon am 24. rückten die eidgenössischen Truppen, die Division Ziegler voran, in die Stadt, wo sie mit unendlichem Jubel von der liberalen Bevölkerung aufgenommen wurden; die meisten Häuser waren mit begeisternden Inschriften geschmückt, von denen sich besonders ein „Seid willkommen, ihr Befreier!" durch Größe und Schönheit auszeichnete; besonders häufig waren die Inschriften: „Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit dem Sonderbund!" In den Straßen Luzerns waren überall eidgenössische Fahnen ausgehängt, dieselben Farben, welche früher so streng verboten worden waren; überhaupt bot die Stadt ein ganz ähnliches Bild dar, wie Freiburg beim Einzuge der eidgenössischen Truppen.

Leider wurde auch in Luzern, wie in Freiburg, der Sieg durch Berner und Basellandschafter Truppen auf das Unwürdigste benutzt; während die Züricher, Aargauer, Waadtländer und Solothurner auf eine höchst rühmliche Weise in den Gränzen militärischer Disciplin blieben, hausten die Berner und Basellandschafter ganz wie Räuber, sie stürmten in die Läden und nahmen dort, was ihnen gefiel, sie drangen in die Häuser ein, forderten Wein und Lebensmittel, und

wenn ihrem Verlangen nicht sofort nachgegeben wurde, so mißhandelten sie die Bewohner, ohne selbst Frauen und Kinder zu schonen. Auch Entweihungen von Heiligthümern kamen vor, so sehr sich auch die Offiziere bemühten, dergleichen zu verhindern.

Ueberhaupt haben die Berner Truppen während des ganzen Feldzuges sich ausgezeichnet durch Unmenschlichkeit und räuberähnliche Gräuelthaten; sie haben ihren Sieg im Entlibuch durch diese befleckt. In den Kellern der Häuser, in welche sie eindrangen, schlugen sie die Böden der Weinfässer ein, nicht um ihren Durst zu stillen, sondern nur um zu zerstören und zu vernichten. Sie steckten die Häuser in Brand, in denen vor zwei Jahren Freischärler gefangen oder umgebracht sein sollten, ohne sich darum zu bekümmern, ob die Bewohner bereits die Gebäude verlassen hatten. Es wurde aus Rache gemordet, gesengt und geplündert, wie in einem feindlichen Lande, kein Zureden, keine Ermahnungen der Offiziere fruchteten bei den ergrimmten Soldaten, welche zum Theil bei dem Freischaarenzuge betheiligt gewesen waren und sich nun rächten für die grausame Behandlung, welche sie damals im Canton Luzern erfahren hatten.

Dem Divisionär Ochsenbein wird wegen dieser Gräuelscenen ein harter Vorwurf gemacht, doch versichern viele wohlunterrichtete Zeugen, daß es ihm troz aller seiner Anstrengungen nicht möglich gewesen wäre, die wüthenden Soldaten zurückzuhalten.

So war denn Luzern gefallen, und mit seinem Fall das Schicksal des Sonderbundes entschieden, denn die übrigen Sonderbundscantone sahen nun ein, daß ein längeres Festhalten an dem verderblichen Bündnisse eine Thorheit sein würde.

Am 25. November kapitulirte Unterwalden; am 26. Schwyz und Uri, am 29. endlich Wallis, und somit war der Krieg, der Anfangs so furchtbar alle Verhältnisse der Schweiz zerfleischend erschien, in kurzer Zeit und mit verhältnißmäßig geringem Blutvergießen beendet.

In allen sonderbündischen Cantonen wurden neue Regierungen, aus liberalen oder radicalen Männern bestehend, errichtet und die Vertreibung der Jesuiten verfügt, in den meisten wurden die Kriegskosten den Klöstern oder den Regierungsmitgliedern aufgebürdet, an deren Privat-Eigenthum man sich hielt; von der Bundesbehörde wurden im Wesentlichen folgende Beschlüsse über die Kosten des Krieges gefaßt:

1) Die Sonderbundscantone tragen diese Kosten unter Vorbehalt ihres Eigenthums an die Schuldigen.
2) Sie haften solidarisch dafür und bezahlen unter sich nach der eidgenössischen Geldscala.
3) Bis zum 20. December ist eine Million;
4) der Rest (von über vier Millionen) ebenfalls baar oder hypothekarisch zu bezahlen.
5) Bis dahin dauert die militärische Occupation fort.
6) Sie leisten Ersatz für die Plünderungen und Verwüstungen ihrer Truppen.
7) Dies Alles ist unvorgreiflich den Beschlüssen wider die renitenten Cantone von Neuenburg und Appenzell J. R.

Es scheint die Contribution, welche den sonderbündischen Cantonen aufgelegt wurde, außerordentlich groß; sie ist es aber in der That nicht, wenn man bedenkt, wie große Opfer jener Krieg der Eidgenossenschaft gekostet hat.

20.

Wir haben schließlich noch einige Worte zu bemerken über die sonderbare Politik, welche die fremden Mächte und besonders Preußen in Beziehung auf den Sonderbund verfolgten. Preußen wurde dazu hauptsächlich durch seine eigenthümliche Stellung zu dem Fürstenthum Neuenburg und durch das Verhältniß desselben zu den Cantonen der Schweiz veranlaßt.

Neuenburg hatte bekanntlich den merkwürdigen Grundsatz aufgestellt, es wolle sich neutral erklären und sowohl Geld- als Mannschafts-Beiträge bei der Execution gegen den Sonderbund verweigern, es hatte zugleich in folgender Petition am 10. November den König um Schutz gebteten:

„Allergnädigster Herr! Bei den peinlichen Verhältnissen, in denen sich unser Vaterland befindet, ungewiß über den Ausgang des blutigen Kampfes, welcher in der Schweiz begonnen hat; mit einer militärischen Besetzung bedroht von Seiten der revolutionären Cantone, welche unseren Institutionen feindlich gesinnt und geneigt sind, in unserem Vaterlande die Absichten einer aufrührerischen Minderzahl zu unterstützen, setzt das treue Volk Ihrer Fürstenthümer Neuenburg und Valendis seine Hoffnungen auf den Schutz des Allerhöchsten und auf den Ew. Maj., wovon es so oft die heilsamen Wirkungen erfahren hat. Da jedoch die Vorsteher und Deputirten der vier Bürgerschaften den Fall voraussehen, wo die Macht und die Gewalt augenblicklich den Sieg über die gerechte Sache davon tragen könnten, haben sie von den Augenblicken Gebrauch machen wollen, wo sie sich noch frei vereinigen und ihre Empfindungen kund geben können, um im Voraus sich

gegen jeden Angriff zu verwahren, der gegen die Institutionen unseres Vaterlandes und ganz besonders gegen die Bande gerichtet werden möchte, welche uns an Ew. Maj. knüpfen, Bande, die unser Glück ausmachen, und welche keine Macht von den Herzen der wahren Neuenburger loszumachen vermag. Wir nehmen uns ehrerbietigst die Freiheit, in Ihre Hände, allergnädigster Herr, die Original-Verwahrung niederzulegen, welche sie einstimmig angenommen und in rechtsgültiger Form unterzeichnet haben."

Der König antwortete hierauf folgendes:

„Wir Friedrich Wilhelm IV. von Gottes Gnaden, König von Preußen, souveräner Fürst von Neuenburg und Valendis u. s. w. Unseren gnädigen Gruß zuvor! Nachdem wir Kenntniß genommen haben von dem in der Sitzung am 29. October d. J. gefaßten Beschlusse des gesetzgebenden Körpers, welcher die Neutralität des Landes während des jetzt in der Schweiz ausgebrochenen Bürgerkrieges verkündigt, und nachdem Wir von der vollkommenen Zustimmung zu diesem Beschluß seitens der vier Bürgerschaften, der Geistlichkeit und der vornehmsten Organe des Landes unterrichtet worden, erklären Wir hiermit, daß Wir den Beweggründen, welche dem gesetzgebenden Körper diesen Beschluß eingegeben haben, Unsere vollkommene Billigung ertheilen, daß Wir demzufolge und in Unserer Eigenschaft als souveräner Fürst diesen Beschluß aus eigener Bewegung ratificiren und bestätigen, und demnach Unser Fürstenthum Neuenburg und Valendis für ein neutrales und unverletzliches Land während der ganzen Dauer des gegenwärtigen Bürgerkrieges erklären, gleichwie diese Neutralität und Unverletzbarkeit von dem gesetzgebenden Körper und dem Staatsrath von Neuenburg verstanden und näher

bestimmt worden ist. Deß zu Urkund haben Wir gegenwärtige Erklärung allerhöchsteigenhändig vollzogen und mit Unserem Insiegel bedrucken lassen. Gegeben zu Berlin, den neunzehnten November im Jahr des Heils Eintausend achthundert und siebenundvierzig, und Unserer Regierung im achten. L. S. (gez.) Friedrich Wilhelm. (contrasignirt) Werther."

Am 26. November übergab der preußische Gesandte der Tagsatzung folgende Note:

„Der unterzeichnete königlich preußische Gesandte bei der schweizerischen Eidgenossenschaft ist von seinem allerhöchsten Hofe beauftragt, an S. Excellenz und Ihre Hochwohlgeboren, die HH. Präsident und Regierungsrath des hohen eidgenössischen Standes und Vorortes Bern, und gleichzeitig an die sämmtlichen übrigen hohen Cantonal-Regierungen, die nachstehende Erklärung zu richten: Der König, des Unterzeichneten allergnädigster Herr, hat, in seiner Eigenschaft als souveräner Fürst von Neuenburg, nach dem hier abschriftlich beigefügten, offenen Brief vom 19. d. Mts., dem von den verfassungs- und gesetzmäßig bestehenden politischen Körperschaften des Landes gefaßten Beschlusse, in dem ausgebrochenen Bürgerkriege strenge Neutralität zu beobachten, allerhöchst seine Bestätigung und Caution ertheilt. Beseelt von dem Wunsche, nicht blos diesem Theile der Schweiz seinen königlichen Schutz angedeihen zu lassen, sondern der ganzen Eidgenossenschaft zur Errettung von dem Unheile des Krieges eine hülfreiche Hand zu bieten, hat Se. Maj. der König, zugleich seine hohen Alliirten, die Stadt Neuenburg als Vereinigungspunkt für vermittelnde Verhandlungen vorgeschlagen, und sich dabei der zuversichtlichen Erwartung hingegeben, daß die sämmtlichen Cantonal-Regierungen und die Führer der

Truppen die Neutralität des souveränen Standes Neuenburg unbedingt respectiren werden. Indem der Unterzeichnete Se. Excellenz und Ihre Hochwohlgeboren, die HH. Präsident und Regierungsrath des hohen eidgenössischen Standes Bern, hiervon ergebenst unterrichtet, hat er die Erklärung hinzuzufügen, daß Se. Maj. der König eine jede Verletzung dieser von Allerhöchstdenselben sanctionirten Neutralität als einen Friedensbruch und als einen gegen Se. Maj. verübten Act der Feindseligkeit betrachten müßte. Der Unterzeichnete benutzt diesen Anlaß, um Se. Excellenz und Ihre Hochwohlgeboren seiner ausgezeichneten Hochachtung zu versichern. Neuenburg am 26. Nov. 1847. (Sig.) R. v. Sydow."

Die Antwort der Tagsatzung war ruhig und der guten Sache würdig:

„Sr. Exellenz dem Hrn. geh. Legationsrath v. Sydow, k. preuß. außerordentlichem Gesandten und bevollmächtigten Minister bei der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die vom 26. Nov. d. J. datirte Note, welche Se. Excel. der k. preuß. außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister bei der schweizerischen Eidgenossenschaft an den Vorort, sowie an die sämmtlichen Cantonal-Regierungen übersandt hat, wurde vom Vorort der eben versammelten obersten Bundesbehörde zur Kenntniß gebracht, und diese giebt sich hiermit die Ehre, auf den Inhalt dieser Note folgendes zu erwiedern. Die erste Bedingung, unter welcher der Kanton Neuenburg in den eidgenössischen Bund aufgenommen wurde, lautet nach der Vereinigungsakte vom 6. April und 19. Mai 1815, also: „„Art. 1. Der souveraine Stand Neuenburg wird als Kanton in die schweizerische Eidgenossenschaft aufgenommen. Diese Aufnahme findet unter der ausdrücklichen Bedingung statt, daß die Er-

füllung aller Verpflichtungen, welche dem Staat Neuenburg als Glied der Eidgenossenschaft obliegen, die Theilnahme dieses Standes an der Berathung der allgemeinen Angelegenheiten der Schweiz, die Ratification und Vollziehung der Beschlüsse der Tagsatzung, ausschließlich die in Neuenburg residirende Regierung betreffen werden, ohne daß dafür eine weitere Sanction oder Genehmigung erforderlich sei."" Nach dieser klaren Vertragsbestimmung ist der souveraine Fürst von Neuenburg von jeder Einwirkung auf die bundesrechtlichen Verhältnisse zwischen der Eidgenossenschaft und dem Kanton Neuenburg ausgeschlossen. Der letztere hat als Bundesglied ganz dieselben Rechte und Verpflichtungen, wie jeder andere Kanton. Der erwähnte Artikel der Vereinigungs-Akte hat keinen andern Zweck, als der Eidgenossenschaft diese Gleichstellung Neuenburgs zu sichern. Wenn nun dennoch Se. Majestät der König von Preußen einen auf die Bundesverhältnisse bezüglichen Akt des gesetzgebenden Körpers von Neuenburg seiner Sanction unterwirft, diesen der Eidgenossenschaft noch überdies officiell mittheilt und die Zumuthung daran knüpft, den Kanton Neuenburg in inneren Angelegenheiten der Schweiz als neutrales Gebiet anzuerkennen, so muß die eidgenössische Tagsatzung hierin eine Intervention erblicken, welche mit dem Art. 1. des erwähnten Vertrages in Widerspruch steht, und sie muß die Rechte und die Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft feierlichst dagegen verwahren. Nach der Bundes-Akte vom 7. August 1815 und einer unbestrittenen Uebung ist die schweizerische Tagsatzung kompetent, die Frage zu entscheiden, ob ein Kanton seine bundesgemäßen Verpflichtungen erfüllt habe, und eben so ist die Tagsatzung berechtigt, im vorkommenden Fall alle erforderlichen Verfügungen zu

treffen, um den Rechten und der Autorität des Bundes Geltung zu verschaffen. Wenn sie dieses in Bezug auf irgend einen Kanton thun muß, nach der Pflicht, welche ihr obliegt, nach dem Bundeseid, den sie geleistet hat; so schließt dieses mit Nothwendigkeit jede Präsumtion einer Beleidigung oder Feindseligkeit aus, und die Tagsatzung muß daher die diesfällige, in der Note ausgesprochene, Annahme einer solchen von sich ablehnen. Die Eidgenossenschaft hat von jeher die Rechte des Fürstenthums Neuenburg als solches anerkannt und sich nicht in das Verhältniß dieses Landes zu seinem Fürsten gemischt. Ueberhaupt gewährt die Vergangenheit und das eigene Interesse der Eidgenossenschaft eine hinreichende Garantie, daß dieselbe sich stets bestreben wird, durch gewisse Beobachtung internationaler Verpflichtungen, die freundschaftlichen Beziehungen zu andern Staaten zu unterhalten und zu pflegen; auf der andern Seite aber spricht die Eidgenossenschaft die gerechte Erwartung aus, daß auch ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit geachtet werde, und sie ist ihrer Aufgabe und Pflicht bewußt, für deren Vertheidigung mit aller Kraft einzustehen. Die Tagsatzung kann nicht umhin, noch zu erwähnen, daß sie unter ganz ähnlichen Umständen schon einmal dieselben Grundsätze über die Stellung Neuenburgs zur Eidgenossenschaft ausgesprochen und durchgeführt hat. Sie erlaubt sich, Se. Excellenz den königl. preußischen Gesandten hierüber auf die vom 5. September 1833 datirte Note Sr. Hochwohlgeboren des Herrn v. Olfers, k. preuß. Gesandtschaftssecretärs, und auf die Antwort des Vororts vom 7. September 1835 zu verweisen. Auf die fernere Anzeige, daß Se. Maj. der König von Preußen seinen hohen Alliirten die Stadt Neuenburg als Vereinigungs-

ort für vermittelnde Verhandlungen, betreffend die Schweiz, vorgeschlagen habe, sieht sich die Tagsatzung schließlich noch veranlaßt, Sr. Excellenz, dem k. preuß. Gesandten mitzutheilen, daß die bewaffnete Vollziehung der Tagsatzungsbeschlüsse gegen den sogenannten Sonderbund beendigt ist, indem die sämmtlichen sieben Cantone sich dem Bundesbeschlusse unterworfen haben, und zwar größtentheils auf dem Wege der Capitulation und ohne weitere Anwendung von Waffengewalt. Es ist der Festigkeit der Bundesbehörde, dem Muth und der Begeisterung der eidgenössischen Truppen, der Einsicht und Humanität ihrer Führer, in kurzer Zeit gelungen, Gesetz und Ordnung wieder herzustellen. Hiervon abgesehen, muß jedoch die Eidgenossenschaft auf dem Rechte beharren, selbstständig ihre Angelegenheiten zu ordnen, und zwar im vorliegenden Verhältniß um so mehr, als es sich weder um Vermittelungen mit andern Staaten, noch um einen Krieg einzelner Cantone gegen andere, sondern um die Anwendung der Bundesgewalt gegen einzelne renitirende Bundesglieder handelte. Zudem hat die Eidgenossenschaft auch hier wieder den Beweis geleistet, daß sie sowohl den Willen als die Kraft besitze, vorübergehenden Störungen des innern Friedens von sich aus mit Entschiedenheit zu begegnen. Uebrigens ergreift die eidgenössische Tagsatzung diesen Anlaß, um Sr. Ex. den preuß. Gesandten ihrer ausgezeichneten Hochachtung zu versichern rc."

So sah sich also Preußen mit seiner übereilten Beistimmung zu den Schritten der neuenburgischen Regierung sehr gedemüthigt, denn die Tagsatzung kehrte sich an die preußischen Noten im geringsten gar nicht, sondern legte dem widerspenstigen Canton seine Strafe, ohne alle Rücksicht auf dessen

hohen Protector auf, welcher auch nur insofern seinen getreuen Unterthanen zu helfen vermochte, als er zu der ihnen befohlenen Contribution seinen Theil unter der Hand beitrug.

Auch eine eigenthümliche Intervention Frankreichs, welches Tagsatzung und Sonderbund noch versöhnen wollte, nachdem der Sonderbund schon besiegt war, und daher gar nicht mehr existirte, wurde natürlicher Weise zurückgewiesen.

Fünftes Kapitel.

Frankreich.

1.

Wir kommen jetzt zu einem Theil unserer Geschichte, welcher von der allerhöchsten, ja von ganz unberechenbarer Wichtigkeit ist.

Seit dem Jahre 1789 ist Frankreich gewissermaßen der Heerd aller Revolutionen für Europa gewesen. Von Frankreich gingen die Freiheitsideen aus, welche in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts ganz Europa durchglühten, Frankreich war wieder das Land, welches unter dem Scepter Napoleons das ganze civilisirte Europa, mit Ausnahme des meerumschlungenen Englands, beherrschte. Auch im Jahr 1830 ging Frankreich den übrigen Ländern voran, und führte zuerst jene Herrschaft der Bourgeoisie im constitutionellen Königthum ein, welche unter der Regierung Ludwig Philipps zur höchsten Blüthe gekommen ist; am 23. Februar 1848 ging Frankreich

uns wieder voran, und stürzte das Königthum. Alle jene furchtbaren, oft wunderähnlichen Ereignisse, welche das Jahr 1848 in so reichlicher Fülle uns darbietet, sind nur eine Folge der französischen Februarrevolution.

Blicken wir so zurück auf die Geschichte, und sehen wir dieselbe merkwürdige Erscheinung sich stets wiederholen, sehen wir, wie jede großartige That des französischen Volks von den übrigen Völkern Europa's nachgeahmt wird, dann liegt uns die Frage nicht fern: wie kommt es, daß gerade Frankreich uns stets zur Nacheiferung anspornt, wie kommt es, daß nur England sich ausschließt von den Bewegungen, welche von seinem Nachbarlande ausgehen? —

Die Frage ist wahrlich nicht leicht zu beantworten, doch wollen wir es versuchen, so weit dies in der nöthigen Kürze möglich ist.

Alle Völker müssen eine gewisse Entwicklungsperiode durchmachen, und wie es denn in der Geschichte kaum etwas Neues giebt, sondern stets das Alte sich verjüngt und wiederholt, so treten auch bei der Entwicklung fast aller Völker dieselben Stadien hervor.

England hat seine Entwicklung bis zu dem Punct, auf welchem es jetzt steht, am frühesten begonnen. Vergleichen wir die Geschichte Englands, Frankreichs und Preußens, so finden wir eine wunderbare Aehnlichkeit zwischen den Zuständen, wie sie in England unter Carl I., in Frankreich unter Ludwig XVI. sich zeigten, und wie sie in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. bestehen; auch die Charaktere der drei Könige selbst haben eine überraschende Uebereinstimmung. So haben wir denn, der Analogie nach zu schließen, auch ähnliche Phasen unserer Revolution noch durchzumachen, wie sie die Geschichte

jener Länder uns zeigt, ähnliche sage ich, denn die Geschichte eines Landes wird in ihren Specialitäten bestimmt durch die Charaktere der Völker, und kann daher niemals ganz gleich sein.

England hatte die Entwicklungsperiode, welche Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts durchmachen mußte, bereits beendet, es konnte daher ruhig bleiben inmitten der Stürme, welche über das ganze andere Europa hintobten, es konnte ruhig bleiben, während Deutschland damals die ersten Zuckungen des Entwicklungskampfes empfand, der im Jahre 1848 für unser Vaterland beginnen sollte; damals wurden die ersten Grundsteine zu dem Freiheitsgebäude gelegt, welches wir jetzt aufzubauen bemüht sein müssen.

Während Frankreich mit dem der französischen Nation eigenen Feuereifer vorwärts eilte, sich überstürzte und dadurch zurückkam, denn es mußte von dem Sturze sich erst wieder erholen, ging Deutschland ruhiger und gründlicher vorwärts, es konnte und wollte dem feurigen, ungestümen Nachbar bei seinem ungezügelten Laufe nicht folgen.

Die Entwicklung des deutschen Volks ging ihren ruhigen Gang; das Jahr 1830 schien sie allerdings beschleunigen zu wollen; aber es zeigte sich bald genug, daß der Deutsche noch nicht vollkommen durchdrungen sei von dem Geiste der Freiheit, und wieder mußten 18 Jahre des ruhigen Fortschritts vergehen, um es ihm völlig klar zu machen, unter welchem furchtbaren Joch er lebe, um die im Bewußtsein des Volkes liegenden Freiheitskeime zur Reife zu bringen.

Da kam die französische Februarrevolution, ein Donnerschlag aus heiterem Himmel! — Der französische Königsthron wurde gestürzt, und an seine Stelle eine demokratische Republik gesetzt.

Plötzlich gingen dem deutschen Volke die lang verschlossenen Augen auf, plötzlich fühlte es das Erwachen der in seinem Innern seit einem halben Jahrhundert schlummernden Freiheitsideen, welche während des Schlafs gewachsen waren, und sich gekräftigt hatten! Der deutsche Riese erwachte, er reckte die gewaltigen Glieder, mit jeder Bewegung einen Fürstenthron erschütternd; aber noch immer ist er nicht zum vollen Bewußtsein gelangt, noch immer hat er die alten Fesseln nicht völlig zersprengt, wie es seiner unendlichen Kraft so leicht wäre, noch immer sitzen mehr denn 30 seiner Peiniger auf ihren freilich wankenden Thronen, und suchen neue Ketten zu schmieden, um die Riesenglieder fester zu binden.

Unsinnige Hoffnung! — Eine gewaltige Regung der gigantischen Kraft, dann reißen jene Ketten, und mit ihnen die Bänder, welche die Throne an einander knüpfen. Die Zeit ist nahe, wo der deutsche Riese, völlig erwachsen, ein furchtbares Gericht halten wird über seine Peiniger! —

Aber was hat das Alles mit Frankreich zu thun?

O viel, sehr viel, denn Frankreich eben ist es, welches uns das Zeichen gegeben hat zum Erwachen, Frankreich verdanken wir die Freiheitsideen, welche uns beseelen! Im vorigen Jahrhundert hat es sie gesäet in den Busen des deutschen Volks, im Jahre 1830 mit einem befruchtenden Regen zum frischeren Wachsthum, im Jahre 1848 durch seine Revolution zur Reife gebracht! — Frankreich hat uns durch seine Geschichte ein glänzendes Beispiel gegeben, wie wir uns hüten müssen vor dem Ueberstürzen, wie wir ruhig und sicher fortschreiten müssen; aber es hat uns auch ein Beispiel davon gegeben, daß jedes constitutionelle Königthum, sei es gegründet auf eine Herrschaft des Adels oder des Bürgerthums, nichts ist, als

eine heuchlerische Lüge, welche endlich durch blutige Revolutionen entlarvt werden muß!

Hüten wir uns, die Geschichte Frankreichs zu vergessen! Schauen wir mit klaren Blicken auf unsere Verhältnisse, dann kann es uns nicht verborgen bleiben, daß für Deutschland das Jahr 1789 angebrochen ist, und daß die Zeit sich uns naht, wo wir Gericht halten müssen über die Feinde und Kerkermeister der Völker, über jene Menschen, welche sich mit einem fast göttlichen Nimbus umgaben, damit der betrogene Haufen ihre selbstsüchtige Schändlichkeit nicht gewahre! — Die Zeit des Gerichts ist nahe! Seien wir dann gerecht; aber seien wir nicht blutdürstig! — Ein Blick auf die Geschichte zeigt es uns hinlänglich, daß allerdings Blut fließen muß, ehe ein Volk sich die Freiheit zu erkämpfen vermag, daß es aber ein ebenso großes Unglück ist für die Völker, wenn sie aus Leidenschaft Ströme Blutes fließen lassen, ohne den Zeitpunct finden zu können, wo sie aufhören müssen, als wenn sie in thörichter Furcht zurücktreten, wo es gilt, sich die Freiheit zu erringen und zu erhalten, weil sie sich scheuen, durch Blut ihre Fesseln zu sprengen.

Die Geschichte Frankreichs möge uns als Beispiel dienen, an ihr müssen wir lernen, was wir zu thun, was wir zu unterlassen haben!

2.

Es giebt vielleicht in der ganzen neueren Geschichte keinen wichtigern Zeitabschnitt, als den, welcher mit der Pariser Februarrevolution beginnt, denn durch jene Revolution wurde ein neues Princip der menschlichen Gesellschaft zum ersten Male zur Geltung gebracht, das Princip des Socialismus.

Vergleichen wir die frühern Revolutionen mit der jetzigen, so finden wir dort überall den rein politischen Charakter vorherrschend, während uns hier die gesellschaftliche Färbung der französischen Bewegung und der durch dieselbe veranlaßten deutschen Revolutionen, augenblicklich in die Augen springt.

War bei den frühern Revolutionen nur von einigen unbedeutenden politischen Rechten der Völker, gegenüber dem absoluten Königthum die Rede, kämpften früher die untern Schichten des Volks meistens nur für die obern, um diesen Freiheiten zu erringen, an denen selbst Theil zu nehmen, sie kaum zu hoffen wagten, so zeigen die Staatsumwälzungen des Jahres 1848 gerade das Gegentheil. Das Proletariat, die besitzlose Klasse ist es, welche in unsern Tagen, durchdrungen von dem Gefühl ihrer menschlichen und politischen Rechte gegenüber, der Tyrannei der Besitzenden und der sogenannten Vornehmen, aufstand und das Schwert zur Hand nahm, weil es nach Jahrhunderte langem Leiden durch die Mittel der Milde und des Gesetzes sich nicht losringen konnte von den drückenden Fesseln, welche ihm die besitzende Klasse auferlegt hatte.

In Deutschland springt dies für jetzt weniger in die Augen als in Frankreich, denn Deutschland hat noch nicht wie Frankreich im Jahre 1789 alle Stadien des politischen Entwickelungsganges der Völker durchgemacht, Deutschlaud muß sich die Bahn erst brechen, welche Frankreich längst durchschritten hat.

Seit der Julirevolution im Jahre 1830 war in Frankreich die Bougeoisie zur höchsten Blüthe ihrer Herrschaft gelangt. In dem lügnerischen constitutionellen System, an dessen Spitze Ludwig Philipp der Bürgerkönig stand, war

das französische Volk in keiner Weise vertreten, sondern nur der besitzende Theil desselben, da erst ein hoher Census das Recht zum Wählen und ein noch höherer das Gewählt zu werden gab. Der Kern des Volkes, der Arbeiterstand, war daher der politischen Rechte vollständig beraubt, und fühlte sich dadurch, je mehr er in der Bildung fortschritt, jemehr er zum Bewußtsein seiner politischen Bedeutsamkeit, seiner ungeheuern physischen und geistigen Kraft kam, auch um so mehr gekränkt.

Die Lehren des Socialismus und Communismus fanden gerade hierdurch in den letzten 18 Jahren unter den Proletariern Frankreichs einen äußerst fruchtbaren Boden. Das ungerechte Vorenthalten politischer Rechte machte den Arbeiter mißvergnügt, die drückende Noth, welche er leiden mußte während die Machthaber in der üppigsten Fülle schwelgten, wies ihn mehr und mehr darauf hin, den Lehren der Socialisten sich zuzuneigen. Die Frage lag ihm nahe, aus welchem Grunde bin ich so zurückgesetzt gegen diejenigen, welche herrschen, aus welchem Grunde darf ich nicht Theil nehmen an der Gesetzgebung, die mich betrifft wie jene, und der Steuerbewilligung, da doch auch ich beitragen muß zu den Abgaben, der ich den letzten Pfennig von dem mühsam verdienten Lohne dazu aufwenden muß. Sind jene Bevorrechteten etwa besser, sind sie edler, sind sie geistvoller als ich?

Zur Beantwortung der letzten Frage bot die Tagesgeschichte Frankreichs im Jahre 1847 und im Beginn des Jahres 1848 furchtbare Belege dar, die scheußlichsten Verbrechen, welche in jener Zeit begangen wurden, waren meistens entstanden gerade in den bevorrechteten Kreisen der Gesellschaft.

Der Prozeß Teste Cubieres begann und führte eine

furchtbare Reihe von Enthüllungen mit sich, welche bewiesen, daß gerade in den höhern Schichten des französischen Volks das Geld zu seiner höchsten Macht gelangt war, daß dort die nichtswürdigste Bestechlichkeit ihren unlautern Sitz hatte. Zwei Minister sah man auf der Anklagebank, den Einen des Betruges und der Bestechung, der Andere der Annahme der Bestechung angeklagt, beide berühmt, beide in dem Rufe der vollkommensten Uneigennützigkeit.

Dieser Proceß rief das Volk zur höchsten Wachsamkeit auf gegen alle Beamten des Staats, überall witterte es Bestechungen, überall Geldgier und Nichtswürdigkeit, und überall fand es sie in der That.

Aus allen Gegenden Frankreichs kamen Klagen darüber ein, daß auch bei den Wahlen von Seiten der Regierung die unwürdigsten Umtriebe gemacht, daß gerade jene Wähler bestochen worden seien, für deren Unbestechlichkeit ein hoher Census Bürge leisten sollte. So war im Creuse-Departement z. B. der Stimmenhandel mit der schnödesten Gemeinheit betrieben worden, und dennoch erließ das Geschwornen-Gericht ein freisprechendes Urtheil, weil die Geschwornen sich nicht selbst verdammen konnten.

Die Aufmerksamkeit des Volks wurde immer reger und gespannter. Schon seit längerer Zeit hatte man gehört, daß im Zuchthause von Clairveaux eine außerordentliche Sterblichkeit herrsche, welche in keinem Verhältnisse stehe mit der Sterblichkeit in anderen Strafanstalten. Untersuchungen, welche hierüber angestellt wurden, ergaben kein bestimmtes Resultat, da wurden plötzlich furchtbare Eröffnungen über die Ursachen jener Sterblichkeit gemacht; es wurde der Beweis geführt, daß die Beamten, welche das Fleisch für die Sträf-

'linge zu liefern hatten in dem Departement der Aube, wo eine bösartige Viehseuche herrschte, Agenten herumschickten, um das kranke Vieh aufzukaufen, für die Sträflinge zu schlachten und so diese langsam zu vergiften. Was galt jenen Geldmännern der Mord so vieler hundert Menschen, wenn sie nur ihren Beutel spicken konnten.

Ein ähnlicher, schändlicher Prozeß wurde angeregt durch den Redacteur der „Presse," Emil de Girardin, einem Menschen, der früher in dem Solde der Regierung gestanden, sich neuerdings aber mit derselben veruneinigt hatte und nun gegen sie auftrat. Girardin klagte die Regierung an, eine Pairswürde für 80,000 Franken angeboten zu haben, und die Regierung konnte keine Beweise gegen diese Behauptung anführen, sie mußte eine Art schimpflichen Frieden mit dem Ankläger schließen.

Täglich kamen nun Klagen ähnlicher Art zum Vorschein, täglich wurden Prozesse anhängig gemacht über Bestechungen, und die Wuth und Erbitterung des Volkes gegen die unwürdige Regierung wuchs daher fortwährend.

Aber das war es nicht allein, es kamen noch ganz andere Verbrechen zum Vorschein, welche einen furchtbaren Beweis lieferten für die Tiefe der Demoralisation, welche in den höhern Kreisen der französischen Gesellschaft herrschte.

Ein Duellprozeß hatte vor einiger Zeit Aufsehen gemacht. Dujarrier, der Redacteur eines beliebten Blattes, war von einem anderen bekannten Literaten im Duell erschossen worden. Zeugen aus den höchsten Ständen traten auf und beschworen, daß das Duell in durchaus ehrenhafter Weise vor sich gegangen sei, daß Beauvallon die Pistolen, mit denen er geschossen, nicht vorher gekannt habe, und dennoch ergab sich

bei einer neuen Untersuchung, daß hier ein förmlicher Mord vorgegangen, denn Beauvallon, ein vorzüglicher Schütze, hatte sich eine Stunde vorher mit den Pistolen völlig eingeübt.

Kurze Zeit darauf kam ein anderer fast noch furchtbarerer Fall in der höhern Gesellschaft vor. Die Herzogin von Choiseul-Praslin wurde eines Morgens ermordet in ihrem Bette gefunden, von Wunden bedeckt, bot ihre Leiche einen gräßlichen Anblick dar und bewies, daß der Mörder ein Mensch von raffinirter niederträchtiger Grausamkeit sei, und dieser Mann war der Gatte der Ermordeten selbst, der Herzog von Praslin, und Mann von bisher unbescholtenem Rufe.

Das Volk von Paris war außer sich vor Wuth, als es die Kunde erhielt von der neuen gräßlichen That, es fürchtete, die Regierung werde den Herzog, der in den befreundetsten Verhältnissen zum Hofe stand, der Rache des Gesetzes entschlüpfen lassen; Volkshaufen umstanden deshalb fortwährend das Gefängniß, welches den Verbrecher einschloß, um darüber zu wachen, daß derselbe der gerechten Strafe nicht entrinne; aber dennoch sollte es dem Volke von Paris nicht vergönnt sein, das Haupt des Schändlichen auf dem Schaffotte fallen zu sehen, denn plötzlich starb derselbe im Gefängniß, wie es hieß, in Folge einer freiwilligen Vergiftung, weil er es vorzog, auf diese Weise, anstatt auf dem Schaffot sein Leben zu enden. Wie weit indessen damals daß Mißtrauen gegen die Regierung ging, ergiebt sich daraus, daß das Volk von Paris fast durchweg nicht an eine freiwillige Vergiftung des Herzogs glaubte, die allgemeine Stimme ging dahin, daß der Herzog von der Regierung vergiftet worden sei, damit

dieselbe nicht gezwungen werde, ein so hohes Haupt auf dem Schaffott fallen zu lassen.

Aehnliche, wenn auch weniger furchtbare Ereignisse trugen sich innerhalb der vornehmen Stände mit jedem Tage zu, und bewirkten eine innere tiefere Verachtung des Volkes gegen jene bevorrechteten Stände. Die Lehrer des Socialismus und Communismus gewannen daher gerade unserer Zeit, welche der Februar-Revolution unmittelbar vorhergeht, einen ganz besonderen furchtbaren Anhang.

Außer durch ihre Bestechlichkeit, durch ihr starres Anhalten an den nicht mehr zeitgemäßen Wahlgesetzen, hatte die französische Regierung unter dem Minister Guizot sich beim Volke auch noch besonders dadurch verhaßt gemacht, daß sie bei den italienischen Bewegungen auf Seiten der Fürsten gegen die freiheitsliebenden Völker stand, daß sie bei den Sonderbundskriegen der Schweiz, die Parthei der Jesuiten unterstützte durch Geld und Waffen, jene Parthei, welche kaum irgendwo so sehr gehaßt und gefürchtet wird, als gerade in Frankreich.

Seit der Revolution vom Jahre 1789 ist es der Stolz des französischen Volks geworden, überall da auf der Seite der Freiheit zu stehen, wo ein Kampf ausbricht zwischen dieser und der Despotie, die Franzosen halten es für eine Ehrensache der Nation, nicht nur ihre eigene Freiheit zu wahren, sondern auch andern Völkern bei der Erkämpfung derselben beizustehen. Von diesem Gefühle ist jeder Franzose aufs Innigste durchdrungen, und das französische Volk mußte daher tief verletzt werden durch die freiheitsmörderische, kriegs- und jesuitenfreundliche Politik, welche das Ministerium Guizot in den Schweizer und den Italienischen Angelegenheiten bewies.

Aus diesen Gründen war das Ministerium beim Volke

schon längst auf das Aeußerste verhaßt, wenn es auch getragen wurde durch eine meist aus bestochenen Beamten bestehende Kammer-Majorität.

Aber nicht allein auf das Ministerium Guizot fiel der Haß der Nation, auch auf den König, auf Louis Philipp selbst.

Das Mißtrauen, welches der König im Jahre 1830 gegen seinen Verwandten Karl X. gesäet hatte, um sich selbst auf den Thron zu schwingen, den er jenem zu rauben wußte, sollte er jetzt ernten.

Als im Jahre 1830 das französische Volk Louis Philipp auf den Thron erhob, da glaubte es, dieser habe etwas gelernt durch die Geschichte, seine in der Verbannung unter tausend Widerwärtigkeiten vergangene Jugend werde ihm einen Blick gestattet haben in das Leben, das Wesen, den Willen des Volks; es glaubte, Louis Philipp werde wenigstens das gelernt haben, daß ein Königsthron sich in unserer Zeit nicht zu halten vermag, wenn er nicht getragen wird durch den allgemeinen Volkswillen, durch Achtung und Liebe.

Aber wie sehr hatten sich die Franzosen getäuscht, sie hatten eine Erfahrung vergessen, welche die Geschichte uns ewig aufdringt; sie hatten vergessen, daß die Könige aufhören wollen, Menschen zu sein, nachdem sie den Thron bestiegen haben, daß sie mit unbegreiflicher Thorheit ihre Ohren verschließen für den Willen der Völker und sie nur öffnen für die Einflüsterungen gleißnerischer Hofschranzen; sie hatten vergessen, daß eine Nebelwolke der Hofeitelkeit, des Hofehrgeizes und der Hofselbstsucht die Könige umschwebt, welche ihre Blicke verschleiert und es ihnen unmöglich macht, durchzudringen bis zu dem Willen und den Wünschen des Volkes.

Ja, so lange es Könige giebt und Fürsten auf Erden, so lange muß es betrogene Völker geben.

Das hatten die Franzosen vergessen; aber sie haben es einsehen gelernt unter der Regierung Louis Philipps, sie haben den Scorpion aus ihrem Busen gerissen und ihn zertreten; sie haben den Königsthron zertrümmert und den König mit seiner Familie aus dem Lande gejagt, sie haben dadurch den Grundstein gelegt zu einer neuen schönen Zeit für sich und alle Völker Europa's, zu einer Zeit der Freiheit.

Das danken wir den Franzosen, und deshalb ist die Geschichte der Februartage von so unberechenbarer Wichtigkeit, denn sie giebt dem deutschen Volke ein glänzendes Beispiel, ein Beispiel, welches es befolgen wird, und zwar in kurzer Zeit, denn die Zeit der Königreiche ist verronnen, eine neue schönere, edlere Zeit bricht an, die Zeit:

der demokratischen Republik.

3.

Wir haben oben bereits angedeutet, wie schmählich das französische Volk von seinem „Bürgerkönige" Louis Philipp betrogen wurde. Als es in den Julitagen des Jahrs 1830 den frechen Bourbonen Karl X. vom Throne gestoßen und verjagt hatte, als das Volk in den Königssaal der Tuillerien drang, und auf den verlassenen Thron des Königs die jugendliche Leiche eines gefallenen Freiheitskämpfers legte, zum Zeichen, daß hier fortan die Freiheit thronen solle — da ahnte es nicht, daß von eben diesem Throne aufs Neue eine achtzehnjährige Zeit der Knechtschaft über Frankreich sollte verhängt werden. Den Platz Karl des X. nahm Louis Philipp ein, das Haus der Orleans übernahm die Herrschaft, die dem

Hause der Bourbonen entrissen war, wie im bürgerlichen Leben nicht selten ein Haus das Geschäft eines Andern, das bankerott ist, übernimmt, und sein Glück damit versucht. Das Geschäft der Könige ist aber die Aussaugung und Unterdrückung der Völker. Louis Philipp übernahm dieses Geschäft von dem bankrotten Bourbonen. Er hat es weiter geführt achtzehn lange Jahre und mit Glück, denn er häufte sich unermeßliche Schätze an, so daß man sagte, er sei der reichste Mann der Erde gewesen. Und in der Unterdrückung der Freiheit des Volkes hat er es wohl weiter gebracht, als die kühnsten Hoffnungen der Volksfeinde gingen.

Das französische Volk hatte die Freiheit der Presse erwartet, aber Louis Philipp gab ihm ein Preßgesetz, welches die Strafen bei sogenannten Preßvergehen von 10,000 auf 50,000 Franken erhöhte. Wer eine größere politische Zeitung herausgeben wollte, der mußte 100,000 Franken als Kaution hinterlegen. Von dieser Summe wurden die Strafen bei Preßvergehen gezogen. Durch solche hohen Kautionsgelder bewirkte er, daß die weniger bemittelten Zeitungen, die außer Stande waren solche Summen aufzubringen, unter denen aber die größte Zahl der freisinnigen sich befand, eingehen mußte. Es war ferner leicht durch Strafen von 50,000 Franken auch reiche Zeitungen zu Grunde zu richten, sobald sie dem Könige mißliebig wurden. Für Theaterstücke und Karrikaturen wurde sogar eine Censur eingeführt.

Auf diese Weise kam die Zeitungspresse fast ausschließlich in die Hände der Reichen, unter denen bekanntlich Freisinn und Volksthümlichkeit am Seltensten zu Hause sind. Nur wenige Journale arbeiteten im Sinne der Volksfreiheit, die meisten aber im Sinne der Geld- und der Königsherrschaft

hatte er so die Freiheit der schriftlichen Meinungsäußerung vernichtet, so ließ er es nicht fehlen, auch der mündlichen, dem freien Worte, die Fesseln anzulegen. Es wurde ein Gesetz erlassen, daß alle politischen Vereine und alle Volksversammlungen untersagte. Wer solche stiftete oder sich dabei betheiligte, wurde vor Gericht gestellt und mit den härtesten Strafen belegt.

Das wichtigste Recht aber, dessen die ungeheure Mehrheit des französischen Volkes beraubt war, war das Recht der Theilnahme an der Gesetzgebung. Dieses Recht wird dadurch ausgeübt, daß das Volk aus seiner Mitte Abgeordnete wählt und in die gesetzgebende Versammlung, die Deputirten-Kammer, sendet. Hier haben die Volksabgeordneten Gelegenheit, den freiheitsfeindlichen Vorschlägen und Absichten der Regierung entgegenzutreten, ihre Zustimmung zu versagen und sie dadurch unschädlich zu machen; sie haben Gelegenheit die Bedürfnisse und Forderungen des Volkes geltend zu machen und Gesetze für die Freiheit und Wohlfahrt der Nation zu beantragen und zu beschließen. Wenn das Wahlrecht einer ganzen Nation entzogen ist, wenn der König allein die Gesetze schreibt, so ist dies der absolute Staat. Im konstitutionellen Staate ist die Zustimmung der Deputirten erforderlich, wenn ein Gesetz des Königs in Kraft treten soll, und umgekehrt verlangt das konstitutionelle Recht die Zustimmung des Königs zu den Beschlüssen der Deputirten, wenn dieselben zur Ausführung kommen sollen. Aber Frankreich unter Louis Philipp war doch ein konstitutioneller Staat, die Gesetze des Königs konnten nur mit Zustimmung der erwählten Deputirten ausgeführt werden, wie konnten diese die Hand bieten zu solchen Gesetzen, wie wir sie oben gesehen haben? Ja, Frank-

reich war ein konstitutioneller Staat, aber ein aristokratischer. Die Aristokratie, die im Bündnisse mit Louis Philipp das französische Volk beherrschte, war aber die scheußlichste aller Aristokratie, die Aristokratie des Geldes. Sie war es, die die Deputirtenkammer erwählte und besetzte, sie war es, die bereitwillig ihre Zustimmung ertheilte zu allen Gesetzen, die die Freiheit und den Wohlstand der Nation vernichteten, die Freiheit zu Gunsten des Königthums, den Wohlstand des Volkes zu Gunsten der Börsenmänner und Spekulanten. Denn das Wahlrecht, das dem ganzen Volke zukommen muß, war das Privilegium derer, die über 200 Franken jährlich direkte Steuer zahlten, und zu Deputirten konnten nur solche erwählt werden, die mit 500 Franken direkt besteuert waren. So hatte das Wahlgesetz, das unter dem Minister Lafitte am 9. März 1831 vorgeschlagen und von den Deputirten bestätigt wurde, verordnet. Es hatte mit einem Federzuge mehr als 25. Millionen Franzosen ihrer Wahlrechte verlustig und somit politisch mundtodt gemacht. Denn von 26 Millionen Franzosen waren nur 240,000, welche mehr als 200 Franken direkte Steuern entrichteten. Diese 240,000 waren somit die Urwähler Frankreichs, sie waren es, welche die gesetzgebende Deputirtenversammlung aus der Zahl derjenigen erwählten, die mehr als 500 Franken Steuer entrichten, aus der Zahl der ersten Fabrikbesitzer, Bankiers und Grundbesitzer, der Bourgeoisie oder des Geldadels von Frankreich.

Kein Wunder, wenn von solchen Gesetzgebern nichts geschah für das Wohl des arbeitenden Volkes, wenn sie den Bannfluch schleuderten über jede Vereinigung der Arbeiter zur Förderung und Vertretung ihrer Interessen; kein Wunder, wenn sie willig gewährten die ungeheuren Summen, welche

die Monarchie alljährlich verlangte, zur Bereicherung der königlichen Familie, zur Erhaltung des stehenden Heeres und aller der anderen unerläßlichen Bedürfnisse des monarchischen Staates. Denn mit der Unterdrückung der Arbeiter füllten sich die Kassen der Industriellen, mit der Macht des Königthums stand und stieg die Macht der Bourgeoisie, der privilegirten Theilnehmer an der Regierung.

Einem Volke, das aber auf diese Weise gefesselt ist, das seinen Willen und seine Bedürfnisse nicht einmal durch Schrift und Wort kundgeben, geschweige denn durch die Theilnahme der Gesetzgebung erfüllen kann, einem solchen Volke bleibt kein andres Mittel zur Erreichung seines Rechts übrig, als die Gewalt; wer die Reform zu unmöglich macht, der fordert die Revolution. So geschah es zu allen Zeiten der Völkergeschichte, und so ist es auch in Frankreich geschehen.

Zweimal haben die französischen Republikaner die Waffen ergriffen, um das Joch Louis Philipps und die Herrschafft der Bourgeoisie zu brechen, einmal im Juni 1832 und das andere Mal im April 1834. Sie kämpften damals wie die Löwen, aber sie unterlagen der Uebermacht. Dennoch war der Haß gegen das verbrecherische System Louis Philipps und seiner Geldmänner nicht tief genug in die Volksmassen gedrungen. Die Zahl der Kämpfer war zu gering, sie wurden durch die bewaffnete Bourgeoisie, die Nationalgarde und die Linientruppen überwältigt. Den Februartagen des Jahres 1848 war es vorbehalten, das ewige Recht des Volkes zum endlichen Siege zu führen.

4.

Das, was zunächst die Veranlassung zum Fall der Juli-

dynastie und des Königthums in Frankreich gegeben hat, war die sogenannte Reformbewegung. Wir haben oben gesehen, wie ein schlechtes Wahlgesetz die Wurzel alles politischen und sozialen Elendes ist. Das allgemeine Wahl- oder Stimmrecht hat daher von jeher bei allen Völkern, die nach Freiheit gerungen haben, das natürliche Stichwort der Kämpfe gebildet. So kam auch das französische Volk immer wieder auf dieses Losungswort zurück. Waren die Demokraten mit den Waffen in der Hand unterlegen, so versuchten sie es jetzt auf, dem Wege der friedlichen Agitation ihre Grundsätze in's Leben zu bringen. Die Bewegung, welche von ihnen auf solche Weise für allgemeines Stimmrecht angeregt und unterhalten wurde, ist nun die oben genannte Reformbewegung.

Die Wahlreform war bereits vielfach in den Journalen behandelt worden. Schon im Jahre 1846 hatte ein Kongreß der Redakteure aller Journale, welche für die Sache der Wahlreform arbeiteten, stattgefunden. Es waren damals 81 Abgeordnete der verschiedenen Zeitungsredaktionen versammelt. Diese Versammlung theilte sich zwar bald in eine Rechte und Linke, von denen jede besonders berieth. Allein die Mitglieder der Linken, d. h. die entschiedenen Vertheidiger der Volksfreiheit, bildeten die größere Versammlung. Sie erklärten, das Wahlrecht stehe, wie alle anderen politischen Rechte, jedem Bürger zu, und der Zweck jeder Reform müsse dahin gehen, das Gesetz dieser allein vernunftgemäßen und gerechten Fassung immer mehr zu nähern. Sie verlangten die Abschaffung des Wählbarkeitscensus und, als nothwendige Folge, daß die Abgeordneten durch Tagegelder schadlos gehalten würden. Sie forderten, daß das Wahlrecht allen Bürgern übertragen werde, die im Besitze eines Bürgerdiploms sich befänden, und daß

die Wahlen direkt, ohne vorherige Ernennung von Wahlmännern, vorgenommen werden müßten. Die versammelten Redakteure verpflichteten sich, durch alle gesetzlichen Mittel auf die Verwirklichung dieser Grundsätze hinzuarbeiten.

Während so durch die Presse, und durch diese im Volke, die Reformfrage mit erneuerter Lebhaftigkeit behandelt wurde, kam sie auch in der Deputirtenkammer zur Verhandlung. Schon wiederholt war sie in frühern Jahre hier angeregt, allein nie mit solcher Heftigkeit besprochen worden, als dießmal in den Sitzungen zu Ende März 1847.

Der Deputirte Duvergier de Hauranne stellte den Antrag, die Kammer möge ein Gesetz beschließen, daß jeder Franzose, der 25 Jahr alt sei, sich der bürgerlichen und politischen Rechte erfreue und 100 Franken jährlicher Steuern bezahle, das Wahlrecht auszuüben berechtigt sei; außerdem sollten die sogenannten Kapacitäten, d. h. die Aerzte, Advokaten, Beamten u. s. w. dasselbe Recht genießen. Blieb nun gleichwohl dieser Antrag weit hinter den Forderungen des Volkes zurück, schloß er auch noch Millionen der Niedrigbesteuerten, also die große Masse der Nation vom Wahlrechte aus, so erblickte doch einerseits die demokratische Partei darin eine Annäherung an das allgemeine Wahlrecht, und unterstützte den Antrag, anderseits aber sahen darin die Anhänger der Regierung, die privilegirten Geldmänner und die Minister dieser Partei, Guizot und Duchâtel, den gefährlichen Angriff auf ihre Herrschaft.

Guizot, der schlaueste Verfechter des Louis-Philippistischen Systems, den einst ein französisches Blatt treffend den alten Hasen mit dem Schlangenkopfe genannt hat, bekämpfte den Antrag Duvergier de Hauranne's in der Deputirtenkammer mit dem ganzen Talent seiner Rede. „Es ist undankbar,“

sagte er, „sich gegen das bisherige Wahlsystem aufzulehnen, welches sich in den schwersten Prüfungen bewährt, und dem Staate die wesentlichsten Dienste geleistet hat. Vor 1830 hat es mit Erfolg gegen die Uebergriffe der Macht, nach 1830 gegen die der Parteiwuth, gegen die Anarchie gekämpft, und in beiden Fällen den Sieg davongetragen. Es hat dort die Freiheit, hier die Ordnung gerettet. Was will man nun? Wer soll jetzt Wähler sein? Das Prinzip des allgemeinen Stimmrechts ist so unsinnig, daß Niemand es offen zu vertheidigen wagt." „Sein Tag wird kommen!" unterbrach ihn Garnier Pagès. „Es giebt keinen Tag für das allgemeine Stimmrecht," fuhr Guizot fort, „es giebt keinen Tag, wo alle menschlichen Geschöpfe ohne Ausnahme ein politisches Recht ausüben werden. Unsere Gesetzgebungen haben aber nicht allein das allgemeine Stimmrecht, sondern auch das Stimmrecht der großen Masse zurückgewiesen. Unsere Gesetzgebung verleiht das Stimmrecht der politischen Kapazität, und setzt diese Kapazität in eine gewisse gesellschaftliche Stellung, welche auf einem industriellen oder Grund-Eigenthum beruht. Nach diesem Grundsatze, welcher eine große und heilsame Revolution unserer Institutionen bewirkt hat, liegt die politische Macht nicht in der Masse, sondern in jenen höheren und beständigen Regionen, welche die wahre Einsicht in die Interessen der gesellschaftlichen Ordnung besitzen."

Ihn bekämpften die verschiedenen Redner der Opposition, die Vertheidiger von Duvergier's Reformantrag. „Wir verlangen nur," sagten sie, „daß man die Intelligenz behandle, wie jetzt das Eigenthum. Man fragt den Wähler jetzt nur nach seinen Besitztiteln und kümmert sich nicht darum, ob er lesen und schreiben kann. Man scheint anzunehmen, daß

Verstand und Rechtlichkeit von selbst aus dem Besitz entspringen. Wenn man annimmt, daß der Besitz intelligent ist, warum will man nicht glauben, daß die Intelligenz unabhängig macht? Sie fragen einen Advokaten, ob er unabhängig ist, fragen Sie doch einen Besitzer, ob er intelligent ist! Man darf die politische Kapazität den industriellen und wissenschaftlichen Ständen nicht absprechen, wenn man sie den Grundbesitzern zugesteht. Als ob dem Besitz eine geheimnißvolle Tugend, eine angeborene Kraft einwohnte, als ob das göttliche Recht von dem Königthum auf den Besitz herabgestiegen wäre. Ein gutes Wahlsystem soll alle Elemente zulassen, die zur Entwickelung der Völker beitragen: die Stätigkeit und den Fortschritt. Durch den Ausschluß des einen oder des andern Elementes entsteht Ueberreizung oder Abspannung im politischen Leben. Wenn man den Besitz als Element der Ordnung anerkennt, so darf man die intelligenten Stände nicht ausschließen, weil sonst dem Wahlkörper Leben und Bewegung fehlt. Er wird ein Instrument, hört aber auf, eine Kraft zu sein. Die Herrschaft der materiellen Interessen bedarf immer eines Gegengewichtes. Der Besitz und die Sittlichkeit sind die Grundpfeiler der Gesellschaft; das Gebäude sinkt, wenn einer von ihnen untergraben wird. Aber selbst, wenn der Besitz den einzigen Anspruch auf politische Rechte verleihen sollte, so müßte dieser Grundsatz wenigstens mit Billigkeit durchgeführt werden. Dies ist aber bei dem jetzigen System nicht der Fall. In Frankreich sind etwa 11 Millionen Menschen besteuert. Davon zahlen etwa 10,700,000 jährlich an direkten Steuern unter 200 Franken, sind also nicht zur Wahl berechtigt, obgleich sie zusammengenommen über 200 Millionen an Steuern erlegen. Die Zahl der Wähler, d. h. derjenigen,

welche jährlich an direkten Steuern 200 Franken und darüber bezahlen, beläuft sich nur auf 240,000, und die von ihnen entrichtete Steuersumme beträgt jährlich noch nicht 100 Millionen. Wenn man die Bevölkerung auf ungefähr 26 Millionen annimmt, so ist nur $1/_{30}$ der Steuerpflichtigen und $1/_{150}$ der gesammten Bevölkerung wahlberechtigt. Die übrigen haben keinen Einfluß auf die Bewilligung der Steuern. Endlich, wenn man bedenkt, daß die nicht Wahlberechtigten der Bevölkerung ungefähr 900 Millionen indirecter Steuern in den Staatsschatz liefern, während die Wähler nur 80 Millionen zahlen, so geht daraus hervor, daß die sogenannte Nationalrepräsentation weder die Mehrheit des Volkes, noch die der Steuerpflichtigen, noch die größte Summe der Steuern, d. h. des Nationalwohlstandes vertritt, sondern überall der Ausdruck der Minoritäten ist. Daher ist die Macht, welche diese Repräsentation ausübt, die Anmaßung der souverainen Gewalt über das Land von Seiten des kleinsten Theiles der Steuerpflichtigen."

„Was seht Ihr um Euch?" rief Berryer den Deputirten zu, „was gährt so in diesen Klassen der französischen Gesellschaft, die von jeder Theilnahme an den öffentlichen Rechten ausgeschlossen sind? Es ist die Geschichte des menschlichen Geschlechtes in allen diesen Gesellschaften: man steigt von Klasse zu Klasse. Die Höhenpunkte vergehen und verschwinden. Die Bourgeoisie, die Besitzerklasse hat den ersten Platz erobert, sie hat das Uebergewicht, sie herrscht. Aber sie wird um so mehr gedrängt von den unteren Klassen, die ihrerseits aufsteigen und mit der Intelligenz aufsteigen, bei denen das Gefühl des Rechtes, beim Gemeinwesen mitzuwir-

ken, von Tag zu Tag sich entwickelt. Glaubt, das ist eine aufrichtige Meinung, die ich Euch gebe!"

Umsonst hatte man die Stimme der Wahrheit, die Stimme der Gerechtigkeit und den Warnungsruf erhoben. Sie verhallten wirkungslos an den Wänden der Deputirtenkammer. Denn zu allen Zeiten der Weltgeschichte war das Ohr der Herrschenden taub gegen die Forderungen der Beherrschten und Unterdrückten, blind gegen die Gefahren, die sich um ihre Herrschaft schaarten. Wie sollte auch der reiche Grundherr, der Fabrikant, der Bankier ein gleiches Recht einräumen dem armen Gewerksmann, dem kleineren Kaufmann, oder gar dem, der nichts besitzt, als die Kraft seiner Arme, mit der er dem Staate dient, dem Arbeiter? „Die wahre Einsicht in die Interessen der gesellschaftlichen Ordnung liegt in den höheren und beständigen Regionen, in dem Industriellen oder Grundeigenthum," hatte Hr. Guizot der Majorität der Kammer schmeichelnd gesagt. Und diese Majorität der Industriellen und Grundbesitzer überschütteten seine Rede mit einem unauslöschlichen Sturme des Beifalls. Es war überflüssig, zu erklären, wie der Minister that, wenn die Kammer den Antrag Duvergiers, wenn sie die Wahlreform annehme, werde das Ministerium zurücktreten. Duvergiers Antrag ward mit 252 gegen 154 Stimmen verworfen.

Und doch sollte Herr Guizot den Tag erleben, „wo alle menschlichen Geschöpfe ohne Ausnahme ein politisches Recht ausüben" — den Tag des allgemeinen Stimmrechts.

5.

Es war am 17. Juli, als in Chateau-Rouge über 1000 Männer zu einem Gastmahle versammelt waren. Man er-

blickte darunter eine große Anzahl Deputirten der Linken und des linken Centrums, unter ihnen Odilon-Barrot, Duvergier de Hauranne, den Antragsteller der verworfenen Wahlreform, Maleville und andere bekannte Kammerredner. Unter dem Schall der Marseillaise wurden Toaste ausgebracht auf die Souveränetät der Nation, auf den Triumph der Ideen, welche die Revolutionen von 1789 und 1830 herbeigeführt, auf Wahl- und Parlamentsreform, auf die Verbesserung der Lage des arbeitenden Volkes, die freie Presse u. s. w. Eine zahlreiche Volksmenge umdrängte die Zugänge des Lokals, stimmte in die Toaste ein und zerstreute sich nach Beendigung des Festes unter dem Gesange der Marseillaise. Das Fest hatte stattgefunden auf Veranlassung des Centralcomité der liberalen Wähler des Seine-Departements — es war das erste Reformbankett.

Als nämlich Duvergier's Antrag auf Wahlreform in der Deputirtenkammer gefallen war, als so die letzte Aussicht geschwunden war, auf dem Wege des Gesetzes den unerträglichen Druck, der auf dem Volke lastete, zu heben, als die Conservativen der Kammer, die Kreaturen Guizots und Louis Philipps, das letzte Schiff, auf dem noch Rettung für sie möglich war, verbrannt hatten — da beschlossen die Männer des Volkes an das Volk selbst zu appelliren und das herrschende System der Bestechung und der Gewalt vor seinen Richterstuhl zu führen. Allein die Gesetze Louis Philipps gestatteten keine Volksversammlungen, es blieb daher nichts übrig, als bei Gastmählern zum Volke zu reden. Denn nur zum Essen und Trinken war es den Franzosen noch erlaubt sich zu versammeln, wie es bei uns in Deutschland bis nach den Märztagen gleichfalls gewesen ist. So war das erste Ban-

kett zu Chateau-Rouge entstanden. Ihm folgten bald zahlreiche derselben Art im ganzen Lande, zu Lyon, Grenoble, Toulouse, Dijon, Straßburg u. s. f. Kaum eine bedeutende Stadt versäumte es, bei einem Reformbankett der Regierung des Landes ihr Urtheil zu sprechen. Ueberall wurden ähnliche Toaste wie zu Chateau-Rouge ausgebracht. Zu Kolmar ward das Hoch auf den König, das Jemand ausbrachte, mit dem Anstimmen der Marseillaise erwiedert. „Die Regierung," so brandmarkte Lamartine das Julikönigthum bei einem Bankette, „die Regierung, anstatt eine große und edle Sendung der Aufklärung und der Moral, der Tugend und der Vaterlandsliebe zu sein, ist nichts als eine große Industrie. Der Geist des Materialismus und des Schachers steigt durch die Glieder hinauf bis zum Haupte. Wir leben unter einer Regentschaft der Geldherren, die ebenso voll Agiotage, Betrug und Skandal ist, wir die Regentschaft des Palais Royal."

War man bei den ersten Bankketten erst sehr gemäßigt aufgetreten, so nahm jetzt die Entschiedenheit der Reden mit jedem neuen Bankett zu. Die Liberalen, wie Thiers, Rémüsat, Billault und andere, die an den ersten Banketten Theil genommen hatten, zogen sich davon zurück. Ihnen war es ja nicht um volle Freiheit zu thun, sie wollten nur dem Ministerium Guizot so viel abtrotzen, daß es zum Abtreten gezwungen würde und ihnen die Ministerbank räumte. Auch war es in der letzten Zeit streng vermieden worden, bei den Banketten die Person des Königs auch nur zu nennen, geschweige denn sie mit einem Toaste zu beehren. Denn wie sollte man auch auf das Wohl eines Mannes trinken, der wie wenig Sterbliche eine Riesenlast des Hasses und der Flüche

auf sich geladen hatte. Die Liberalen aber, die thun, als wollten sie die Volksfreiheit und doch das Königthum wollen um jeden Preis, wollten auch Louis Philipp nicht fallen lassen. Darum sahen sie sich durch den Wegfall des königlichen Namens bei den Banketten gekränkt und zogen sich zurück. An ihre Stelle traten jetzt immer mehr die entschiedensten Republikaner; Ledru Rollin, Arrago und andere, die anfangs den Festen nicht beigewohnt hatten, erschienen nun, und die vorsichtigen, lauen constitutionellen Reden wurden durch glühende republikanische verdrängt.

Die Regierung hielt sich diesem offenen Auftreten der Republikaner gegenüber, lange passiv. War ihr schon damals der Muth gesunken, hatte die Wucht der auf sie eindringenden Vorwürfe und Anklagen und die unübersehbare Zahl derer, die sie damit überschütteten ihre sonst so bereitwillige Thatkraft gelähmt? oder ließ sie das alles ruhig über sich ergehen, im Vertrauen auf die Macht ihres Geldes und ihrer Soldaten? vielleicht in der Hoffnung, die Republikaner bei einem entstehenden Aufstande wieder auf viele Jahre hinaus niederschmettern zu können, wie in den Apriltagen des Jahres 1834? Wir wissen es nicht. So viel ist gewiß: Die Regierung begnügte sich lange damit, die Reden und die Redner der Bankette durch ihre Zeitungen tadeln zu lassen oder lächerlich zu machen. Und ihr erstes wirkliches Verbot eines Bankettes sollte der Funken werden, das bis zum Rande gefüllte Pulverfaß des Volksgrolles in Feuer zu setzen und das Königthum auf immer in die Luft zu sprengen.

6.

Am 28. Dezember 1847 wurden die Kammern, die im August desselben Jahres geschlossen worden waren, wieder eröffnet. Auf dem Wege nach der Deputirtenkammer, zu deren Eröffnung der König sich begab, ertönte mehrfach der Ruf nach Wahlreform aus dem Volke und aus den Reihen der Nationalgarden. Es war nicht zu erwarten, daß Louis Philipp, der grau geworden war in der Verachtung des Volkswillens und der Stimme der öffentlichen Meinung, diesem Ruf Beachtung schenken sollte. In der Deputirtenkammer angelangt, bestieg er den Thron und verlas, umgeben von seinen Marschällen, an deren Spitze der alte General-Feldmarschall Soult, die Thronrede. Er verlas sie mit fester, aber etwas dumpfer Stimme. Nach den gewöhnlichen Redensarten von den Segnungen des Himmels, dem Wohlsein und der Sicherheit des Landes und nach der Berührung des schweizerischen Bürgerkrieges hieß es: „Inmitten der Aufregung, welche *feindliche oder blinde Leidenschaften* hegen, beseelt und hält mich *eine* Ueberzeugung, die Ueberzeugung, daß wir in der constitutionellen Monarchie, in der Einigkeit der großen Staatsgewalten, die gesicherten Mittel besitzen, um alle diese Hindernisse zu überwinden und alle diese moralischen und materiellen Anliegen unseres theuern Vaterlandes zu befriedigen. Laßt uns fest an der Charte die gesellschaftliche Ordnung und alle ihre Bedingungen aufrecht erhalten." So hatte der König von Frankreich selbst seinem Volke dem Fehdehandschuh hingeworfen. Er selbst hatte das constitutionelle Lügenspiel, das den handelnden Fürsten hinter den Ministern versteckt, entlarvt. Er war offen dem Willen der Nation, die nach Reform rief, entgegentreten, er hatte zur Nation und deren Deputirten gesprochen, wie er

als weiland flüchtiger Schulmeister in der Schweiz mit seinen Schuljungen geredet haben mochte. Aber nicht genug, daß er den Franzosen feindliche und blinde Leidenschaften zum Vorwurf machte, er fügte noch seinem Tadel eine Drohung hinzu, indem er die Ueberzeugung aussprach, daß er in den großen Staatsgewalten die Mittel besitze, mit der demokratischen Reformbewegung fertig zu werden. Sein Tadel hatte die Nation beleidigt, seine Drohung empörte sie. Und er ließ es nicht bei der Drohung bewenden, sondern griff zur That. Die Wähler des zwölften Bezirkes von Paris hatten ein Reformbankett ausgeschrieben — der Polizeipräfekt erließ ein Verbot dieses Banketts.

Die Aufregung, welche die Thronrede des Königs im ganzen Lande, besonders aber in Paris hervorbrachte, war groß. Sie wurde durch das Verbot des Pariser Banketts noch gesteigert. Sie brach hervor in den Journalen, auf's heftigste aber in den Verhandlungen der Kammern über die Antwortsadresse auf die königliche Eröffnungsrede. Die Mehrheit beider Kammern war freilich noch die alte, sie bestand immer noch aus den erkauften Kreaturen des Königs und der Minister und aus den der Regierung Louis Philipp's holden Geldherren. Aber in der Pairskammer, wie in der Deputirtenkammer, war eine Minorität von Abgeordneten, die auf's tiefste gekränkt war durch die Anmaßung und Gewalt des Königs und seiner Minister, die noch nicht so ehrlos war um die völlige Knechtung des Volkes lautlos mit anzusehen.

Daß die Kammern in ihrer Majorität noch immer die alten waren, das zeigte sich gleich bei den Wahlen der Präsidenten und Vicepräsidenten, bei welchen die Minister ihre Kandidaten vollständig durchsetzten. — Nun ging es an die

Berathung der Antwortsadresse auf die Thronrede. Die Pairskammer beschäftigte sich zuerst damit. Hier hatte Herr v. Barante den Entwurf derselben abgefaßt. Das Urtheil über die Reformbankette war in diesem noch viel schroffer gefällt, als in der Thronrede selbst. Die Herren Pairs wollten sich nicht begnügen, wie es sonst in solchen Antwortsadressen auf Thronreden geschah, die königlichen Worte zn wiederholen, und ihre Zustimmung dazu zu erklären — nein, sie wollten in ihrer knechtischen Ergebenheit jene Beleidigung der Reformmänner noch steigern. „Lärmende Kundthuungen, so hieß es darin, wo sich vage Ideen von Reform und Fortschritt mit gegen unsere monarchische Verfassung feindlichen Leidenschaften, mit gegen die soziale Ordnung subversiven Meinungen und fluchwürdigen Erinnerungen blind vermischten, haben mehr Unruhe als Zerrüttung in die Gemüther geworfen. Die Regierung des Königs muß darauf ihr Augenmerk lenken.“ Der Pair Graf Alton-Shee griff bei den Debatten die Regierung scharf an. Er vertheidigte die Theilnehmer an der Reformbewegung und fragte, ob sich die Regierung berechtigt halte, wie es geschehen sei, ein Bankett zu verbieten, und ob jene 53 Bankette, die bereits gehalten worden seien, von ihr nur geduldet gewesen wären? Der Minister des Innern Duchatel erwiderte, allerdings habe die Regierung das Recht, Bankette zu verbieten, und zwar kraft des allgemeinen Polizeigesetzes von 1790. Sobald es nöthig sei, werde sie davon Gebrauch machen.

Heißer und entscheidend war aber der Kampf in der Deputirtenkammer. Der Entwurf der Antwortsadresse hatte hier die Stelle über die Reformbankette fast wörtlich wiederholt. Nach mehrtägigen heftigen Angriffen der Regierung wegen

ihres schmählichen Verhaltens in der Schweitzer Angelegenheit, wegen der Bestechungen u. s. w. kam man an die Reformfrage. Duvergier de Hauranne, „der Vater der Reformbankette" wie ihn die ministeriellen Zeitungen nannten, begann den Kampf. „Es hat dem Ministerium beliebt, sagte er, mit Verachtung aller konstitutionellen Regeln, aller Schicklichkeiten, in die Thronrede eine Herausforderung, eine direkte Anklage gegen mehr als hundert Kammermitglieder (die an den Banketten theilgenommen haben) einzulegen. Es beliebt der Commission, mit einer Gefälligkeit die Jedermann erwartete, fast Wort für Wort diese Anklage zu wiederholen. Aber die Majorität der Deputirtenkammer wird uns erlauben ihr zu sagen, daß wir bei dieser Art Gericht, das sie über uns halten soll, ihre Zuständigkeit nicht anerkennen. Nach den Abstimmungen am Ende des letzten Landtages hätte die Opposition sehr kurzsichtig, sehr „„blind"" sein müssen, wenn sie sich noch geschmeichelt hätte, hier ihre Sache zu gewinnen. Glücklicherweise gibt es, wie Herr Guizot es so oft gesagt hat, über die Kammer hinaus, über ihr ein Forum, das Land, an das die Minorität stets berechtigt ist, Rekurs zu ergreifen. Das haben wir gethan, und werden wir fortfahren zu thun. — „Ich erkläre es laut, sagte er weiter, ich bin bereit, mich denjenigen beizugesellen, welche etwa Lust haben, durch einen lauten Akt des gesetzlichen Widerstandes zu erproben, bis zu welchem Punkt, 50 Jahre nach unserer ersten Revolution, die Rechte der Bürger konfiscirt werden können durch einen Polizeierlaß. (Stimmen von der Linken: „Wir auch! Wir alle!") Dem Gesetz gehorchen, der Willkür widerstehn — das ist die doppelte Pflicht freier Völker. Wir werden, ich hoffe es, beweisen, daß wir sie begreifen und sie üben."

Ihm gegenüber bezog sich der Minister Duchatel auf das Strafgesetz, um darzuthun, daß die Regierung bei dem Verbot des Banketts in ihrem Rechte sei. Nach diesem Strafgesetz seien regelmäßige Versammlungen von mehr als 20 Personen an bestimmten Tagen ein den Gerichten anheimfallendes Vergehen. Man möge nur die Frage vor die Gerichte bringen, das sei Niemand lieber als der Regierung. Als nun dieser Minister fortfuhr und sagte, er wolle auf eine an ihn gerichtete Herausforderung nicht mit einer Herausforderung antworten, aber so viel könne er sagen, daß man sich täusche, wenn man sich einbilde, die Regierung durch irgend eine Demonstration abhalten zu können, ihre Pflicht zu erfüllen, nein, sie werde nicht weichen — da rief ihm Herr Cremieux zu: „Sie bedienen sich unglücklicher Ausdrücke, es sind die Ausdrücke Karl X.!" und Herr v. Beaumont fügte hinzu: „So hat auch Ferdinand zu den Sicilianern gesagt!" Mit Mühe stellte der Präsident die Ruhe wieder her, auf den Sturm den diese Worte erregt hatten. Jetzt suchte noch Herr Duchatel darzuthun, daß auch der Ausdruck „feindselige und blinde Leidenschaften", den die Thronrede gebraucht habe, gerechtfertigt sei. Denn bei dem Bankett von Mans habe man nicht blos den 10. August von 1792, sondern den weit vorgeschrittenern 10. August von 1793 leben lassen. In Lille habe man selbst den Toast auf die Wahrheit der im Jahr 1830 gegründeten Institutionen ausgeschlossen, wie den Toast auf den König, er wisse nicht, ob aus dem Grunde der Servilität oder aus welchem sonst. Es seien bei diesen demokratischen Zweckessen, die mit der Ordnung unverträglichsten Grundsätze, das allgemeine Stimmrecht, der Konvent, und nicht blos

dieser, der Manchem noch zu philisterhaft erschienen, sondern das schlimmste im Konvent, die Bergpartei vertheidigt worden.

Vergebens erschöpften hiergegen Odillon-Barrot, Lamartine und andere die Kunst ihrer Rede, vergebens fragte der letztere die Minister, ob sie sich nicht des Ballhauses in Versailles von 1789 erinnerten? Das Ballhaus und der daraus hervorgegangene Eid seien nichts als das dem Lande bestrittene Versammlungsrecht. Vermessene Minister hätten das Ballhaus geschlossen, und die Hand der Nation habe es wieder eröffnet. Alles umsonst! Der Wille der Kammermehrheit und der Minister stand fest. Sie wollten, gestützt auf die vermeintliche Macht ihrer Bajonette, der öffentlichen Meinung Frankreichs Trotz bieten; sie wollten das verdammende Urtheil über die Minorität der Kammer, die an den Banketten Theil genommen hatte aussprechen; sie waren entschlossen, das letzte Recht des Volkes zu vernichten, das Recht zu einem Festessen sich zu versammeln. Der Satz der Antwortsadresse, der die Uebereinstimmung der Deputirtenkammer mit der Ansicht des Königs über die Reformbankette, d. h. der das Verdammungsurtheil der letzteren aussprach, ward mit 221 gegen 18 Stimmen angenommen. Die Mehrzahl der Oppositionsmitglieder hatte, sich der Abstimmung enthalten. Das war am 19ten Tage der Debatten über die ganze Adresse, am 5ten der Verhandlungen über die Reformfrage. Die verblendeten Deputirten ahnten nicht in ihrem Siegesrausche, daß sie mit dem Verdammungsurtheil der Reformbankette das Todesurtheil der Monarchie gesprochen hatten.

Am Abende des 14. Februar begab sich eine große Deputation der Deputirtenkammer in die Tuillerieen, um dem Könige die Adresse zu überreichen. Er empfing sie in seinem

Thronsaale; die Herzoge von Nemours und Montpensier standen an seiner Seite. „Meine Herren Abgeordneten!“ sagte er, nachdem die Adresse verlesen war, „immer mit derselben Befriedigung empfange ich jedes Jahr die Versicherung dieser loyalen Mitwirkung und dieser Unterstützung, die Ihr nie aufgehört habt mir zu leihen seit der Nationalwunsch mich auf den Thron erhoben hat. Durch das gegenseitige Vertrauen und die innige Einigkeit aller Staatsgewalten sehen wir den großen Bau unserer constitutionellen Institutionen sich mehr und mehr befestigen.“ Auch er ahnte nicht, daß dieser constitutionelle Bau auf einem Vulkane stand und daß die Tage des Königthums in Frankreich gezählt waren.

7.

Am 13. Febr., dem Tage nach der verhängnißvollen Abstimmung der Deputirtenkammer über die Reformbankette, versammelten sich über hundert Deputirte aus allen Schattirungen der Kammeropposition im Hotel Mariton zu einer Berathung über die weiteren Schritte, die gegenüber jenem Kammerbeschluß und dem ausgesprochenen Willen der Regierung, der Abhaltung von Reformbanketten mit Gewalt sich zu widersetzen, zu thun seien. Man regte den Gedanken an, in Masse aus der Kammer auszutreten, gelangte aber nicht dazu ihn zum Beschluß der Mehrheit zu erheben; nur 15 hatten dafür gestimmt. Hingegen wurden einstimmig beschlossen durch Abhaltung eines großen Banketts thatsächlich gegen die Willkür der Minister zu protestiren. Es wurde eine Kommission ernannt und beauftragt, sich wegen des Banketts mit dem Wählerausschuß von Paris in Verbindung zu setzen. Nur 12 Deputirte der Opposition, geführt von den Herren Dufaure

und Billault, versagten dem Bankett ihre Theilnahme; später wuchs die Zahl dieser Feigen auf 36. Das Bankett sollte Sonntag den 20. Febr. abgehalten werden, und zwar in den weiten offenen Räumen der elyseischen Felder, nicht in dem engen Quartier des 12. Arrondissements der Stadt, wo es anfangs stattfinden sollte, damit jede Gelegenheit zu Stockung des Straßenverkehrs und dadurch entstehender Unordnung entfernt sei.

Als Ministerium und König sahen, daß die Deputirten der Opposition entschlossen seien, ihr in der Kammer verfochtenes Recht, auch außer der Kammer — trotz des Verbotes — praktisch auszuüben, als sie sahen, wie das Volk von Paris das Gleiche zu thun beabsichtige, als sie endlich bemerkten, wie die durch alle jene Scheußlichkeiten ihres constitutionellen Regiments bereits seit geraumer Zeit vorhandene Aufregung sich zur Erbitterung in den Massen zu steigern begann — da fingen sie an zu rüsten. Sie waren entschlossen mit Waffengewalt einzuschreiten.

Jacqueminot, der Obergeneral der Nationalgarde von Paris, versammelte die Obersten, und befragte sie über die Stimmung der Legionen. Die Auskunft die er erhielt, war wenig befriedigend für ihn und die Regierung. Denn schon am 11. Febr. Abends, hatten 60 Offiziere der Nationalgarde in einer Versammlung von Deputirten der Opposition erklärt, sie würden dem Zuge zum Bankett unbewaffnet beiwohnen, und an die übrigen Nationalgarden von Paris die Einladung zum gleichen Zwecke ergehen lassen. Doch solle zuvor eine Kommission von Deputirten Verwahrung einlegen gegen das Einschreiten der Behörden. Auch der Oberbefehlshaber der Linientruppen von Paris, der General Tiburce Sebastiani,

rief die Oberoffiziere der Regimenter zu sich, um über den Geist des Heeres Kunde zu erhalten. Allein er erhielt die Erklärung, es sei auf die Linie nicht zu zählen, wenn die Nationalgarde den Widerstand gegen das Verbot der Reformbankette unterstützen würde. Die Mehrzahl der Nationalgarde bestand aus den wenig besitzenden, gewerbtreibenden Bürgern. Diese waren durch die ungeheure Steuerlast, die im Gefolge jeder constitutionellen Monarchie als Alp die Brust der Gewerbtreibenden beschwert, sie waren durch den maßlosen politischen Druck dieser Regierung aus deren Freunden zu ihren Feinden geworden. Die kleinere Zahl reicher Fabrikanten, Kaufleute und Bankiers, die vorzugsweise die Offizierstellen der Nationalgarde bekleideten, vermochten diese allgemeine Mißstimmung mit ihrer Sevilität nicht zu verändern. Daß die Linientruppen das Verhalten der Nationalgarden zur Richtschnur des ihrigen machten, ist leicht erklärlich. Sie erblickten in den bewaffneten Bürgern solche, die von der Lage der Dinge die bessere Einsicht besaßen, als sie.

Das alles vermochte nicht den verblendeten König zu enttäuschen: er ging unhaltbar seinem Schicksale entgegen. Die begonnenen Rüstungen wurden fortgesetzt, die Kasernen, besonders die des 11. Stadtbezirks, auf 8 Tage mit Munition und Lebensmitteln versehen; Aexte und Hacken wurden in den Regimentern ausgetheilt. Die Regierung wurde in ihrem Vorhaben mit Gewalt einzuschreiten bestärkt durch die Ansichten, welche neuerdings in einer Versammlung der Hauptleute der Nationalgarde sich kund gaben. Auf die Frage, wie weit man sich auf die Mannschaften verlassen könne, erhielt sie hier die Bürgschaft, es würden in den Compagnien 30 — 51 Mann erscheinen. Und der General Jacqueminot meinte,

„wenn wir am ersten Tage nur 500 Mann auf die Legion haben, so sind uns am zweiten 1000 gewiß." Man war froh zu erfahren, daß so viele Nationalgarden erscheinen würden, vergaß aber zu bedenken, daß dieselben nach der allgemeinen Stimmung zu urtheilen, sich nicht gegen das Volk würden gebrauchen lassen, ja daß sie möglicherweise gegen die Regierung selbst die Waffen wenden könnten. Es wurden nun immer mehr Truppen nach Paris gezogen. In den Garnisonen der Nachbarschaft wurden Anstalten getroffen, um in wenigen Stunden auf den Eisenbahnen 60 — 80,000 Mann zu den Truppen der Hauptstadt führen zu können. Die Kommandeure der neu einrückenden Regimenter wurden in bürgerlicher Kleidung von Staabsoffizieren auf diejenigen Punkte der Stadt geführt, die ihre Korps im Falle eines Lärmsignals einnehmen sollten. In Vincennes wurden die Batterien in Stand gesetzt und die Kästen mit Kugeln und Kartätschenbüchsen versehen. Die Ausrüstung der Artillerie wurde durch die Person des Herzogs von Montpensier selbst geleitet, und der „National," das Zeitungsblatt der Republikaner, veröffentliche ein Schreiben dieses Königsohnes, in welchem er befahl, zwei Feldbatterien nebst geladenen Munitionswagen, 300 Kartätschenbüchsen, 400 Petarden und einen Kasten mit Fackeln, zum Nachtdienste aus den Magazinen der Artillerie nach der Kriegsschule zu bringen. Die Kunde von solchen Anordnungen eines königl. Prinzen trug nicht wenig dazu bei, den Haß gegen das Königthum, das sich zum Volksmorde rüstete, noch mehr zu entflammen.

Während so das Königthum fortfuhr, sich zum Kampfe zu rüsten, wurden von der Kammeropposition und denen, die ihre Theilnahme an dem projektirten Bankette zugesagt hatten,

die Vorbereitungen zum Feste selbst getroffen. Man verlegte den Tag der Ausführung vom 20. Febr. auf Dienstag den 22sten. Die Anzahl der sich meldenden Theilnehmer belief sich bereits auf 2000. Alle Läden und Werkstätten sollten an diesem Tage geschlossen bleiben, damit die ganze Bevölkerung dieser großen Demonstration beiwohnen könne, und Abends sollte ganz Paris beleuchtet werden. Am 20. Febr. erließ die Opposition ein Manifest, in welchem sie die Anordnung des Festes bekannt machte. Sie erinnerte daß die bevorstehende Demonstration die gesetzmäßige und friedliche Ausübung eines konstitutionellen Rechtes zum Zweck habe, des Rechtes der politischen Vereinigung, ohne welches die Repräsentativregierung ein bloßer Spott wäre. Da das Ministerium auf der Tribüne erklärt und behauptet habe, daß die Ausübung dieses Rechtes von der Willkür der Polizei abhänge, so hätten die Deputirten der Opposition, Pairs von Frankreich, ehemalige Deputirte, Mitglieder des General-Conseils, Magistratspersonen, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Nationalgarde, Mitglieder des Central-Wahlkomités und Pariser Journal-Redakteure die ihnen zugeschickte Einladung an der Manifestation Theil zu nehmen, angenommen, um kraft des Gesetzes gegen eine ungesetzmäßige und willkürliche Anmaßung zu protestiren. Die Nationalgardisten von Paris möchten, treu ihrem Wahlspruch „Freiheit und öffentliche Ordnung", bei dieser Gelegenheit sich ihrer doppelten Pflicht entledigen, indem sie sich der Manifestation anschlössen, und die Ordnung beschützten, indem sie durch ihre Gegenwart jede Kollision verhinderten. Die Deputirten, die Pairs und die anderen zum Bankett geladenen Personen sollten sich um 11 Uhr an der „Place de la Mandelaine"

versammeln. Die Nationalgarden würden von der Madelainenkirche an zwei parallele Reihen bilden, zwischen welchen sich die Eingeladenen aufstellen möchten. An der Spitze des Zuges würden die Oberoffiziere der Nationalgarde gehen, dann die Eingeladenen und Gäste folgen, hierauf eine Reihe von Offizieren der Nationalgarde, hinter diesen die Nationalgardisten, nach der Zahl ihrer Legionen in Kolonnen formirt, zwischen der dritten und vierten Kolonne die Studenten unter Anführung ihrer Kommissäre, und endlich die übrigen Nationalgardisten von Paris und dem Weichbilde der Stadt. Der Zug werde sich über den Konkordienplatz durch die elyseischen Felder nach dem Orte des Bankets begeben. Das Manifest forderte schließlich die Bürger auf, sich aller Rufe zu enthalten, weder Fahnen noch äußere Zeichen zu tragen, und die Nationalgardisten, ohne Waffen zu erscheinen, da diese friedliche Demonstration durch die Zahl und die feste ruhige Haltung der Bürger mächtig genug sein werde.

Dagegen ließ nun auch der Präfekt der Polizei an demselben Tage, am 20. Februar, zwei Erlasse an die Straßenecken schlagen. Im ersten kündigte er an, daß Versammlung und Bankett verboten seien, und daß alle Maßregeln getroffen würden, um sie zu verhindern. Er bezog sich dabei auf eine lange Reihe von Polizeiverordnungen. Im zweiten Erlaß erinnerte er an das französische Tumultgesetz und forderte alle Friedens- und Polizeibeamten der Stadt auf, jede Sperrung öffentlicher Straßen und Plätze durch Volksaufläufe zu verhindern — und im Nothfalle die Hülfe der bewaffneten Macht anzusprechen.

Das waren zwei neue Feuerbrände auf den aufgehäuften Zunder der Revolution geschleudert. Man drängte

sich um die Stellen, wo jene Erlasse angeschlagen waren. Man sah im Volke Fäuste sich ballen und hörte Verwünschungen und Drohungen ausstoßen. Zugleich nahmen die Anmeldungen zur Theilnahme am Bankette mit jeder Stunde zu. Wie die Regierung zur Gewalt und zum Kampfe, so schien auch das Volk zum Widerstande entschlossen.

8.

Eine ungewöhnliche Menschenmenge wogte am Morgen des folgenden Tages, den 21. Februar, in den Straßen von Paris auf und ab. Man drängte sich am dichtesten in der Rue de Chaillot, wo das Festlokal für das Bankett sich befand.

Um 2 Uhr Nachmittags trat wie gewöhnlich die Deputirtenkammer im Palais Bourbon zusammen. Hier herrschte, wie auf den Straßen, heftige Aufregung. Die Deputirten besprachen sich lebhaft in den verschiedenen Theilen des Palastes, in einzelnen Gruppen beisammenstehend. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht von dem Entschluß der Regierung, das Reformbankett mit Gewalt der Waffen zu verhindern. Alsbald stürzten die Deputirten aus den verschiedenen Räumen des Palastes in den Berathungssaal. Hier hatten die Verhandlungen bereits begonnen, allein durch stürmischen Zuruf ward die Tagesordnung beseitigt, und unter allgemeinem Schweigen betrat Odilon-Barrot die Tribune.

„Die Kammer," begann er, „erinnert sich, daß während der Adreßdebatte ein Streit über ein Recht entstand, das wir vertheidigten, und welches das Ministerium läugnete, über das Recht sich zu versammeln, nachdem man die Obrigkeit davon in Kenntniß gesetzt hat. Diese Frage ist

noch nicht erledigt. Meine Meinung war, sie müßte im Innern der Kammer erledigt werden. Leider geschah dies nicht. Darum war es eine gebieterische Pflicht, der Anmaßung der Regierung eine energische Protestation gegenüber zu stellen, und von diesem Rechte einen solchen Gebrauch zu machen, daß man unserer Partei nicht sagen könne, sie habe Einräumungen gemacht, noch sie sei anders, als vor unwiderstehlicher Gewalt gewichen. So stand die Sache. Wir glaubten, daß die Regierung, die sich hinreichend durch die Gesetze geschützt wußte, diejenigen vor ihre Gerichte ziehen würde, welche darauf bestanden, dieses Recht anzusprechen und auszuüben. So wäre Alles ruhig vorübergegangen. Natürlich war das Volk aufgeregt. Es konnte nicht gleichgültig bleiben, da man ihm das werthvollste seiner Rechte nehmen wollte. Doch stehe ich nicht an zu behaupten, daß der Kampf gesetzlich geblieben wäre, und wenn er auch die Politik des Ministeriums angegriffen haben würde — in keinem Falle hätte die öffentliche Meinung darunter gelitten. So faßte selbst die Regierung die Sache auch. Aber plötzlich scheint sie anderen Eingebungen gefolgt zu sein und Maßregeln ergriffen zu haben, die, statt die Ordnung aufrecht zu erhalten, sie leicht gefährden könnten. Hätte man die Manifestation friedlich vorübergehen lassen, so waren alle Gemüther beruhigt; unterdrückt man sie, so bleibt der Stachel der Unzufriedenheit und der Besorgniß zurück. Dies ist meine aufrichtige Furcht. Meine Worte sollten, dächte ich, auf das Land einigen Einfluß haben. So sage ich ihm denn, daß es für Jeden eine heilige Pflicht ist, zu verhüten, daß durch unvorsichtige Maßregeln Unglück hervorgerufen werde. Diese Gedanken

mußte ich vor dieser ernsten Versammlung aussprechen. Hinge es von mir ab, die Aufregung zu bewältigen, die ich vorhersehe, so würde ich es mit der ganzen Kraft meiner Liebe zum Vaterlande thun. Aber hier, meine Herren, hören meine Vollmachten auf. Ich habe nichts hinzuzufügen. Was weiter wird, ist die Sache des Ministeriums, und sein ist die Verantwortlichkeit!"

Ihm erwiderte Hr. Duchatel, der Minister des Innern, die Regierung habe allerdings gegen das Bankett nur gerichtlich einschreiten wollen. Nachdem aber die Opposition zu einer Demonstration einlade, zu der sie die Nationalgarde zusammenrufe und die minderjährigen Studirenden aus den Hörsälen fordere, kurz sich wie eine improvisirte Regierung benehme, da habe sie beschlossen, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, damit die Ordnung nicht gestört werde.

Hierauf sprach noch einmal Hr. Barrot und schloß mit den Worten: „Sie haben die Ordnung mit und durch die Freiheit nicht gewollt, so tragen Sie die Folgen Ihres Beginnens!"

Jetzt steigerte sich die Aufregung unter den Deputirten zum Sturm, und der Präsident schloß die Sitzung, indem er die nächste auf den folgenden Tag um 1 Uhr ansagte. In heftigster Bewegung verließen die Deputirten den Saal.

Es entstand nun die Frage, ob man die angedrohte Gewalt gegen das Fest wirklich zur Anwendung kommen lassen, oder vom Bankett abstehen solle. Der Muth und die Ehre hätten das erstere von den Deputirten der Opposition verlangt. Allein diese wollten um jeden Preis einen gewaltsamen Zusammenstoß der Regierung mit dem Volke vermeiden — weil sie wohl wußten, daß ein solcher dahin

führen könne, wohin ihre bei weitem größte Mehrzahl nicht im Entferntesten gesonnen war zu gelangen, wozu es aber demungeachtet doch gekommen ist — nämlich zur Republik. Sturz des Ministeriums! das war das höchste, was die liberalen Phrasenhelden, vor allen Hr. Odilon-Barrot, verlangten. Darum beschlossen sie in einer Versammlung, zu der sie sich nach dem Schluß jener Sitzung vereinigt hatten, wirklich vom Bankette zurückzutreten. „Die Mitglieder der Opposition" — so hieß es in diesem Beschluß, der am folgenden Tage durch die Zeitungen veröffentlicht wurde — „welche persönlich durch ihre Eigenschaft als Deputirte geschützt sind, konnten nicht mehr wissentlich die Bürger den Folgen eines Kampfes aussetzen, welcher der Ordnung und der Freiheit auf gleiche Weise verhängnißvoll gewesen sein würde. Die Opposition ist daher der Meinung gewesen, daß sie zurücktreten und der Regierung die ganze Verantwortlichkeit ihrer Maßregeln überlassen müsse. Sie fordert alle guten Bürger auf, ihrem Beispiele zu folgen." Welche Ordnung, welche Freiheit wollte die Opposition durch Vermeidung eines Kampfes schützen? Die monarchische Ordnung! Die konstitutionelle Freiheit! Sie wollte lieber das schwerste Joch, die drückendste Knechtschaft ertragen, als mit einem kühnen Schlage beide vom Nacken zu werfen. Hätte das Volk von Paris gedacht wie diese Deputirten der Opposition, so säße wohl heute noch Louis Philipp auf seinem Throne, und mit ihm unerschüttert die übrigen Monarchen Europa's; auf Frankreich, wie auf Deutschland und Italien würde noch ungelichtet die Nacht der Fürstenherrschaft lagern. Aber die „guten Bürger" von Paris sind dem Beispiele ihrer Deputirten nicht gefolgt.

Sie haben gekämpft und gesiegt über die Monarchie und das konstitutionelle Lügenwerk für sich und für den ganzen Welttheil.

Die Kommission des 12ten Stadtbezirkes, welche beauftragt war, das Bankett vorzubereiten und zu leiten, that noch am Abende desselben Tages, was die Deputirten der Opposition wünschten, sie bestellte das Bankett ab. In der Bekanntmachung dieses ihres Beschlusses führte auch sie als Hauptgrund dafür an, daß sie „gewisse und blutige Kollisionen" vermeiden wolle und „daß die Menschlichkeit und der Patriotismus auf gleiche Weise gebieten, solche bis auf's äußerste getriebene Fälle zu vermeiden." Sie sprach zugleich ihr Vertrauen darauf aus, daß das Ministerium am folgenden Tage in der Kammer in Anklagezustand versetzt werde, weil es die Bevölkerung von Paris bis zur Schwelle eines Bürgerkrieges geführt habe.

Obgleich nun so die Deputirten vom Feste sich zurückgezogen, und die Bankettkommissäre selbst das Bankett aufgehoben hatten, marschirten nichts desto weniger von allen Seiten ungeheure Truppenmassen auf Paris zu, Züge von Munitionswagen rollten beständig durch die Straßen der Stadt, und der Polizeipräfekt erließ am Abende folgende Proklamation:

„Einwohner von Paris! Eine Unruhe, welche der Arbeit und den Geschäften schadet, beherrscht seit einigen Tagen die Geister. Sie hat ihren Grund in den Manifestationen, welche man vorbereitet. Die Regierung, bestimmt durch Beweggründe, welche von der öffentlichen Ordnung bedingt und nur zu sehr gerechtfertigt sind, hat, indem sie von einem Rechte Gebrauch macht, welches ihr

die Gesetze verleihen, und welches stets ohne Widerspruch ausgeübt worden ist, das Bankett des zwölften Bezirkes untersagt. Nichts desto weniger hat sie, zufolge ihrer Erklärung vor der Deputirtenkammer, daß diese Frage geeignet sei, eine gerichtliche Lösung zu erhalten, anstatt sich mit Gewalt der beabsichtigten Zusammenkunft zu widersetzen, den Entschluß gefaßt, die Kontravention dadurch konstatiren zu lassen, daß sie den Gästen den Eintritt in den Saal des Banketts erlauben wollte, in der Hoffnung, daß diese Gäste die Einsicht haben würden, sich auf die erste Aufforderung zurückzuziehen, um nicht eine einfache Kontravention in einen Akt der Rebellion zu verwandeln. Das war das einzige Mittel, die Frage dem Urtheil der höchsten gerichtlichen Autorität des Kassationshofes zu unterwerfen.

Die Regierung besteht auf diesem Entschlusse. Aber das Manifest, welches die Journale der Opposition diesen Morgen veröffentlicht haben, kündigt einen anderen Zweck, andere Absichten an. Es erhebt eine Regierung neben der wahren Regierung des Landes, neben der Regierung, welche durch die Charte eingesetzt ist und sich auf die Majorität der Kammer stützt. Es ruft eine öffentliche Manifestation hervor, welche für die Ruhe der Hauptstadt gefährlich ist. Es ruft gegen das Gesetz vom Jahre 1831 die Nationalgarden zusammen und stellt sie im Voraus nach den Nummern der Legionen, ihre Offiziere an der Spitze, in regelmäßigen Linien auf. Hier kann in Wahrheit kein Zweifel mehr obwalten. Die klarsten und sichersten Gesetze sind verletzt. Die Regierung wird sie aufrecht zu erhalten wissen. Sie sind die Grundlage und die Garantie der öffentlichen Ordnung.

Ich fordere alle guten Bürger auf, sich nach diesen Gesetzen zu richten und sich keiner Zusammenkunft anzuschließen, weil zu befürchten ist, daß sie zu den bedauernswürdigsten Unruhen Veranlassung geben dürfte. Ich berufe mich auf Ihren Patriotismus und Ihre gesunde Vernunft, im Namen unserer Institution, der öffentlichen Ruhe und der theuersten Interessen der Hauptstadt.

Paris, den 21. Februar 1848.

Der Pair von Frankreich und Polizei-Präfekt.
G. Délestert."

Zugleich erschien vom General Jacqueminot nachfolgender Tagesbefehl an die Nationalgarde:

„Nationalgarden des Seine-Departements! So lange die Manifestation, welche sich vorbereitet, keinen direkten Aufruf an Eure Mitwirkung und Stütze erließ, habe ich Euch nicht daran erinnern wollen, in welche Grenzen das Gesetz Eure Rechte und Pflichten geschlossen hat, weil Ihr nun seit 17 Jahren nie aufgehört habt zu beweisen, daß Ihr der einen wie der andern bewußt seid, und weil Ihr sie nie verletzt. Jetzt aber, wo man Euch irre zu leiten sucht im Namen ebenderselben Gesetzlichkeit, deren Aufrechterhaltung Eurer Hingebung und Eurem Patriotismus anvertraut ist, wo Männer, die Euch fremd sind, Euch zusammenrufen und die Rechte Eurer Chefs sich anmaßen, muß ich laut gegen diese Beleidigung protestiren und im Namen des Gesetzes wende ich mich an Euch. (Folgen die betreff. Artikel des Gesetzes über die Nationalgarde v. 22. März 1831).

Wenige unter Euch werden sich ohne Zweifel geneigt zeigen, sich zu einem strafbaren Schritte verleiten zu lassen,

aber ich möchte ihnen sowohl den Fehltritt als die Reue ersparen, ihre kleine Zahl unter den 85,000 Nationalgarden zu zählen, also beschwöre ich Euch, das Vertrauen des Landes nicht zu täuschen, welches Eurer Hut die Vertheidigung des konstitutionellen Königthums und der gesetzlichen Ordnung anvertraut hat. Ihr werdet ebensowenig die Stimme Eures Oberbefehlshabers mißkennen wollen, der Euch nie gemißbraucht hat. Ich zähle auf Eure Einsicht und Euren Patriotismus, wie Ihr immer auf meine Loyalität und meine Hingebung rechnen dürft.

Paris, den 21. Febr. 1848.

Der Generallieutenant, Pair von Frankreich und Oberbefehlshaber, Jacqueminot."

Weder die heuchlerischen Worte des Polizeipräfekten, der sich nicht entblödete, in einer so schlechten Sache an den „Patriotismus" und die „gesunde Vernunft" zu appelliren, an den Patriotismus, wo der letzte Rest von Freiheit, das Recht zu einem Zweckessen zusammen zu kommen, mit Waffengewalt genommen werden sollte, und an die gesunde Vernunft, wo man aller Vernunft mit Gewalt zu widerstehen entschlossen war — noch die Schmeicheleien und Drohungen des Kommandanten der Nationalgarde, vermochten die entschlossene Stimmung des Volkes und eines großen Theils der Nationalgarden umzuwandeln.

Man hörte aller Orten den heftigsten Tadel über die Deputirten der Opposition und über die Bankettkommission ausstoßen, welche beide in dem entscheidenden Augenblick feige ihren Posten verlassen hätten, welche nach so vielen Worten vor der That zurückbebten. Der letzte Rest von Popularität, den die liberalen Monarchisten, Odilon-Barrot,

Duvergier u. s. w. noch besaßen, war hiermit vernichtet. Das sollte sich drei Tage später praktisch zeigen, wo die Wogen der Revolution diese Männer von ihrer geträumten Höhe jählings herab schleuderten.

Der Wahlausschuß des zweiten Bezirks drückte seinen Unwillen über das Benehmen der Kammeropposition an jenem Abende durch eine Bekanntmachung aus, worin er erklärte: „Der zweite Bezirk drückt durch sein Organ sein Befremden darüber aus, daß die gefaßte Entschließung nicht gleichzeitig mit dem Austritt der Abgeordneten der Opposition aus der Kammer gefaßt worden, und ersucht die Abgeordneten der Opposition, ihre Abdankung unverzüglich einzureichen, ein Schritt, der allein in diesem Augenblicke die öffentliche Meinung zu befriedigen im Stande ist."

9.

Am anderen Tage, es war der 22. Februar, kam es zum Kampf.

Vom frühen Morgen an zogen schon gedrängte Volksschaaren die Quais und die Boulevards entlang. Gegen 10 Uhr versammelte sich eine große Volksmasse auf dem Pantheonsplatze und zog unter dem Ruf: „Es lebe die Reform!" und unter dem Gesang der Marseillaise, des Girondistenliedes (Mourir pour la Patrie) und des Chant du départ, nach dem Madelainenplatz, von wo aus sie in verschiedenen Richtungen auseinanderströmte. Gegen 11 Uhr rückten Kolonnen von Arbeitern und Studenten, von zwei Nationalgardisten geführt, auf den Konkordeplatz. Eine dieser Kolonnen drang über die Konkordebrücke gegen die Deputirtenkammer vor. Eine Abthei-

lung Soldaten, welche diese Brücke besetzt hielt, streckte den Andringenden die Bajonette entgegen und machte sich zum Feuern fertig. Aber drei oder vier junge Männer traten vor, entblößten die Brust und riefen den Soldaten zu: „Schießt, wenn ihr wollt, auf Eure Brüder!" Und die Soldaten ließen sie passiren. Vor der Deputirtenkammer schloß sich dieser Kolonne eine andere, die von Gros-Caillou gekommen war, an. Sie zwangen einen vorfahrenden Deputirten, aus dem Wagen zu steigen und den Hut abzunehmen, mit dem Ruf: „Hut ab! nieder mit den Aristokraten!" Ein anderer Deputirter mußte dasselbe thun. Beide mußten ihre Namen nennen, eine Menge Fragen beantworten und wurden dann zu Fuß entlassen.

Zwischen 11 und 12 Uhr erschien eine dichte Masse von 5 bis 6000 Mann vor der Deputirtenkammer und rief: „Es lebe die Reform! nieder mit Guizot!" Sie versuchte die Thore zu sprengen, und warf, da dieses nicht gelang, die Fenster des Gebäudes ein. Einige drangen zu der nach den öffentlichen Gallerien führenden Treppe vor und besetzten die Tribunen des Publikums und der Nationalgarde. Indessen wurden aber die Eingänge von den Aufsehern der Kammer besetzt, und die eingedrungenen Blousenmänner wieder herausgetrieben. In diesem Augenblicke erschien der General Sebastiani mit einem Bataillon Infanterie und einer Schwadron Dragoner, welche das Volk auf den Konkordeplatz zurücktrieb. Die Kavallerie erwiederte einen Angriff mit Steinwürfen durch eine Charge mit gezogenem Säbel.

Gegen 12 Uhr zog sich ein Haufe von Blousenmännern vor dem Hotel des Auswärtigen unter dem Rufe: „Nieder mit Guizot!" zusammen. Als der Versuch gemacht wurde,

das Thor zu sprengen, luden die im Hofe aufgestellten Municipalgardisten ihre Flinten und säuberten, ohne weitere Gewaltanwendung, den Platz vor dem Hotel.

Um 2 Uhr waren die Boulevards von der Rue Montmartre bis zur Madelaine, so wie die Rue Royale und der Konkordeplatz, die Chaussée d'Antin und die Rue Louis le Grand von einer unzähligen Volksmenge angefüllt. Die Municipalgarde zu Fuß und zu Pferde chargirte auf die elyseischen Felder. Sie bediente sich der blanken Waffen und das Volk vertheidigte sich mit Steinwürfen. Mehrere Bürger waren genöthigt, sich in die Gräben des Konkordeplatzes zu werfen, um der Brutalität der Municipalgarden zu entgehen. Nationalgarden ohne Waffen, aber in Uniform, drangen zwischen den Haufen und den Chargen vor und protestirten laut gegen diese Gewaltthätigkeiten. Die Linie sah unbeweglich und Gewehr im Arm diesem traurigen Schauspiel zu.

Mehr als 200 Verhaftungen wurden vorgenommen. Auf den elyseischen Feldern wurden Bäume gefällt, die Bänke abgebrochen und damit an den Ecken der Straßen, welche in die Vorstadt St. Honoré führen, die ersten Barrikaden errichtet. Als die Kavallerie erschien, zündete das Volk vor dem Haupteingange ein großes Feuer an, in welches man einen ganzen Omnibus warf. Hierauf wurde auf ein in der Nähe befindliches Wachthaus ein Angriff gemacht, die Soldaten daraus vertrieben, und das Haus in Brand gesteckt. Der elektrische Telegraph an der Barriere du Roule ward zerstört.

Gegen 4 Uhr koncentrirte sich der Aufstand in der Vorstadt St. Honoré, der Straße dieses Namens bis zum

Palais Royal und dessen Nachbarschaft. Zahlreiche Haufen zogen umher mit dem Geschrei: „Vive la Réforme! A bas Guizot!“ Die Läden wurden geschlossen. Es kam an mehreren Punkten zum Handgemenge. Kaum 30 bis 40 hatten Waffen. Ihre Munition war bald erschöpft. Das mörderischste Gefecht fand in einem Hause der Straße Beaubourg statt, wo man fünf Gefangene eingeschlossen hatte. Ihre Kameraden wollten sie befreien. Es fand ein Kampf zwischen den Municipalgardisten und den Angreifern statt. Von beiden Seiten gab es Todte und Verwundete.

Gegen Abend zeigte sich zuerst die Nationalgarde. Die 9. Legion versammelte sich im Faubourg St. Antoine. Es wurden an vielen Stellen der Stadt Waffenläden vom Volke erbrochen und geleert. Ebenso wurden mehrfach Barrikaden erbaut, aber meist wieder bald genommen. Hin und wieder wirbelte in einzelnen Bezirken der Rappel, der die Nationalgarden auf ihre Sammelplätze rief. Eine Deputation der Studenten begab sich in das Bureau des „National“ (des Blattes der Republikaner), um zu fragen, wie sie sich verhalten sollten. Man rieth ihnen sich vorderhand ruhig zu verhalten. Um 9 Uhr ward der Waffenladen des Herrn Blanchard in der Rue de Cléry gesprengt und geleert. Als das Volk begann den Laden anzugreifen, rief Herr Blanchard, er sei bewaffnet, und wenn sie einzudringen versuchten, so werde wenigstens Einer fallen. „Nichts liegt uns ferner,“ antwortete man ihm, „als Sie oder ihre Familie zu beleidigen; aber wir müssen Waffen haben.“

Um 10 Uhr waren alle Barrikaden in der Rue de Cléry verlassen. Nach Mitternacht wurde es ruhig. Es

war eine pechschwarze Nacht. Patrouillen durchzogen die Straßen. Auf den Boulevards wurde die Finsterniß durch zahlreiche Wachtfeuer unterbrochen. Dort bivouakirten über 6000 Mann Linientruppen. Der Karousselplatz war von einer starken Truppenmacht besetzt. Die ganze Stadt war mit Truppen gefüllt.

Das Ansehen der Soldaten war im Laufe des Tages traurig und niedergeschlagen. Man sah deutlich, daß sie nur mit Widerstrebung den Befehlen der Offiziere gehorchten. Während die Municipalgarden (die auserlesenen Polizeibanden Louis Philipps) sich mit der scheußlichsten Brutalität benahmen, war die Linie voll Schonung und Rücksicht gegen die Menge. Der Umstand, daß die Nationalgarde erst spät zusammengetrommelt wurde, hatte sie ängstlich und unsicher gemacht. Sie sahen das Mißtrauen der Regierung gegen die Bürgerwehr und mißtrauten deshalb selbst der Regierung.

Während so bereits im größeren Theile der Stadt Paris der Aufstand loderte, berietheni die Deputirten in dem Palais Bourbon ein Gesetz über die Bank von Bordeaux. So sicher fühlten sie sich im Vertrauen auf die Allgewalt ihres Königs. Die Diskussion zog sich von 1 bis 5 Uhr hin. Im Laufe der Sitzung übergab Odilon-Barrot dem Präsidenten ein Papier. Es war eine Anklage-Akte gegen die Minister, unterzeichnet von 53 Deputirten, und lautete: „Wir tragen darauf an, das Ministerium in Anklagestand zu versetzen, als schuldig:

1) nach außen die Ehre und die Interessen von Frankreich verrathen zu haben;

2) die Grundsätze der Konstitution verfälscht, die Garantien der Freiheit verletzt und die Rechte der Bürger angegriffen zu haben;

3) durch eine systematische Bestechung an die Stelle des freien Ausdrucks der öffentlichen Meinung, die Berechnung des Privatinteresses zu setzen und somit die Repräsentativregierung zu fälschen versucht zu haben;

4) im ministeriellen Interesse mit den öffentlichen Aemtern, so wie mit allen Attributen und Privilegien der Macht Handel getrieben zu haben;

5) in demselben Interesse die Staatsfinanzen ruinirt und so die Nationalkraft und Größe Frankreichs gefährdet zu haben;

6) die Bürger eines, jeder freien Konstitution zukommenden Rechtes, dessen Ausübung ihnen durch die Charte, durch die Gesetze und durch herkömmlichen Gebrauch verbürgt war, gewaltsam beraubt zu haben; und endlich

7) durch eine offenbar antirevolutionäre Politik alle Errungenschaften unserer beiden Revolutionen in Frage gestellt und das Land in eine tiefe Verwirrung gebracht zu haben." —

Der Präsident nahm von diesem ihm überreichten Aktenstücke keine Notiz. Er ließ die Diskussion über die Bank von Bordeaux ruhig fortsetzen. Als er aber die Sitzung schließen wollte, machte ihn Herr Barrot darauf aufmerksam, daß er einen von vielen Deputirten unterzeichneten Antrag ihm überreicht habe, und verlangte, daß dieser verlesen werde. Der Präsident erwiederte, daß er das Einlau-

fen von Anträgen nicht früher anzuzeigen habe, bis die Abtheilungen deren Verlesung genehmigt hätten — und schloß die Sitzung.

Die Minister bedurften keiner Anklage mehr: das Volk hatte ihnen ihr Urtheil schon gesprochen und seine Vollstrekkung war begonnen.

Das war der erste Tag der Revolution.

10.

Die Nacht war unter Vorbereitungen von beiden Seiten vergangen. Der Morgen des 23. Februar fand die ganze Stadt mit Truppen besetzt, die nach einem seit Jahren fertigen Schlachtplane des Marschalls Gerard aufgestellt waren. In der Nacht waren zahlreiche neue Regimenter eingetroffen, unter ihnen die Kürassiere von Rambouille und die Jäger von Vincennes. Die letzteren hielten die Cité und die Brücke von Arkole besetzt. Ueber 50,000 Mann von der Linie standen in den Straßen von Paris. Die auf den Hauptpunkten aufgestellten Truppenabtheilungen waren mit allen zur Wegräumung von Barrikaden erforderlichen Werkzeugen versehen. Das Karoussel und der Hof des Louvre waren geschlossen und mit Truppen gefüllt. Kürassiere, Dragoner, Infanterie und Artillerie hielten den Karousselplatz besetzt. Im Hof der Tuilerien standen starke Infanterieabtheilungen. In den elyseischen Feldern befanden sich zahlreiche Reservetruppen, Infanterie und Kavallerie, die bestimmt waren, die im Kampfe ermüdeten Truppentheile abzulösen. Jeden Augenblick trafen neue Truppen auf den Eisenbahnen an.

Das Volk hatte sich, so gut es ging, mit Waffen und Munition versehen. Es handelte im Uebrigen ohne einen bestimmten Plan, ohne Oberleitung. Seinem Instinkte folgend versammelte es sich da und dort und errichtete an vielen Orten Barrikaden. Es befanden sich unter der Menge mehr Neugierige als Kämpfer.

Die Nationalgarde, von welcher sich am vorigen Abend nur wenige Piquets mit Mühe hatten versammeln dürfen, ward jetzt durch den Generalmarsch unter die Waffen gerufen. Sie fand sich zahlreich auf den Sammelplätzen ein. Ihre Haltung war der Art, daß sich ihre Neigung, die Sache des Volkes zu unterstützen, nicht verkennen ließ.

Der Kampf begann im Viertel St. Denis. Dort standen am Thore dieses Namens einige Heu- und Munitionswagen. Arbeiter waren zu diesen hingedrungen und hatten sich darauf gesetzt. Als kurz darauf der Befehl anlangte, diese Wagen, welche die Boulevards versperrten, und seit dem Morgen zu beträchtlichen Zusammenläufen Veranlassung gegeben hatten, fortzuschaffen, blieben die Arbeiter in humoristischer Laune darauf sitzen und ließen sich mit fortfahren. Die Trainsoldaten, welche auf den vorgespannten Pferden saßen, lachten darüber und ließen sie gewähren. Als die Wagen auf die Höhe der Straße St. Etienne ankam, sprangen die Arbeiter herab und gesellten sich zu ein paar Dutzend Blousenmänner, die, mit einem Tambour an der Spitze, und angeführt von einem Manne mit langem Barte, der eine dreifarbige Fahne schwang, herbeizogen. Sie errichteten nun hier und in den angrenzenden Straßen eine Stunde lang Barrikaden. Gegen 10½ Uhr rückte eine Abtheilung Municipalgardisten heran und erstürmte die erbauten Barri-

kaden, wobei es von beiden Seiten Todte und Verwundete gab. Nun entspann sich der Kampf an allen Orten. Die meisten Barrikaden wurden genommen. In der Straße St. Martin war eine Barrikade errichtet worden. Eine Kompagnie der Linie wollte sie mit Sturm nehmen. Ein Knabe von 15 Jahren sprang oben darauf, hüllte sich in eine rothe Fahne, die er in der Hand hielt, ließ sich auf die Knie nieder und rief: „Schießt, wenn Ihr wollt!“ Das Beispiel dieses Muthigen ergriff die Männer hinter ihm: sie übersteigen alle plötzlich die Barrikade, stellen sich vor die Gewehre der Soldaten und rufen: „Wenn Ihr es wagt, trefft Brüder, trefft waffenlose Bürger!“ Die Soldaten, welche angelegt hatten, setzten ab und weigerten sich zu schießen. Und das Geschrei: „Vive la ligne!“ erhob sich von allen Seiten.

Ein junger Mann war bei einem Zusammenlauf auf dem Boulevard des Bonnes-Nouvelles arretirt worden, und man hatte ihn auf eine dem Gymnasium gegenüber errichtete Wache geführt. Seine Kameraden zogen in Masse vor die Wache und forderten ihn zurück. Die Soldaten drohten Feuer zu geben. „Das kümmert uns wenig,“ riefen die jungen Leute, „Ihr thut Eure Pflicht, wie wir die unsere thun!“ Sie erstiegen die Façade der Wache, drangen durch eine Lücke hinein, befreiten den Gefangenen, entwaffneten die Soldaten, schossen deren Gewehre in die Luft ab und gaben sie ihnen zurück, indem sie schrien: „Es lebe die Linie!“ Ein ungeheurer Beifallruf ertönte aus der herangekommenen Volksmenge über diese muthige und edle That.

Wie auf jener Barrikade der Straße St. Martin, so

wehte auf vielen anderen die rothe Fahne. Schon jetzt konnte man also sehen, daß es sich hier nicht handle um ein Ministerium Guizot, Odilon-Barrot oder Thiers, sondern ob Monarchie oder Republik!

Die vierte Legion der Nationalgarde, die in der Rue St. Honoré stand, stimmte wiederholt den Ruf an: „Es lebe die Reform, nieder mit Guizot!" Ebenso die fünfte und ein Theil der zweiten Legion. Eine Kompagnie der Municipalgarde zu Fuß drang gegen 11 Uhr auf dem Platze des Petits-Pères gegen eine Gruppe neugieriger Zuschauer vor. Eine auf diesem Punkte stehende Abtheilung der dritten Legion Nationalgarde fällte das Gewehr und verhinderte die Municipalgarden diese „ruhigen Unvorsichtigen," wie man sie nannte, anzugreifen.

Um Mittag hatte sich der Kampf bis in die Straße Montorgueuil ausgedehnt. Die Municipalgarden wurden auf mehreren Punkten zurückgeworfen, eine Anzahl derselben wurde entwaffnet. Um 12½ Uhr waren alle Straßen in der Umgegend der Bank gesperrt, die Linie der Boulevards vom Madelainenplatz bis an den Boulevard des Bonnes-Nouvelles frei. Auf den Boulevards St. Denis, St. Martin und du Temple griffen die Linientruppen fortwährend an. Mehrere Regimenter vom Bivouak und Kampf ermüdet, wurden zurückgezogen. Von Zeit zu Zeit fielen heftige Regengüsse, welche die Menschenmassen etwas lichteten und die Truppen durchnäßten. Im Schlosse war permanenter Minister- und Kriegsrath. Wo die Linientruppen außer dem Kampfe sich zeigten, wurden sie vom Volke mit dem Rufe: „Es lebe die Linie! es leben die Jäger!" u. s. w.

empfangen. Zugleich ertönte dann der Ruf: „Es lebe die Reform! nieder mit Guizot und dem Ministerium!"

Der Aufstand konzentrirte sich um 1 Uhr in den unteren Theilen der Straßen St. Denis und St. Martin. Hier waren die stärksten und kunstgerechtesten Barrikaden errichtet, und von einigen hundert jungen Leuten vertheidigt. Ein heftiges Gewehrfeuer zwischen diesen und der Municipalgarde wurde gewechselt. Die Zöglinge der polytechnischen Schule, seit den Kämpfen des Juli 1830 die Lieblinge des Volkes, waren in ihrer Anstalt konsignirt gewesen. Sie befreiten sich und erschienen unter dem Freudenruf der Kämpfer auf dem Kampfplatz.

Verlassen wir diesen auf einige Zeit und eilen wir nach der Deputirtenkammer. Hier war die Sitzung um 1½ Uhr eröffnet worden. Es waren nur gegen 150 Deputirte anwesend. Eine unbeschreibliche Aufregung bewegt alle. Herr Guizot ist anwesend, wird aber jeden Augenblick abgerufen. Herr von St. Aignan tritt herein und ruft: „Man schlägt sich auf dem Bastilleplatz!" Odilon-Barrot erscheint; er sieht sehr niedergeschlagen aus, geht langsam auf seinen Platz und stützt den Kopf in seine Hände. Plötzlich verwandelt sich die Aufregung in Entsetzen. Es ertönt der Ruf: „die Nationalgarde marschirt auf die Kammer zu!" Alles stürzt hinaus auf die Haupttreppe. Vom rechten Seineufer kommt eine Abtheilung Nationalgarde, 500 Mann der 4. Legion, begleitet von einer ungeheuren Menschenmenge, und ohne Waffen heran. Vom linken Seineufer kommt eine zweite Abtheilung. Beide begegnen sich auf der Eintrachtsbrücke. Sie kommen, um der Kammer eine Petition um Wahlreform und Abdankung der Minister

zu überreichen. Aber ein Detachement Kürassiere drängt sich zwischen beide Züge der Nationalgarde und will sie hindern sich zu vereinigen. Die Deputirten Crémieux und Marie eilen ihnen entgegen und übernehmen ihre Petition. Die Kürassiere ziehen sich zurück. Die Petition lautet: „Meine Herren Deputirte! Wir, die unterzeichneten Bürger des 4. Bezirks erklären uns bereit, um der Wahrheit und unseren persönlichen Ueberzeugungen Zeugniß zu geben, in den Reihen der Nationalgarde deren Wahlspruch, Freiheit und öffentliche Ordnung, aufrecht zu erhalten und zu diesem Zwecke die Waffen unter dem Befehl unserer Chefs zu ergreifen, um die Ordnung und Ruhe zu behaupten. Aber wir erklären durchaus und förmlich, uns durch diese Aeußerung nicht zu Stützen eines verderbenden und verdorbenen Ministeriums konstituiren zu wollen, dessen Politik und dessen Handlungen wir mit der ganzen Kraft unserer Ueberzeugung von uns stoßen und mit allen unseren Wünschen seine Versetzung in den Anklagestand und seine unmittelbare Entlassung herbeirufen." Darauf erklärt Crémieux den Nationalgardisten, er werde diese Petition auf der Tribüne der Kammer niederlegen und schließt seine Rede mit den Worten: „Das Ministerium ist vom Tode getroffen, die Nationalgarde hat ihr Urtheil gesprochen!" Ein Beifallsturm folgte seinen Worten.

In dem Augenblicke als dieses vor der Deputirtenkammer sich zutrug, interpellirte in der Kammer Vavin, ein Abgeordneter von Paris, die Minister. „Seit länger als 24 Stunden erschüttern ernste Unruhen die Hauptstadt. Gestern war die Nationalgarde zur großen Bestürzung der Einwohner nicht im Dienste, und man wußte doch, daß am Mon-

tag Abend Befehl gegeben sei, sie einzuberufen. Also ist es wahr, daß dieser Befehl in der Nacht vom Montag auf den Dienstag zurückgenommen ist? Erst um 5 Uhr hat man in einigen Quartieren der Stadt Rappel geschlagen, um einige Nationalgardisten zu versammeln. Während des Tages ließ man die Bevölkerung von Paris ohne den Schutz der Nationalgarde. Es haben unselige Kollisionen stattgefunden, die wir wahrscheinlich nicht zu beklagen hätten, wenn man gleich zu Anfange der Unruhen unsere Nationalgarde auf den Straßen gesehen hätte, deren Wahlspruch Ordnung und Freiheit ist. Ich fordere die Minister auf, mir über eine solche wichtige und unheilsvolle Thatsache Aufklärung zu geben." Die Stimmen des Beifalls und des Murrens, die auf den Schluß dieser Worte folgten, waren noch nicht verklungen, als sich Guizot von der Ministerbank erhob, und bleichen Antlitzes, mit düsterem Blicke und gebeugter Haltung gegen die Tribüne wandte. „Ich glaube," begann er mit unsicherer Stimme, „daß es weder dem öffentlichen Interesse angemessen, noch der Kammer annehmlich sein würde, in diesem Augenblicke in einen Streit über die Interpellation einzugehen, welche der Redner so eben an uns gerichtet hat. Der König läßt in diesem Augenblicke den Grafen Molé zu sich rufen ...." Ein mißtöniger Lärm von Beifallgeschrei und Schreckensrufen unterbrach ihn, allein er faßte sich und fuhr noch bleicher und mit noch unsicherer Stimme fort: „Die eben stattgefundene Unterbrechung wird mich weder bewegen, etwas zu meinen Worten hinzuzufügen, noch davon wegzunehmen. Der König läßt in diesem Augenblicke den Grafen Molé rufen, um ihn mit der Bildung eines neuen Kabinets zu beauftragen."

Bei diesen Worten verlassen alle Deputirte ihre Plätze und es entsteht ein großer Tumult. Mitglieder des Centrums treten zu Herrn Guizot und reden ihn mit heftiger Leidenschaft an. „Das ist unverzeihlich!" „Das heißt die Monarchie ausliefern!" hört man Stimmen. Es waren die Verzweiflungsrufe der Kreaturen des Ministeriums Guizot, die mit ihrem Patrone gefallen waren. —

In der Pairskammer hatten es zur selben Zeit Graf Alton Shee und der Marquis v. Boissy vergebens versucht, die Minister über die Vorgänge des Tages zu interpelliren. Mit dem Ruf: „Schweigen Sie! Zur Ordnung, zur Ordnung!" hatte man die beiden Redner zur Ruhe gebracht.

Lange und hartnäckig hatte sich der König geweigert, seinen Günstling Guizot zu opfern, der ihm acht Jahre lang so treffliche Dienste in der Ausführung seiner verruchten Politik geleistet hatte. Umsonst hatten ihn die Mitglieder seiner eigenen Familie bestürmt, dem Willen des Volkes nachzugeben und das verhaßte Ministerium zu entlassen. Er betrachtete Guizot als die festeste Stütze seines Thrones. „Ich kann nicht nachgeben," sagte er mit prophetischer Ahnung, „denn wenn ich nachgebe bin ich verloren!" Als aber der Aufstand stets wuchs, als eine Deputation nach der andern den Ministerwechsel verlangte, da endlich entschloß er sich das Ministerium zu entlassen. Herr Guizot war es, der, wie wir eben gesehen haben, die Mittheilung dieses Entschlusses an die Deputirtenkammer selbst übernahm.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht von Guizots Sturz durch die Stadt. In den meisten Vierteln erregte sie die lebhafteste Freude. Mit dem Rufe: „Alles ist beendigt! Das Ministerium hat abgedankt! Es lebe die

Reform!" durchzogen Nationalgarden die Straßen, um das Volk zu beruhigen. Volk, Nationalgarden und Linientruppen fraternisirten; die letzteren, die seit zwei Tagen im Regen unter den Waffen gestanden hatten, zogen sich unter dem Zujauchzen der Nationalgarde und des Volkes in ihre Kasernen zurück. Die Regierung selbst hatte Generalstabsoffiziere geschickt, welche mit lauter Stimme in die Volksmenge den Fall des Ministeriums verkündeten.

Während dieses in den Hauptstraßen geschah, verhielt es sich nicht so in den entfernteren Stadttheilen. Dort hatte vorzugsweise die republikanische Partei ihre Kräfte entwickelt. Ihr schien der Fall des Ministerium Guizot und die Einsetzung eines Ministerium Molé, Dufaure, Passy u. s. w. ein elender Kampfspreis für das seit zwei Tagen vergossene Blut. Die Republikaner kannten den Grafen Molé als einen aristokratischen, dem Hofe treu ergebenen Mann. Wie konnten sie von einem solchen Ministerwechsel das Heil des Volkes erwarten? Die siebenzehnjährige bittere Erfahrung hatte sie gelehrt, daß die Freiheit weder durch Thron- noch durch Ministerwechsel errungen wird, — daß Freiheit und Wohlstand des Volkes in der konstitutionellen Monarchie unmöglich sind. Die Repubikaner waren daher entschlossen, das Schlachtfeld nicht zu verlassen. Sie blieben in den Vierteln von St. Denis und St. Martin, in den Straßen Bourg l'Abbé, Transnonain, Beaubourg und Rambutin unter den Waffen und hinter den Barrikaden. Hier rüsteteten sie sich zum entschiedenen Kampfe, den sie für den nächsten Morgen erwarteten.

Indessen ging der Jubel der anderen Stadttheile fort. Von sechs Uhr Abends an durchzogen hier starke Volkshau-

fen, Soldaten, Offiziere, Nationalgarden, Bürger und Arbeiter, alle unter einander gemischt und unter dem Rufe: „Es lebe die Reform!" die Straßen. Als auf den Boulevards einige Häuser beleuchtet wurden, erhöhte sich der Jubel. Man zog weiter und forderte überall Beleuchtung der Häuser. Bald strahlten die Boulevards bis in die höchsten Giebel der Gebäude von Lichtern. Das Volk wogte mit Fackeln durch die Straßen und sang Freiheitslieder. Es zog nach der Rue Lafitte vor das Hotel des Herrn v. Rothschild. Dieser mußte auf dem Balkon erscheinen, und in den Ruf: „Es lebe die Reform!" einstimmen. Auch nach dem Hotel des Justizministers zog man, verlangte, daß er seine Wohnung erleuchte und rief dazwischen: „Fort mit Hébert! fort mit dem Manne der moralischen Mitschuld!"

Froh, vom größten Uebel erlöst zu sein, befriedigt sich die große Menge der Menschen mit dem kleineren. Es war wahrlich nicht der neue Minister, Graf Molé, dem dieser Jubel galt, es war die Freude über den Sturz des unglaublich gehaßten Guizot. Die Masse des Volkes, leichtsinnig und leicht vertrauend wie sie ist, hätte sich zufrieden gegeben und den Republikanern wäre vielleicht am andern Tage kein besseres Loos zu Theil geworden, als im Juni 1832 und im April 1834, wo sie für die Republick vergebens bluteten und starben.

Aber heute sollte es anders kommen. Das Schicksal hatte sein Schwert gezückt über dem Haupte des französischen Königthums.

In den kritischen Augenblicken der Völkergeschichte sind zu allen Zeiten Ereignisse eingetreten, die, oft gering und unbedeutend, oder aus Zufall oder aus dem Uebermuthe

Einzelner entsprungen, der entscheidende Wurf waren in die Wagschale des Völkergeschicks. Ein solcher Wurf geschah in dieser Nacht, ein Wurf, der, wie der fallende Stein in den Alpen den hochaufgeschichteten Schnee trifft, und die geballten Massen in unaufhaltsamem Laufe durch die Schluchten und Gründe fortreißt, so die Lawine der Revolution von den Straßen der französischen Hauptstadt durch die Länder Europas gewälzt hat.

Unter den jubelnden Haufen, die unbewaffnet durch die Straßen zogen, befand sich auch einer, der zahlreichste von allen, der sich von der Bastille nach der Madelaine bewegte, voran eine Schaar mit Fackeln und einige Führer, denen der ganze Zug folgte. Dieser Zug, aus Tausenden aller Stände zusammengesetzt, war mit Gesang vor die Büreaus des „National“ und der „Reform“ gezogen und bewegte sich jetzt weiter auf das Ministerium des Auswärtigen zu, das unter den vielen beleuchteten Häusern allein dunkel dalag. Hier war Linienmilitär aufgestellt, es kam zu Unterhandlungen zwischen den Soldaten und dem Volke, ob darüber, daß der Palast beleuchtet werde, oder weil man den Durchzug verweigerte, ist unbekannt. Plötzlich fiel ein Schuß, dem alsbald, ohne irgend vorhergegangene Aufforderung, eine volle Salve in die friedliche, dichtgedrängte Menschenmenge folgte. Zweiundfünfzig Menschen wälzten sich in ihrem Blute. Ein entsetzlicher Schrei der Rache mischte sich in die Klagen der Sterbenden. Im ersten Augenblicke warf sich Alles platt auf den Boden, um einem neuen Gewehrfeuer zu entgehen. Dann stürzt man in wilder Flucht davon und mit dem Ruf: „Man verräth uns! nieder mit Louis Philipp!“ durch alle Straßen. „Zu den Waffen!

Man mordet uns!" heulte es bald in allen Theilen der Stadt. Den Fliehenden folgten auf zwei flachen Karren die Leichen, vom Volk gezogen, von Fackeln beleuchtet. Bei dem Herannahen der Wagen entblößten alle Umstehenden, in düsterem Schweigen das Haupt. Wo aber die Leichen vorüber waren, erbrauste der Donnerruf: „Verrath! man schießt das Volk nieder! zu den Waffen!" Man zog die Leichen vor das Bureau des „National". Hier deckte man die Wunden der Unglücklichen auf, die noch eben heiter und harmlos gesungen hatten. Es waren Weiber, Knaben, Nationalgardisten, Greise und Blousenmänner, die vom mörderischen Blei durchbohrt dalagen. „Es sind Mörder, die diese getödtet haben," schrie das Volk in Wuth und Thränen, „aber wir werden sie rächen! Gebt uns Waffen! Waffen!" Das düstere Licht der Fackeln beleuchtete diese grausige Scene. Garnier Pagés, der sich eben im Büreau des National befand, sprach zum Volke. Er verlangte Genugthuung von den ruchlosen und grausamen Ministern. Der Leichenkarren bewegte sich nun weiter und nach dem Stadthause. In zwei Stunden wußte die ganze Sadt von der schändlichen That. Alles war wach, alle rüsteten sich zum Kampfe, zur Rache. Mit Blitzesschnelle wuchsen in allen Straßen die Barrikaden zu Hunderten aus der Erde. Um Mitternacht erbrach das Volk die Kirchen, stieg auf die Thürme und zog die Sturmglocken, die schauerlich durch die Nacht hin dröhnten. In den Vierteln St. Martin und St. Denis und auf einem großen Theile der Boulevards wurden die Bäume umgehauen und über die Straßen geworfen. An den Straßenecken fand man überall Zettel, worauf mit großen Lettern

stand: „Louis Philipp ermordet uns wie Karl X.: so möge es ihm ergehen wie Karl X.!"

Um Mitternacht trat das demokratische Wahlkomité von Paris zusammen und entwarf einen Aufruf an das Volk, worin es hieß: „Nur der Nationalgarde kommt es zu, einen Aufstand von einer Revolution zu unterscheiden. Die Verwendung des Heers zur Unterdrückung bürgerlicher Unruhen ist ein Attentat auf die Würde eines freien Volkes und auf die Moralität des Heeres selbst, es liegt darin ein Umsturz der wahren Ordnung und eine Verneinung der Freiheit. Wir fordern, daß das ganze Volk der Nationalgarde einverleibt werde, und daß die Munizipalgarde sich auf der Stelle auflöse." Unter solchen Vorbereitungen graute der Morgen des 24. Februar.

11.

Der angebrochene Tag fand ganz Paris in eine Festung verwandelt. Alle Straßen waren durch riesenhafte, aus Pflastersteinen und Fuhrwerken errichtete Barrikaden gesperrt, vom italienischen Boulevard bis an das Thor St. Denis. Alle Bäume der Boulevards waren umgeschlagen; die Eingänge der Straßen mit Kämpfern besetzt. Die Linientruppen standen, Gewehr bei Fuß, die Boulevards entlang und sahen den noch immer fortgesetzten Rüstungen von Weitem zu, ohne sie zu stören. Aengstlichkeit und Ungewißheit lag auf den Gesichtern der Soldaten.

In den Vierteln von St. Denis und St. Martin hatte der Kampf gleich nach dem Mord vor Guizots Hotel in der Nacht wieder begonnen und dauerte noch immer fort. Eine ungeheure Volksmasse verweilte auf dem Schauplatze

der Metzelei vor diesem Hotel. Hier standen ganze Pfützen Bluts. Die Wuth des Volkes hatte den höchsten Grad erreicht. Das Hotel war von Truppen verlassen, nur einige Nationalgardisten hielten dabei Wache. An den Thoren desselben standen die Inschriften: „Hotel des Volkes!" „Nationaleigenthum!" Im Volke schrie man, auf das Hotel deutend: „Eine Boutique zu vermiethen!" Jene Inschriften schützten das Gebäude vor der Zerstörung.

Gegen 8 Uhr begann der Kampf auch auf den Boulevards. Hier setzten sich nach der Reihe Jäger von Vincennes, Dragoner, Jäger und Linieninfanterie in Bewegung. Die letztere eröffnete ein Pelotonfeuer gegen die Vertheidiger der am Eingang der Straße Montmartre errichteten Barrikade. Um 8 Uhr marschirten diese Truppen gegen die Vorstadt St. Denis, wo mehrere mörderische Gefechte sich entspannen. Immer neue Barrikaden wachsen aus dem Boden. Waffen und Munition sind reichlich vorhanden. Bald wird der Kampf in der ganzen Stadt allgemein.

Man hatte sich etwa eine Stunde geschlagen, als Ordonnanzoffiziere durch die Straßen sprengten mit dem Befehl an die Truppen, den Kampf einzustellen. Sie ritten an das Volk hin, weiße Tücher schwenkend, verlangten Gehör und riefen: „Wir sind Adjutanten des Marschall Bugeaud. Der Marschall ist zum Statthalter von Paris und zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt. Er will den Antritt seines Amtes nicht mit Blut bezeichnen. Er hat daher den Truppen Befehl gegeben, sich zurück zu ziehen, und fordert das Volk auf, das Gleiche zu thun." Auf den Boulevards ward diese Meldung vom Volke mit Beifall aufgenommen. Die Linientruppen nahmen das Ge-

wehr auf die Schulter und defilirten langsam am Volke vorbei, das sie mit dem Rufe: „Es lebe die Linie!“ begrüßte. Die Nationalgarde schloß sich der Linie an und ward überall mit enthusiastischem Zuruf begleitet. In anderen Theilen der Stadt, vorzugsweise in den republikanischen Vierteln St. Martin, St. Denis und St. Antoine, antwortete man den Adjutanten des Marschalls: „Wir wollen den Marschall Bugeaud nicht!“ und blieb unter den Waffen. Die Truppen zogen sich aber auch hier zurück.

Schon hatten sich mehrere Regimenter geweigert zu kämpfen. Das 45. Linienregiment that dies zuerst. Ein zweites Regiment hatte die Bajonette abgenommen, ein drittes seine Waffen den Arbeitern übergeben.

Zu derselben Zeit bewegte sich ein Zug Menschen die Boulevards entlang. Man erblickte an der Spitze den Deputirten Odilon-Barrot. Er ist begleitet von Horace Vernet, der die Uniform eines Offiziers der Nationalgarde trägt, Oscar Lafayette, Quinette und einigen anderen Deputirten. Es erhebt sich ein wirres Geschrei. Die Volksmenge drängt dem Zuge nach, der in die Straße St. Denis einlenkt. Er muß am Fuße einer Barrikade stille stehen. Die Personen, welche Odilon-Barrot begleiten, machen die größte Anstrengung, ihm einen Weg zu bahnen. Die Menge widersetzt sich. Odilon-Barrot will sprechen, aber der Führer der loyalen Kammeropposition kann nur die Worte vorbringen: „Meine guten Freunde, unsere gemeinsamen Anstrengungen haben gesiegt. Wir haben die Freiheit wieder erobert, und was mehr sagen will, die Ehrlichkeit — —“ Seine Stimme wird vom Geschrei des Volkes übertönt. „Das ist uns nicht genug!“ rief es von allen Seiten.

„Wir sind zu oft betrogen worden!“ Ein Mann von energischem Aeußeren tritt hervor und erklärt, die Konzessionen kämen zu spät. Odilon-Barrot muß denselben Weg zurückkehren. Die feindselige Gesinnung, die das Volk ihm gegenüber bewieß, war die Feindseligkeit gegen die konstitutionelle Monarchie, als deren Anhänger er bekannt genug war. Zeichen des Mißfallens und Geschrei begleiteten ihn auf seinem Rückwege. Der Bankbruch der Monarchie war damit schon jetzt erklärt.

Um halb 11 Uhr wurde folgende Proklamation in den Straßen angeschlagen: „Bürger von Paris! Der Befehl ist gegeben, das Feuer einzustellen. Wir sind vom Könige beauftragt, ein Ministerium zu bilden. Die Kammer wird aufgelöst. Eine Berufung an das Land wird stattfinden. Der General Lamoricière ist zum Oberkommandanten der Nationalgarde von Paris ernannt. Die Herren Odilon-Barrot, Thiers, Lamoricière und Duvergier de Hauranne sind Minister. Freiheit! Ordnung! Reform! Gezeichnet: Odilon-Barrot und Thiers.“

Die Proklamation ward zerrissen, die Bewegung nahm ihren Fortgang.

In den Tuilerien herrschte die äußerste Rathlosigkeit und Bestürzung. Eine Menge Generäle standen in den Salons, fragten nach Neuigkeiten, aber wußten keine Mittel, dem Königthume zu helfen. Nur wenige Truppentheile, die Munizipalgarden, die Jäger von Vincennes, Dragoner und Kürassiere, zeigten sich noch bereit, für den König und gegen das Volk zu kämpfen. Und auch sie waren schon entmuthigt. Denn sie sahen sich allein der ungeheuren Bevölkerung von Paris gegenüber. Und wie war es nun

mit den Forts um Paris, mit all' den Bastillen, die Louis Philipp mit so großer Schlauheit den Parisern um ihre Stadt hatte anfzubauen gewußt? Er durfte es nicht wagen, einen Kanonenschuß von ihnen abzufeuern, denn das wäre der unabwendbare Untergang des Königthums gewesen, das er noch immer aus dem Sturme zu retten hoffte.

Um 12 Uhr langten mehrere Deputirte beider Kammern, unter ihnen Thiers, Lasteyrie, Dupin, Emil de Girardin, in den Tuilerien an. Sie wurden von Adjutanten der Nationalgarde auf den Karousselplatz geführt, der in diesem Augenblicke von Munitions- und Bagagewagen, einigen Eskadrons Kürassieren und Infanterie eingenommen wurde. Die Truppen sahen düster und niedergeschlagen vor sich hin. Von hier gelangten die Deputirten zum Könige. Emil de Girardin erklärte diesem, daß nur das Königthum gerettet werde, wenn er die Krone niederlege. Und dazu entschloß sich der alte Sünder. Er unterzeichnete seine Abdankung. Um 1 Uhr las man an den Ecken der Straßen: „Bürger! Abdankung des Königs. Regentschaft der Herzogin von Orleans. Auflösung der Kammer. Allgemeine Amnestie!"

Es war zu spät! In dem Augenblicke, als die Nachricht von des Königs Abdankung bekannt wurde, hatten Munizipalgardisten, die auf dem Platz des Palais Royal standen, auf Volk, Nationalgarden und Linientruppen, die in brüderlicher Vereinigung gegen die Tuilerien heranzogen, Feuer gegeben. Es war am Eingange der eliseischen Felder, wo ein Wachthaus liegt, das diese Munizipalgardisten besetzt hielten. Die Zunächststehenden forderten sie auf, sich zu ergeben und versuchten einzudringen. Die Munizipal-

garden vertheidigten sich und feuerten. Jetzt ward das Wachthaus mit Hülfe der Truppen, und wie es schien, auf Befehl des Generals derselben, gestürmt und die Besatzung niedergemacht. Diese Szene gab dem Königthum den letzten Todesstoß. Versöhnung war unmöglich. Von Neuem schrie das Volk: „Man verräth uns, man schießt auf das Volk! Nach den Tuilerien!" Die aufgestellten Truppen hielten die Volkslawine, die nach den Tuilerien brauste, nicht mehr zurück. Sie selbst wurden mitgerissen. Voran eilten Nationalgarden, dann Liniensoldaten und Volk. Der Kampf um das Schloß war kurz und wenig blutig. Die Truppen, die es vertheidigen sollten, wichen nach kurzer Zeit. Der König trat auf dem Karousselplatz dem Volke entgegen. Er wollte sprechen — aber das Wuthgeschrei der Herandringenden unterbrach ihn. Er erbleichte und eilte zurück. Kaum fand er Zeit, zu entfliehen. Begleitet von Kavallerie und Artillerie durchschnitt er den Garten auf der Seite, die sich an der Seine hinzieht. Durch die entblätterten Bäume konnte man von der Straße Rivoli aus diesen tragischen Zug, den Leichenzug des letzten Königs von Frankreich erblicken. Auf dem Eintrachtsplatze angekommen, warf er einen letzten Blick auf seine Tuilerien. Man erinnerte ihn, daß er in der Eile der Flucht die Abdankungsurkunde zu unterzeichnen vergessen habe. Er that es hier, wenige Schritte von dem Orte, wo Ludwig XVI. und sein eigner Vater das Haupt auf den Block des Blutgerüstes gelegt hatte. Jetzt stieg er in einen Wagen und floh nach Neuilly zu, von wo er mit seiner Familie nach Versailles eilte. Von hier fuhr er nach Treport und rettete

sich nach England, wo er am 28. Februar zu Brighton landete.

Wenige Augenblicke, nachdem der König die Tuilerien verlassen hatte, drang das Volk in dieselben ein. Das Gitter, das nach der Straße Kastiglione geht, ward durchbrochen. Der Volksstrom ergoß sich fast zu gleicher Zeit durch den Hof und durch den Garten in das Innere des Gebäudes. In wenigen Augenblicken war das ganze Schloß mit Menschen gefüllt. Das Volk zeigte sich in seiner ganzen Größe. Nichts von all' den Kostbarkeiten wurde entwendet. Man war gekommen, um zu rächen und zu strafen, nicht um zu plündern. Wehe dem, der es gewagt hätte, das letztere zu versuchen. Proletarier, hungrige Arbeiter bewachten die königlichen Schätze. So wurden von Neuem jene Elenden zu Schanden, die im Volke nur Räuber und Diebe erblicken. Nicht im Volke, sondern in der Aristokratie, in der der Geburt, wie in der des Geldes, sind die großen Räuber und Spitzbuben, die mit dem Volksbetrug ihre Schätze füllen. Sie messen das Volk mit ihrem Maße. Aber das Volk steht hoch über ihnen und überstrahlt mit seinem Edelmuthe den Wappen- und den Börsenpöbel.

Fast zur selben Zeit wie die Tuilerien, ward auch das Palais Royal vom Volke genommen. Auch hier durfte nicht das Geringste entwendet werden. Aber einen Akt der Rache wollte man ausüben an dem, was das Königthum zurückgelassen hatte. Man warf die vergoldeten Möbel aus den Fenstern hinab in den Hof. Aus den Remisen der Straße St. Thomas du Louvre zog man die königlichen Staatswagen herbei. Ein Feuer wurde angemacht, und

die Wagen sammt allen zertrümmerten Möbeln wurden den Flammen überliefert. Blousenmänner, die das Feuer umstanden, hatten Zettel an die Spitzen ihrer Bajonette befestigt, mit der Inschrift: „Den Tod dem, der stiehlt!" Wer aus den königlichen Zimmern kam, dem wurden vom Volke die Taschen untersucht.

Die Gemäldegallerie ward verschont und bewacht. Aber die Prunkmöbel des Ehrensaales wurden ohne Mitleid in die Flammen geschleudert.

Auf den Boulevards und dem Bastilleplatz trug sich jetzt ein Schauspiel zu, das, wie kein anderes dieser erhabenen Tage, die Seelen der Könige Europas erbeben ließ, als sie die Kunde davon vernahmen. Das Volk hatte den vergoldeten Sessel des Thronsaales auf die Schultern genommen und nach dem Bastilleplatz getragen. Im Triumphmarsch war es damit die Boulevards entlang gezogen, über die Barrikaden hin, beim Schall einer einzigen Trommel, und unter Begleitung durch ein Paar Becken, die hartnäckig denselben eintönigen Marsch schlugen, von einer Masse Kämpfern begleitet. Diese hatten sich mit Lappen von den Gardinen und Tapeten der königlichen Gemächer behängt. Am Fuß der Säule des Bastilleplatzes angelangt, machte der Zug die Runde um das Gitter. Dann hoben diese Thronträger den Sessel auf den marmornen Grundstein der Säule. Die beiden Musiker nahmen auf dem Sockel der Säule unmittelbar über dem Sessel Platz. Jetzt ward Stroh unter den Thron gelegt, angezündet, und in wenigen Augenblicken loderte der letzte Königsthron von Frankreich unter dem unendlichen Jauchzen einer unermeßlichen Volksmasse

und den Freudenschüssen aus tausend Gewehren am Fuße der Julisäule empor und sank in Asche zusammen.

Den Tuilerien gegenüber steht eine Bildsäule des Spartakus. Diese wurde vom Volke mit einer rothen Mütze bekrönt, welche man aus Resten von Zeugstücken von dem verbrannten Throne Louis Philipps gemacht hatte.

Um zwei Uhr Nachmittags war der Kampf beendigt. Die Truppen zogen sich überall zurück und marschirten unter dem Ruf des Volkes: „Vive la ligne! Vive l'artillerie!" in ihre Quartiere oder Kantonnements zurück. Das Volk war Sieger, Sieger durch seinen Heldenmuth und durch die Hülfe der Nationalgarde. Die Theilnahme der Nationalgarde am Gefecht hatte die Linientruppen erst wankend gemacht, dann zur Verweigerung des Gehorsams gebracht und zuletzt in die Reihen des Volkes hinübergeführt. Die Studenten und die Schüler des polytechnischen Instituts hatten einen großen Antheil am Ruhm dieses Tages. Von Rouen und Havre waren am Morgen auf der Eisenbahn dreitausend Mann angelangt und hatten mit dem Volke gefochten.

Nach zwei Uhr las man auf allen Mauern nachfolgenden Anschlag:

„Wünsche des Volkes."

„Reform für Alle. Allgemeine Amnestie, die Minister ausgenommen und in Anklagestand versetzt. Recht der Versammlung, durch eine baldige Demonstration sanktionirt. Unmittelbare Auflösung der Kammern und Berufung der Urversammlungen. Eine Stadtgarde unter dem Befehl der Stadtbehörde. Aufhebung der Septembergesetze. Freiheit des Worts, der Presse, der Petition, der Vereinigung und

der Wahl. Wahlreform. Jeder Nationalgardist ist Wähler und wählbar. Reform der Pairskammer. Eben so wenig königliche Ernennung, als erbliche Aristokratie. Reform der Verwaltung. Garantie für alle Beamte gegen den Mißbrauch der Bevorzugung und Konnexion. Das Eigenthum geachtet, das Recht der Arbeit garantirt. Dem Volke Arbeit gesichert. Einigung und brüderliche Verbindung der Industriebesitzer und Arbeiter.

Gleichheit der Rechte durch eine allgemeine Erziehung; Waisenhäuser, Zufluchtshallen, landwirthschaftliche Schulen und Stadtschulen. Keine Unterdrückung und Ausbeutung der Kinder (in den Fabriken). Vollständige Glaubensfreiheit und Freiheit des Kultus. Schutz für die Schwachen, Frauen und Kinder. Frieden und heilige Allianz unter allen Völkern. Abschaffung des Krieges, in dem das Volk zum Kanonenfutter dient. Unabhängigkeit aller Nationalitäten. Frankreich, Hüterin der Rechte schwacher Völker. Ordnung gegründet auf Freiheit. Allgemeines Bruderthum!"

Das Königthum war in diesem Augenblicke zwar der That nach schon gestürzt, aber noch nicht der Form nach vernichtet. Der Schluß des großen dreitägigen Dramas sollte in der Deputirtenkammer spielen. An demselben Orte, wo einst nach den Kämpfen der Julitage das Volk um seinen Kampfspreis betrogen ward, und wo seit 17 Jahren von bezahlten Lakaien, die sich Volksdeputirte nannten, der konstitutionellen Monarchie der Weihrauch gestreut worden war — da empfing heute das Königthum sein Todesurtheil.

12.

Seit 1 Uhr hatte der Präsident Sauzet die Sitzung eröffnet. Die Zugänge zur Kammer vom linken Seineufer waren vollständig frei. Eine starke Abtheilung Kavallerie hielt noch den Brückenkopf und den Winkel des Quai der Tuilerien besetzt. Das Ansehen der Versammlung war ernst und feierlich. Die Deputirten der rechten Seite und der Centren waren im höchsten Grade niedergeschlagen. Ihre Niedergeschlagenheit ging über in Unruhe und Verwirrung, je entscheidender die einlaufenden Nachrichten wurden. Sie fingen an zu begreifen, daß ihre Sache verloren sei.

Gegen halb 2 Uhr erhob sich draußen ein Getümmel von Menschen. Der Präsident wandte sich plötzlich nach einer Seitenthür, als erwarte er von daher Jemanden. Und wirklich trat die Herzogin von Orleans, ihre beiden Söhne, den Grafen von Paris und den Herzog von Chartres an der Hand, in den Saal, begleitet von den Herzogen von Nemours und Montpensier und einer Anzahl höherer Offiziere. Sie hatte sich in Trauer gekleidet, ebenso ihre beiden Söhne. Sie nahm mit diesen in dem Halbkreis zu Füßen der Tribüne der Kammer Platz. Hinter sie stellten sich die Herzoge von Nemours und Montpensier. Mehrere zugleich mit in den Saal getretene Bürger begaben sich gleichfalls an die Tribüne.

Der Deputirte Dupin bestieg die Tribüne. „Meine Herren,“ begann dieser Freund der Orleans, „die stattgehabten Manifestationen haben die Abdankung Louis Philipps zum Resultat gehabt, welcher zu gleicher Zeit erklärt hat, er lege die Macht nieder und willige in die Ueber-

tragung derselben auf das Haupt Sr. königl. Hoheit, Monseigneurs des Grafen von Paris, unter der Regentschaft von Madame, der Herzogin von Orleans. (Zuruf.) Meine Herren, Ihr Zuruf, das kostbarste Zeugniß für den neuen König und die Frau Regentin, ist nicht der erste, welcher sie begrüßt hat. Sie hat zu Fuß die Tuilerien, den Platz und die Brücke durchschritten, begleitet von ihren Söhnen, eskortirt von der Nationalgarde — — (Eine Stimme: Es ist zu spät!) Die Prinzessin begreift, was diese Mission ihr auferlegt, durchdrungen von dem tiefen Gefühle des öffentlichen Interesses und im Vertrauen auf die Unterstützung der Nationalstimme. In Voraussetzung der Abdankungsakte, welche ohne Zweifel von Hrn. Odilon Barrot überbracht werden wird, schlage ich vor, daß die Kammer den ausgesprochenen Zuruf zu Protokoll nehme und ebenso die Proklamation Monsieur, des Grafen von Paris, zum König der Franzosen unter der Regentschaft Madame, der Herzogin von Orleans eintrage."

Emanuel Arago, der am Fuß der Tribüne sitzt, erhebt sich nach dieser Rede mit Lebhaftigkeit gegen die Deputirten und disputirt mit dem Präsidenten, der ihm das Wort versagt.

Marie und Lamartine besteigen die Tribüne. Letzterer verlangt, daß die Kammer nicht weiter berathe, bis die königliche Familie sich entfernt habe. Auf die Bekanntmachung dieses Verlangens durch den Präsidenten begeben sich die Herzogin und ihre Kinder nach einiger Unschlüssigkeit auf die Treppe des Centrums, wo sie von mehreren Nationalgardisten umgeben werden. Eine große Anzahl dringt zugleich in die Kammer und nimmt unter dem Bravo-

ruf der Gallerien neben den Oppositionsdeputirten Platz, die ihnen die Hände schütteln.

Marie, mit starker Stimme von der Tribüne: „Ich verlange das Wort. In der Lage, worin sich Paris befindet, haben wir keinen Augenblick zu verlieren, um eine auf das Volk wirksame Maßregel zu ergreifen. Seit diesem Morgen hat die Aufregung ungeheure Fortschritte gemacht und wer kann voraussehen, was kommen mag, wenn Sie noch einen Augenblick zögern! Man hat soeben die Frau Herzogin von Orleans zur Regentin proklamirt, allein es existirt ein Gesetz, wonach der Herzog von Nemours Regent ist. Sie können jetzt kein Gesetz machen. Indessen muß etwas geschehen. Wir bedürfen einer provisorischen Regierung an der Spitze des Landes (Beifall). Ich trage darauf an, daß eine provisorische Regierung eingesetzt werde. (Neuer Beifall). Sobald sie es sein wird, wird sie etwas vornehmen; in Uebereinstimmung mit der Kammer wird sie die Autorität des Landes haben."

Nach ihm verlangt Herr von Genoude das Wort, erhält es aber nicht und Crémieux besteigt die Tribüne: „Im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt," ruft er, „ist eine große Maßregel nöthig. Es ist von Wichtigkeit, daß alle übereinstimmen, um ein großes Prinzip zu proklamiren und dem siegreichen Volke ernstlich gemeinte Garantien zu sichern. Machen wir's nicht wie im Jahre 1830, denn was damals gemacht wurde, haben wir im Jahr 1848 von vorn anfangen müssen. (Sehr gut! Beifall der Gallerien.) Setzen wir eine provisorische Regierung ein, nicht um die Zukunft zu regeln, sondern um die Ordnung herzustellen. (Sehr gut! Sehr gut!) Wir können in diesem Augenblick nicht

mehr thun. (Nein! nein!) Ich habe die größte Hochachtung vor der Frau Herzogin von Orleans (Bravo!) und ich habe so eben der königlichen Familie in den Wagen geholfen, welcher sie davon geführt hat. (Eine Stimme: Glückliche Reise!) Die Bevölkerung von Paris hatte dem Unglück des Königs den tiefsten Respekt gezeigt, aber wir, die wir hierher geschickt worden sind, um Gesetze zu machen, wir können sie nicht abrogiren. Nun verfügt aber ein schon votirtes Gesetz über die Regentschaft, und ich gebe zu, daß man dasselbe in diesem Augenblick abrogiren dürfe. Glauben Sie mir, da wir einmal auf dem Punkte sind, eine Revolution zu erleben, vertrauen wir uns dem Lande an. Ich schlage eine provisorische Regierung von 5 Mitgliedern vor." (Zahlreiche Stimmen auf den Gallerien: Unterstützt, unterstützt!)

Herr de Genoude: „Meine Herren, es ist nichts ohne die Mitwirkung des Landes möglich. Im Jahre 1830 haben Sie das Land nicht zugezogen, und Sie sehen, was geschieht. Es wird heute eben so sein."

Odilon-Barrot: „Niemals, meine Herren, haben wir größerer Kaltblütigkeit, größeren Patriotismus bedurft. Könnten wir alle in demselben Gefühle vereinigt bleiben, dem, das Vaterland von der Geißel eines Bürgerkrieges zu retten. Die Nationen, ohne Zweifel, sterben nicht; aber sie können sich durch inneren Zwist schwächen. Niemals hat Frankreich mehr seine ganze Größe, seine ganze Kraft nöthig gehabt. In dieser Lage liegt unsere Pflicht vollständig vorgezeichnet da. Sie fordert uns auf, uns an die edelmüthigsten Regungen im Herzen der Nation anzuschließen. Die Julikrone ruht auf dem Haupte einer Frau und eines Kin-

des (lebhafter Beifall im Centrum der Kammer. Protestationen von den Galerien. Die Herzogin von Orleans steht auf und verneigt sich vor der Versammlung; sie fordert den Grafen von Paris auf das Gleiche zu thun, welches geschieht.) Ich mache eine feierliche Berufung ...." hier wird Odilon-Barrot durch Lärm unterbrochen. Herr von Larochejacquelin ruft ihm zu: „Sie wissen nicht, was Sie thun!" Die Herzogin von Orleans erhebt sich, als ob sie sprechen wolle. Man versteht nur ihre Worte: „Ich habe hier meine Kinder ...." Der Lärm übertönt ihre Simme. Mehrere Stimmen rufen: hört! laßt die Frau Herzogin sprechen!" andere: „Fahren Sie fort, Herr Barrot!"

„Im Namen der politischen Freiheit unseres Landes," fährt Barrot fort, „im Namen des Bedürfnisses der Ordnung, vor Allem im Namen unserer Einigkeit und Uebereinstimmung unter so schwierigen Umständen, verlange ich hier vom ganzen Vaterlande, daß es sich um seine Repräsentanten der Julirevolution sammle. Je mehr es ein Zeichen von Größe und Edelmuth sein wird, auf diese Weise die Reinheit und Unschuld aufrecht zu erhalten und zu heben, um so gewisser wird mein Vaterland sich mit Muth dieser Pflicht weihen. Was mich betrifft, so werde ich glücklich sein, mein ganzes Dasein, Alles, was ich von Kraft und Talent besitze, dem Triumph dieser Sache zu widmen, welche die der wahren Freiheit meines Landes ist. (Bravo im Centrum. Larochejacquelin: „Ich verlange das Wort.") Will man sich etwa herausnehmen, in Frage zu stellen, was wir durch die Julirevolution entschieden haben? (Sehr gut!) Meine Herrn, die Umstände sind schwierig, das gebe ich zu, aber es sind in diesem Lande so viele Elemente der

Größe, des Edelmuths und der gesunden Vernunft, daß ich überzeugt bin, es reiche hin, sich an sie zu wenden, um zu bewirken, daß die ganze Bevölkerung von Paris sich um dieses Panier schaare. (Ja! Ja!) hier sind alle Mittel gegeben, die ganze Freiheit zu sichern, welche dieses Land in Anspruch zu nehmen das Recht hat, sie mit allen Bedürfnissen der Ordnung, die ihm so nothwendig sind, zu vereinigen, alle Thatkraft dieses Landes aufzubringen, und die großen Prüfungen zu bestehen, die ihm vielleicht vorbehalten sind. Diese Pflicht ist einfach. Sie ist vorgezeichnet durch die Ehre, durch die wahren Interessen des Landes. Wenn wir es nicht verstehen, sie mit Festigkeit, Ausdauer und Muth zu erfüllen, so weiß ich nicht, welches die Folgen davon sein können. Aber seien sie überzeugt, daß, wie ich im Anfang bemerkte, derjenige, welcher den Muth haben würde, die Verantwortlichkeit eines Bürgerkrieges im Schooße unseres edlen Frankreichs auf sich zu nehmen, eine große Schuld auf sich laden, ein Verbrechen gegen sein Vaterland und gegen die Freiheit Frankreichs und der ganzen Welt begehen würde. Was mich betrifft, Ihr Herren, so kann ich diese Verantwortlichkeit nicht auf mich nehmen. Die Regentschaft der Herzogin von Orleans, ein Ministerium, welches aus den bewährtesten Meinungen genommen würde, werden der Freiheit mehr Bürgschaft leisten. Und mag dann eine Berufung an das Land, an die öffentliche Meinung in ihrer ganzen Freiheit sich aussprechen, und zwar ohne sich zu der Leidenschaftlichkeit zu verirren, welche einen Bürgerkrieg hervorrufen könnte." (Ledru-Rollin: „Ich verlange das Wort.") Sich im Namen der Interessen des Landes und der wahren Freiheit aussprechen — das ist mein Rath,

meine Meinung. Eine andere Lage möchte ich nicht verantworten."

Herr von Larochejacquelin: „Niemand achtet mehr und fühlt tiefer, was es in gewissen Lagen Schönes giebt, als ich. Ich stehe nicht bei meiner ersten Prüfung. Ich habe nicht die thörichte Anmaßung, entgegengesetzte Ansprüche geltend zu machen. Nein! Aber ich glaube, Herr Odilon-Barrot hat den Interessen, für die er diese Rednerbühne bestiegen hat, nicht so gedient, wie er wollte, indem er sich so ausgesprochen hat. Meine Herren! Es geziemt sich vielleicht, daß die, welche in der Vergangenheit den Königen gedient haben, jetzt vom Lande und vom Volke reden. (Eine Stimme: Gut! sehr gut!) Jetzt, in diesem Augenblicke sind Sie hier nichts, Sie sind gar nichts mehr. (Im Centrum: Wie so? wie so? Herr von Mornay: „Das können wir nicht zugeben," Der Präsident: „Mein Herr! Sie weichen von der Ordnung ab. Ich rufe Sie zur Ordnung!") Wenn ich sagte, daß Sie hier nichts sind, so glaubte ich nicht damit einen Sturm zu erregen. Nicht ich, der Abgeordnete, sage Ihnen, daß die Deputirtenkammer nicht mehr als Kammer existirt. Ich sage, daß sie nicht mehr existirt als . . . (Unterbrechung). Ich sage, meine Herren, daß man die Nation zusammenberufen muß und dann . . . . ."

In diesem Augenblicke dringt ein Haufen bewaffneter Männer, Nationalgardisten, Studenten, Arbeiter, in den Saal ein und nimmt denselben bis in die Mitte ein. Mehrere davon tragen Fahnen. Allgemeiner Aufruhr entsteht in der Versammlung. Der größte Theil der Mitglieder, die auf den Bänken des Centrums sitzen, flüchtet nach den

oberen Bänken. Die Führer der Volkshaufen bringen vor mit dem Geschrei: „Wir wollen die Absetzung des Königs! die Absetzung! die Absetzung!“ Herr von Mornay ruft: „Herr Präsident, suspendiren Sie die Sitzung!“ Der Präsident: „Es ist in diesem Augenblick keine Sitzung.“ Ein Redner, der nicht Kammermitglied ist, Hr. Chevalier, ehemaliger Redakteur der „Bibliothèque historique“, besteigt jetzt die Tribüne. Geschrei und allgemeine Verwirrung. „Meine Herren,“ ruft Chevlaier, „glauben Sie an die Mäßigung meiner Worte.“ (Lärm, Stimmen: „Sie haben nicht das Recht zu sprechen.“) „Ich will Ihnen das einzige Mittel vorschlagen, das sie aus der Verlegenheit ziehen kann. Hören Sie mich! Hüten Sie sich, den Grafen von Paris als König zu proklamiren, ohne dazu berechtigt zu sein. Aber die Herzogin von Orleans und der Graf von Paris mögen den Muth haben, sich auf die Boulevards in die Mitte des Volkes und der Nationalgarde zu begeben, und ich stehe dafür, daß ihnen nichts widerfahren soll. Wenn das Volk nicht einwilligt, ihm die Gewalt zu übertragen .... (Stimmen in der Menge: „Es lebe die Republik!“ andere: „Genug! genug!“) Das Einzige, was Sie in diesem Augenblick zu thun haben, ist, daß Sie uns eine Regierung geben und zwar in diesem Augenblick. Sie können eine ganze Nation nicht ohne Regierung lassen. Das ist das erste Bedürfniß, dem sie abzuhelfen haben ... (Der Lärm erstickt die Stimme des Redners). Man muß den Grafen von Paris über die Straßen in die Kammer führen!“

Ein Mitglied der Kammer ruft: „Er ist soeben hierher gekommen! er ist hier!“ Alle Blicke richten sich nach

der Höhe des Amphitheaters, wo sich die Herzogin von Orleans und ihre Kinder hingesetzt hatten. In dem Augenblicke, als die Menge in den Saal eingebrochen war, waren aber bereits die Herzogin, die Prinzen und ihre Begleiter durch die Thür, welche der Tribüne gegenüber liegt, hinausgegangen. Der Gang war so voll Menschen, daß die Herzogin von ihren Kindern getrennt wurde, welche für den Augenblick ein Beamter der Kammer an sich nahm. Man warf ihnen Blousen über ihren Traueranzug, um ihre Flucht zu erleichtern. Der Graf von Paris weinte. Die Personen, die sich seiner angenommen hatten, suchten ihn zu trösten. „Ich weiß wohl, warum ich weine,“ sagte er, „aber ich will es Mama allein sagen.“ Endlich kamen sie wieder zu ihrer Mutter, mit welcher sie durch den Garten des Präsidentenhotels flohen und in einer Droschke nach Neuilly entkamen, von wo sie die Gränze gewannen.

In der Kammer hatte indessen der Tumult und die Verwirrung den höchsten Gipfel erreicht. Die Versammlung erinnerte an die stürmischen Sitzungen des Konvents in der ersten Revolution. „Seid versichert, daß die Republik hier proklamirt wird!“ hatte Hr. Chevalier geschlossen. Ein Bürger, in der Uniform eines Offiziers, Hr. Dumoulin, der im Juli 1830 das Stadthaus befehligt hatte, besteigt die Rednerbühne und legt auf den Marmor den Rest einer dreifarbigen Fahne nieder. „Meine Herren!“ schreit er, das Volk hat seine Unabhängigkeit und Freiheit heute wie 1830 wieder erobert. Sie wissen, daß der Thron in den Tuilerien zerbrochen und zum Fenster hinausgeworfen ist!“ Cremieux, Ledru-Rollin und Lamartine erscheinen zu gleicher Zeit auf der Tribüne. Aus der Menge ruft es:

„Keine Bourbons mehr! Nieder mit den Verräthern! Sogleich eine provisorische Regierung!“ Die Stimmen fließen zu einem verworrenen Geschrei zusammen. Viele Deputirte fliehen durch die Hinterthür.

Ledru-Rollin: „Im Namen des Volkes, das Ihr repräsentirt, ich verlange Ruhe!“ (Stimmen im Volk: „Im Namen des Herrn Ledru-Rollin: Ruhe!“) Meine Herren, im Namen des Volkes, verlange ich einen Augenblick Ruhe! (Stimme im Volk: „Eine provisorische Regierung!“)

Herr Mauguin: „Seid ruhig, ihr sollt eine provisorische Regierung haben!“) Was man auch im Namen des Volkes, welches sich überall unter den Waffen befindet und Herr von Paris ist, thun mag, ich protestire gegen die Art Regierung, die man uns auf dieser Tribüne vorgeschlagen hat. (Stimmen: Sehr gut! Bravo!) Ich thue nicht, wie Ihr, etwas Neues; denn als man im Jahre 1842 über das Gesetz wegen der Regentschaft diskutirt hat, war ich der Einzige, welcher an dieser Stelle erklärte, daß es nicht erlassen werden könne, ohne eine Berufung an das Volk. (Das ist wahr! Sehr gut! Larochejacquelin: „Ich that es auch!“) Man hat Euch so eben von der glorreichen Revolution von 1789 gesprochen. Hüten wir uns wohl, daß die Leute, welche so davon sprechen, den wahren Geist derselben verkennen und namentlich die Konstitution derselben nicht respektiren wollen. Im Jahre 1791 hat man in dem Text der Konstitution selbst erklärt, daß die konstituirende Versammlung, die, wohlgemerkt, mit besonderer Vollmacht versehen war, nicht das Recht habe, ein Regentschaftsgesetz zu geben, und daß es dazu einer Berufung an das ganze Volk bedürfe. (Zahlreiche Stim-

men: „Ja! ja! — das ist klar!"). Das ist der Text der Konstitution von 1791 selbst. Nun, meine Herren, seit zwei Tagen schlagen wir uns für das Recht. Gut! Wenn Ihr nun behauptet, daß eine durch Akklamation eingesetzte Regierung, eine ephemere Regierung, welche der revolutionäre Zorn über den Haufen wirft, wenn Ihr behauptet, daß eine solche Regierung bestehe, so wollen wir uns weiter schlagen im Namen der Konstitution von 1791, welche über unserem Lande und unserer Geschichte schwebt, und welche will, daß eine Berufung an die Nation stattfinde, um eine Regentschaft möglich zu machen. (Eine Stimme: „Anders ist das nicht möglich!") Also keine Regentschaft möglich! (Zahlreiche Stimmen: „Wir wollen keine!") Keine Regentschaft möglich, wie man soeben versucht hat, sie uns auf eine Weise aufzubringen, die ich in der That sonderbar und usurpatorisch finde. Wie? Ihr selbst, Ihr, die Majorität, wollt mit einem Male das Gesetz vernichten, das Ihr gegen unsere Bemühungen im Jahre 1842 durchgesetzt habt? Das geht nicht, das ist eine Auskunft, die im Lande keine Wurzel hat! Im Namen des Rechtes selbst, das man auch in den Revolutionen respektiren soll, denn nur durch das Recht sind wir stark, im Namen des Volkes protestire ich gegen diese neue Usurpation. (Bravo! Bravo! Es lebe Ledru-Rollin!) Ihr habt von Ordnung, von Blutvergießen gesprochen. Ja, das vergossene Blut ergreift uns tief, denn wir haben es so nahe gesehen, wie irgend Einer. Wohlan denn, wir erklären doch immer noch, das Blutvergießen kann nicht aufhören, als bis dem Prinzip und dem Rechte Genüge gethan ist, und diejenigen, welche sich soeben geschlagen haben, werden sich noch diesen Abend

schlagen, wenn man ihre Rechte verkennen will. (Ruf: Ja! ja!) Im Namen dieses Volkes, welches Alles ist, frage ich, welche Garantien giebt uns Eure Regierung, die man diesen Augenblick auf den Thron setzen wollte?" (Bravo in der Menge. Berryer zu Ledru-Rollin: „Zur Frage! zum Schluß! Eine provisorische Regierung!")

Ledru-Rollin: „Indem ich also im Namen des Volkes spreche, behaupte ich, daß ich im Recht bleibe, und berufe mich auf zwei Fälle aus der Vergangenheit. (Stimmen: „Zum Schluß! zum Schluß!) Im Jahr 1815 wollte Napoleon zu Gunsten des Königs von Rom abdanken. Das Land war da, das Land verweigerte es. Im Jahr 1830 wollte Karl X. zu Gunsten seines Enkels abdanken — das Land war da und verweigerte es. Heute ist das Land auch da, und Ihr könnt nichts thun, ohne es zu befragen. Ich verlange also, mit einem Worte, eine provisorische Regierung, (Ja! ja!) nicht von der Kammer ernannt, (Nein! nein!) sondern vom Volke. Eine provisorische Regierung und die unmittelbare Berufung eines Konvents, welcher die Rechte des Volkes zu ordnen hat!" (Bravo! bravo!)

Lamartine war auf der Rednerbühne geblieben und trat nun vor, um das Wort zu ergreifen. Von stürmischem Beifall empfangen begann er: „Meine Herren, ich theile so tief, wie jeder Andere von Ihnen, das doppelte Gefühl, welches soeben diese Versammlung bewegt hat, beim Anblick eines der rührendsten Schauspiele, welches die Annalen der Menschheit darbieten können, das einer erhabenen Prinzessin, die sich aus der Mitte eines verlassenen Palastes in die Mitte der Repräsentation des Volkes wirft. („Sehr gut! Hört! Man hat nicht verstanden! Noch einmal!"

Lamartine wiederholt.) Und hier mache ich keinen Unterschied, denn der Augenblick will keinen solchen zwischen der Nationalrepräsentation und der Repräsentation der Bürger, des ganzen Volkes. Dieser Augenblick ist der der Gleichheit, und diese Gleichheit wird, ich bin davon überzeugt, nur dazu dienen, die Heiligkeit der Mission jener Männer zu erhöhen, die das Land sendet, um die Eintracht und den öffentlichen Frieden wieder herzustellen. Indem ich aber die tiefe Gemüthsbewegung theile, welche das rührende Schauspiel der großen menschlichen Katastrophen einflößt, indem ich die Achtung theile, welche Sie alle in dieser Versammlung beseelt, zu welcher Partei Sie auch gehören mögen, so theile ich nicht minder lebhaft die Achtung vor diesem glorreichen Volke, welches sich seit drei Tagen schlägt, um eine perfide Regierung zu stürzen, und auf einer fortan unerschütterlichen Grundlage die Herrschaft der Ordnung und der Freiheit wieder herzustellen. (Beifall.) Aber, meine Herren, ich kann mich nicht der Täuschung hingeben, welche sich soeben auf dieser Tribüne kundgab, daß eine freiwillige Akklamation, welche aus einer Aufregung und einem allgemeinen herrschenden Gefühl hervorging, ein solides, unerschütterliches Recht und eine Regierung über 35 Millionen Menschen begründen könne. Ich weiß, daß, was e i n Zuruf proklamirt, ein anderer vernichten kann; und welches auch die Regierung sein mag, welche es der Weisheit und den Interessen des Landes gefällt sich zu geben, in der Krisis, worin wir uns befinden, ist es dem Volke, ist es allen Klassen der Bevölkerung, allen denen, die einen Tropfen ihres Blutes in diesem Kampfe vergossen haben, von Be-

deutung, eine populäre, feste, kurz, eine unerschütterliche Regierung zu begründen. (Beifall.)

Wohlan, meine Herren, wie ist das zu machen? Wie sie finden unter diesen wogenden Elementen, in diesem Sturme, von dem wir Alle fortgerissen werden, und wo eine andere Welle schon die Welle überwogt, die Sie in diese Versammlung getragen hat! Wie diese unerschütterliche Basis finden? Indem wir auf den Grund des Landes selbst herabsteigen, indem wir hier das große Mysterium des Volksrechtes hervorziehen, von dem alle Ordnung, Wahrheit, Freiheit ausgeht! Darum unterstütze ich, weit entfernt, zu jenen Ausflüchten, Ueberraschungen oder Rührungen Zuflucht zu nehmen, die ein Volk, wie Sie sehen, früher oder später bereut, wenn die Täuschungen schwinden und nichts Festes, wahrhaft Volksthümliches dem Lande unter den Füßen lassen — darum unterstütze ich mit allen meinen Kräften die doppelte Forderung, welche ich zuerst auf dieser Tribüne gemacht haben würde, wenn man mir beim Anfang der Sitzung den Zutritt gestattet hätte — die Forderung einer Regierung zunächst, ich gebe es zu, der Nothwendigkeit, der öffentlichen Ordnung, der Umstände, einer Regierung, welche das Blut aufhält, das da fließt, einer Regierung, welche dem innern Kriege unter den Bürgern Einhalt thut ... (Beifall. Ein Mann aus dem Volke, der in der Mitte des Saales steht, steckt seinen Säbel in die Scheide. Bravo! bravo!) ... einer Regierung, welche jenes furchtbare Mißverständniß aufhebt, das seit einigen Jahren zwischen den verschiedenen Klassen der Bürger besteht, das uns verhindert, uns als ein einiges Volk zu erkennen, uns verhindert, uns zu lieben und zu umarmen. (Sehr gut!) Ich fordere also,

daß man auf der Stelle nach dem Rechte des öffentlichen Friedens, nach dem Rechte des Blutes, welches fließt, nach dem Rechte des Volkes, das vor der glorreichen Arbeit, die es seit drei Tagen vollbringt, Hungers sterben kann — eine provisorische Regierung einsetze, (Bravo! bravo! . . .) eine Regierung, welche der definitiven Regierung, die das Land sich geben wird, in nichts, weder in unseren Rechten, noch unseren Vergeltungen, noch unseren Sympathien, noch in unseren Zorngerichten vorzugreifen befugt sei." (Recht! ganz Recht!) „Ich fordere also eine provisorische Regierung." (Ja! ja! von allen Seiten: „die Namen der Mitglieder!" Mehrere Personen überreichen Lamartine eine Liste.) Lamartine: „Warten Sie. Diese provisorische Regierung wird, nach meiner Ansicht, die Aufgabe haben, und zwar die erste und große Aufgabe, die unumgänglich nöthige Ruhe und den öffentlichen Frieden unter den Bürgern herzustellen, zweitens sofort die Maßregeln vorzubereiten, welche nöthig sind, um das ganze Land zusammenzurufen, Alles, was in seinem Titel des Menschen zugleich auch die Rechte des Bürgers trägt. (Langer Beifall.) Ein letztes Wort. Die Gewalten, welche seit 40 Jahren auf einander gefolgt sind . . . !"

. . . Hier unterbrachen ihn heftige Schläge an die Thüren der öffentlichen Gallerien. Die Thüren springen unter den Kolbenschlägen auf. Männer aus dem Volke, mit Nationalgardisten vermischt, dringen ein mit dem Rufe: „Nieder mit der Kammer! Nieder mit den Deputirten!" Einer dieser Menschen legt sein Gewehr nach der Rednerbühne hin an. Es erschallt das Geschrei: „Schießt nicht! schießt nicht! es ist Lamartine!" Auf das Drängen seiner Kameraden setzt

der Mensch sein Gewehr ab. Der Präsident, der auf seinem Sessel geblieben ist, verlangt Ruhe und klingelt heftig. Der Lärm und Tumult steigen auf's äußerste.

Der Präsident: „Da ich keine Ruhe erlangen kann, so erkläre ich die Sitzung für aufgehoben."

Nach diesen Worten verließ Sauzet den Präsidentenstuhl. Die letzte Sitzung der Deputirtenkammer war zu Ende. Das mit Flinten und Säbeln bewaffnete Volk, mit Nationalgarden vermischt, und eine Anzahl Deputirte der Linken blieben im Saale. Nach einigen Augenblicken des Tumults bestieg Dupont de l'Eure den Präsidentenstuhl, umgeben von einer großen Anzahl nicht zur Kammer gehörigen Personen. Herr von Lamartine ist noch immer auf der Tribüne. Zahlreiche Stimmen rufen: „Die Namen! die Namen der provisorischen Regierung!" Lamartine macht vergebliche Anstrengungen, den Lärm zu beschwichtigen. Einige Stimmen: „Dupont de l'Eure!" andere: „Er ist auf dem Präsidentenstuhl! Ruhe! Hört ihn!"

Lamartine: „Ich werde die Namen lesen." (Der Lärm dauert immer fort.) „Die Herren Arago, Carnot . . . (der Tumult wird furchtbar), Herr Dupont de l'Eure wird die provisorische Regierung ernennen . . ." (Langer Beifall auf allen Bänken.) Chevalier: „Wenn Ihr was thun wollt, so laßt doch reden!" Marie ruft Lamartine zu: „Verlassen Sie die Tribüne nicht!" Ein Mann mit einem Gewehr: „Wir verlangen blos einen Augenblick Stillschweigen; wir wollen blos die Namen der Personen hören, welche die Regierung bilden sollen." Ein Anderer: „Vom Stillschweigen hängt die Wohlfahrt Aller ab. Ich verlange es, damit Herr Dupont de l'Eure gehört werden kann." Man ruft

jetzt: „Es lebe die Republik!" viele umdrängen Lamartine und bewegen ihn, die Rückkehr der Ruhe abzuwarten, um zu sprechen. „Im Namen des Volkes," schreit einer von ihnen, „lassen wir Herrn von Lamartine reden!" Lamartine: „Einen Augenblick Ruhe, meine Herren! Der Vorschlag, welchen ich unterstützt und welchen Sie durch Ihren Zuruf nach dieser Tribüne bestätigt haben, kommt zur Erfüllung. Eine provisorische Regierung wird namentlich proklamirt. (Bravo! bravo! Es lebe Lamartine!) Jetzt, meine Herren . . . (Zahlreiche Stimmen: „Die Namen genannt! die Namen genannt!")

Nach vieler Mühe gelang es Dupont de l'Eure die Namen Arago, Lamartine, Dupont de l'Eure und Cremieux auszurufen. Jetzt erhob sich der Sturm und die Aufregung von Neuem. Eine Stimme rief: „Man weiß, daß das Volk kein Königthum will. Die Republik!" eine andere: „Niedergesessen, niedergesessen, setzen wir uns auf den Platz der Verkauften!" eine dritte: „Keine Bourbons mehr, eine provisorische Regierung und nachher die Republik!" „Sie werden sie nicht gestohlen haben, es ist ein zurückgegebenes Lehn," fügte la Rochejacquelin hinzu. Dupont de l'Eure verlas nun wiederholt die bereits ausgerufenen Namen, fügte aber noch die der Herren Marie und Ledru-Rolli hinzu, und das Volk gab seine Zustimmung durch lautes Zurufen. „Die Mitglieder der provisorischen Regierung müssen **Vive la République!** rufen, ehe man sie ernennt und annimmt," rief ein Mann, nachdem die Namen verlesen waren. Ein Anderer: „Ich verlange die Absetzung aller abwesenden Deputirten!" Ein Dritter: „Man muß die provisorische Regierung nach dem Stadthause führen.

Wir wollen eine weise, gemäßigte Regierung; kein Blut — aber die Republik!"

Jetzt verließ Lamartine die Kammer, begleitet von einer großen Anzahl von Bürgern. Der Tumult dauerte indessen auf den Bänken der Kammer und in den Gängen fort. Plötzlich brach sich Ledru-Rollin's gewaltige Baßstimme Bahn. „Bürger!" rief er, „Ihr begreift, daß Ihr hier einen gewichtigen Akt vornehmt, indem Ihr eine provisorische Regierung ernennt. (Stimmen: „Wir wollen keine!" andere: „Ja! wir brauchen eine!") Hört mich! Es haben Reklamationen stattgefunden. Eine provisorische Regierung darf nicht auf leichtsinnige Weise ernannt werden." Er wiederholte nun die von Dupont de l'Eure bereits verlesenen Namen und sie wurden wiederholt angenommen. „Die provisorische Regierung, welche so eben ernannt ist, schloß er, hat große, ungeheure Pflichten zu erfüllen. Es wird nöthig sein die Sitzung aufzuheben, um sich in den Schooß der Regierung zu begeben und alle nothwendigen Maaßregeln zu treffen, damit dem Blutvergießen Einhalt geschieht und dem Volke sein Recht gesichert wird." Ein Eleve der polytechnischen Schule rief zwar: „Ihr seht, daß keines der Mitglieder Eurer provisorischen Regierung die Republik will! Wir werden betrogen, wie 1830," allein unter stürmischem Rufen: „**Vive la République!** und **Vive** Ledru-Rollin!" verließ der größere Theil der Menge mit Ledru-Rollin den Saal, um nach dem Stadthause zu ziehen.

Von den Zurückgebliebenen machte auf einmal Einer auf das große Gemälde aufmerksam, das sich oberhalb des Bureau hinter dem Präsidentensessel befindet, und die Vereidigung Louis Philipps auf die Charte darstellt. Das

Geschrei: „Es muß zerrissen, es muß vernichtet werden!“ erhob sich sofort. Es steigen Männer auf das Bureau und wollen das Gemälde mit Säbeln zerhauen. Ein Arbeiter mit einer Doppelflinte, der sich in dem Halbkreis befindet, schreit: „Halt! Ich will auf Louis Philipp schießen!“ In demselben Augenblick gehen auch zwei Flintenschüsse los. Aber ein anderer Arbeiter stürzt nach der Tribüne und ruft: „Achtung vor den Denkmalen! Achtung vor dem Eigenthum! Wozu diese Zerstörung? Warum auf dieses Gemälde schießen? Wir haben gezeigt, daß man das Volk nicht schlecht regieren darf; zeigen wir jetzt, daß das Volk die Denkmale zu achten und seinem Siege Ehre zu machen weiß!“ Diese Worte, welche mit Energie und Beredsamkeit gesprochen waren, wurden mit ungeheurem Beifall aufgenommen. Man drängte sich um den Arbeiter und fragte nach seinen Namen. Er nannte sich Theodor Six, Tapeziergehülfe.

Der Saal wurde nun bald ganz leer. Es war 4 Uhr Nachmittags. Der Schlußakt des ungeheuren Dramas dieses Tages sollte im Stadthause geschehen.

Gegen 5 Uhr hatte sich hier die provisorische Regierung konstituirt. Während ihre Mitglieder im Berathungssaale über die zunächst zu ergreifenden Maaßregeln beriethen, war der Platz vor dem Stadthause mit einer zahllosen Volksmasse gefüllt. Der Boden war noch von Blut gefärbt und mit todten Pferden bedeckt. Jeden Augenblick zogen Tragbahren über den Platz, worin das Volk die todten Körper der in den zwei Tagen Gebliebenen trug. Die Kämpfer, die mit Säbeln, Flinten und Aexten bewaffnet, den Platz refüllten, boten einen unbeschreiblichen Anblick dar. Ihre

Kleider waren vom Kampfe zerrissen, ihre Hände von Pulver geschwärzt. Wild und ungeduldig schwangen sie von Zeit zu Zeit ihre Waffen und wie ein Sturm brauste es aus hunderttausend Kehlen: „Die Republik! Die Republik! Wir wollen die Republik!“

Im Innern des Stadthauses berieth noch einmal die provisorische Regierung. Aber die Ungeduld des Volkes war nicht mehr zu halten. Wer konnte es ihm auch verargen, daß es mißtraute, das oft und viel betrogene? Plötzlich dringt es heftig an die Thore des Hauses, Schläge fallen dagegen, die Thore öffnen sich, das Volk dringt ein und überschwemmt die Treppen und Säle des Gebäudes. Drohend verlangt es die Mittheilung des ersten von der provisorischen Regierung angenommenen Artikels. Ein Saal des Sadthauses war mit Leichnamen gefüllt. Ihr Anblick entflammte zu neuer Rache. Da tritt Louis Blanc, begleitet von mehreren Schülern der polytechnischen Schule, aus dem Berathungssaal; er eilt durch die unzählige Menschenmenge nach dem Greve-Platz und verkündet von den höchsten Stufen des Stadthauses herab, daß die provisorische Regierung die Republik beschlossen hat.

Bei diesen Worten brach ein Orkan des Beifalls aus, wie ihn nur selten die Straßen und Plätze der Stadt Paris, dieser großen Bühne der Revolution, vernommen haben mögen.

Lamartine hatte im Saale des Stadthauses unterdessen das Volk mächtig bewegt. Er hatte den Beschluß verkündet, daß die Todesstrafe für politische Vergehen abgeschafft sei. Ein heftiger Donnerschlag, der in diesem Augenblik ertönte, schien die Zustimmung der Gewalten der Natur zu

dieser That der Humanität zu geben. Die Volksmenge vertheilte sich allmälig. Die provisorische Regierung aber führte im Stadthause noch zwei Stunden hindurch zahllose Geschäfte und Maßregeln aus, die zum Theil noch an demselben Abende in folgender Proklamation bekannt gemacht wurden.

„Im Namen des souverainen Volkes."

„Bürger! eine provisorische Regierung ist eingesetzt worden. Sie ist im Namen des Volkes aus den Bürgern Arago, Louis Blanc, Marie, Lamartine, Flocon, Ledru-Rollin, Recurt, Marrast und Albert zusammengesetzt worden. Um über die Vollziehung der Maßregeln zu wachen, welche diese Regierung ergreifen wird, hat der Wille des Volkes noch die Bürger Caussidiere und Sobrier zu Abgeordneten im Polizei-Departement gewählt. Derselbe souveraine Volkswille hat den Bürger Arago für die Generaldirektion der Posten ausersehen. Als erste Vollziehung der durch die provisorische Regierung erlassenen Befehle wird alle Bäckern und Lebensmittel-Lieferanten anbefohlen, ihre Magazine für alle diejenigen, welche ihrer nöthig haben, geöffnet zu halten. Es wird dem Volke ausdrücklich empfohlen, seine Waffen, seine Stellungen und seine revolutionäre Haltung nicht aufzugeben. Es ist nur zu oft durch den Verrath betrogen worden; es liegt daran, die Möglichkeit so schrecklicher und strafwürdiger Attentate nicht mehr übrig zu lassen. Um dem allgemeinen Wunsche des souverainen Volkes zu genügen, hat die provisorische Regierung die Freilassung aller unserer wegen politischer Vergehen eingekerkerten Brüder beschlossen und mit Hülfe der Nationalgarde bewerkstelligt. Zugleich aber hat diese Regierung unter dem

ehrenhaftesten Beistande der Nationalgarde alle diejenigen in den Gefängnissen belassen, welche wegen Verbrechen oder Vergehen gegen Personen und Eigenthum eingesperrt sind. Die Familien der in der Vertheidigung der Rechte des souverainen Volkes getödteten oder verwundeten Bürger werden eingeladen, sobald als möglich den Abgeordneten im Polizei-Departement die Namen der Opfer ihrer Hingebung an die öffentliche Sache anzuzeigen, damit für die dringendsten Bedürfnisse Fürsorge getroffen werden kann.

Geschehen zu Paris, im Hotel der Polizei-Präfektur, am 24. Februar 1848. Die Abgeordneten im Polizei-Departement: Caussidiere und Sobrier."

Zum Kommandanten der Nationalgarde ernannte die provisorische Regierung den Bürger Courtais. Die Generäle Bedeau und Lamoricière stellten sich zur Verfügung. Ihre Dienste wurden bereitwillig angenommen, und der erstere zum Kommandanten der ersten Militairdivision ernannt, der zweite bestimmt, sich nach der Grenze zu begeben.

Am Abende wollte Lamartine, erschöpft durch die fast übernatürliche geistige und körperliche Anstrengung, sich unbemerkt nach Hause begeben. Aber das Volk erkannte ihn bald und im Triumphe wurde er nach Hause geführt, wo er noch einmal die Menge anredete.

So schloß dieser Tag, der 24. Februar, der wie wenige Tage der Weltgeschichte inhaltschwer war, dessen Folgen zu berechnen zwar noch nicht möglich ist, von dem es aber sicher ist, daß mit ihm ein neuer Zeitabschnitt der Geschichte nicht bloß Frankreichs sondern der ganzen Welt begonnen hat.

13.

Die provisorische Regierung begann ihre Thätigkeit mit wahrhaft republikanischer Energie und Entschlossenheit. Sie erließ alsbald am 25. Februar eine Reihe von Verordnungen, die dem konstitutionellen Königthum die Rückkehr für immer abschnitten. Im Namen des französischen Volkes erklärte sie die Deputirtenkammer für aufgelöst, verbot der Pairskammer, sich zu versammeln und kündigte an, daß eine Nationalversammlung sofort solle berufen werden, sobald die provisorische Regierung die bei der Abstimmung aller Bürger in Bezug auf Ordnung und Polizei nöthigen Maßregeln getroffen haben werde.

Die Grundsätze, welche von nun an in Frankreich herrschen sollten, wurden durch folgende Proklamation in den beiden republikanischen Journalen von Paris, dem „National" und der „Reform", deren Redakteure (Marrat und Flocon) Mitglieder der provisorischen Regierung waren, ausgesprochen.

„Die provisorische Regierung an das französische Volk! Eine retrograde und oligarchische Regierung ist so eben durch den Heldenmuth des Volkes von Paris gestürzt. Diese Regierung ist entflohen und hat eine Blutspur hinter sich gelassen, welche ihr die Rückkehr auf ewig verbietet. Das Blut des Volkes ist geflossen, wie im Juli: aber diesmal soll dieses edle Blut nicht betrogen werden. Es hat eine nationale und populaire Regierung erobert, die mit den Rechten, den Fortschritten und dem Willen dieses großen und hochherzigen Volkes übereinstimmt. Eine provisorische Regierung, hervorgegangen aus dem Zu-

ruf und dem Drange des Augenblicks, aus dem Willen des Volkes und der Deputirten der Departements in der Sitzung vom 24. Febr., ist augenblicklich mit der Sorge beauftragt, den Sieg des Volkes zu organisiren und zu sichern. Diese Regierung ist gebildet aus folgenden Herren: (folgen die unseren Lesern bereits bekannten Namen). Sie hat zu Sekretairen die Herren Armand Marrast, Louis Blanc und Ferdinand Flocon.

Diese Bürger haben keinen Augenblick angestanden, die patriotische Mission anzunehmen, welche ihnen der Drang des Augenblicks auferlegt hat. Wenn das Blut fließt, wenn die Hauptstadt von Frankreich in Flammen steht, so liegt das Mandat der provisorischen Regierung in der Gefahr und in der öffentlichen Wohlfahrt. Ganz Frankreich wird auf sie hören und sie mit seinem Patriotismus unterstützen. Unter der populairen Regierung, welche die provisorische Regierung proklamirt, ist jeder Bürger Magistrat. Franzosen! gebt der Welt das Beispiel, welches Paris für Frankreich gegeben hat: bereitet Euch durch Ordnung und Selbstvertrauen auf die kräftigen Institutionen vor, die Ihr Euch zu geben werdet berufen werden. Die provisorische Regierung will die Republik, unter dem Vorbehalte der Ratifikation des französischen Volkes, welches alsbald befragt werden wird.

Weder das Volk von Paris, noch die provisorische Regierung macht Anspruch darauf, ihre Meinung an die Stelle der Meinung der Bürger zu setzen über die definitive Form der Regierung, welche die Volkssouverainetät proklamiren wird.

Die Einheit der Nation, von jetzt an durch alle Klassen gebildet, aus welchen sie besteht; die Regierung der Nation durch sie selbst; Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit als Grundsätze; das Volk als Devise und Losungswort — das ist die demokratische Regierung, welche Frankreich sich selbst schuldig ist, und welche unsere Anstrengungen ihm werden zu sichern wissen."

Weitere Verordnungen bestimmten die Vertheilung der Staatsgeschäfte. Dupont de l'Eure ward zum Ministerpräsidenten ernannt, Lamartine zum Minister des Auswärtigen, Arago der Marine, Cremieux der Justiz, Bedeau des Krieges (an dessen Stelle später General Subervic), Marie der öffentlichen Arbeiten, Ledru-Rollin des Innern, Bethmont des Handels, Carnot des öffentlichen Unterrichts, Goudchaux der Finanzen, Cavaignac zum Gouverneur von Algerien, Garnier-Pagès zum Maire von Paris. Die Municipalgarde ward entlassen. Kommissäre wurden ernannt und mit der Proklamation der Republik in den Provinzen beauftragt.

Die Abschaffung des Königthums wurde, wie folgt, dekretirt:

„Im Namen des französischen Volkes! Das Königthum, unter welcher Form es sei, ist abgeschafft. Kein Legitimismus mehr, kein Bonapartismus, keine Regentschaft! Die provisorische Regierung hat alle nöthigen Maßregeln getroffen, um die Rückkehr der alten Dynastie und die Einsetzung einer neuen zu verhindern. Die Republik ist proklamirt. Das Volk ist einig. Alle die Hauptstadt umgebenden Forts sind in unserer Gewalt. Die brave Garnison von Vincennes ist eine Garnison von Brüdern.

Nehmen wir mit Ehrerbietung die alte republikanische Fahne an; deren drei Farben mit unseren Vätern alle Theile der Welt durchzogen haben. Zeigen wir, daß dieses Symbol der Gleichheit, der Freiheit, der Brüderlichkeit zugleich das Symbol der Ordnung und der wirklichsten, dauerhaftesten Ordnung ist, da die Gerechtigkeit deren Grundlage, und das ganze Volk deren Schirm ist.

Das Volk hat schon begriffen, daß die Versorgung von Paris mit Nahrungsmitteln eine freie Cirkulation in den Straßen von Paris erforderlich mache, und die Hände welche die Barrikaden errichteten, haben an verschiedenen Stellen den freien Durchgang der Wagen möglich gemacht. Folge man überall diesem Beispiel; nehme Paris wieder sein gewohntes Ansehen, der Handel seine Thätigkeit und sein Vertrauen an, wache das Volk zugleich über seinen Rechten, und fahre es fort, wie bisher, die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu wahren.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung der Republik."

Während in Paris selbst nach den Tagen des Kampfes eine eben so bewundernswürdige Ordnung herrschte, als unter den Waffen das Volk großmüthig und fern von unnöthiger Gewaltthat geblieben war, so zogen jetzt in der Umgegend der Stadt mehrere Banden von Gesindel herum, welche Plünderung und Brand an öffentlichem und Privateigenthum verübten. Als die provisorische Regierung davon Kunde erhielt, erließ der neue Obergeneral der Nationalgarde folgenden Aufruf:

„An die Nationalgarde! Der Feind hat uns nicht besiegen können, er will jetzt unseren Sieg entehren. Uebel-

thäter verbreiten um Paris Zerstörung und Brand. Das bewaffnete Volk erhebe sich wie ein Mann, um sie zu vertreiben! Die Vereinigung der Nationalgarde mit den heldenmüthigen Bürgern, welche hinter den Barrikaden waren, um die Tyrannei zu zerschmettern — diese Vereinigung zerschmettere jetzt die Anarchie! Mögen die ersten Tage unserer Republik so rein sein, als ihr Triumph glorreich war. Bürger! Ruhe, Energie, Vertrauen auf die provisorische Regierung, welche die französische Republik proklamirt hat, und sie wird stark genug sein gegen alle Ränke der Vaterlandsfeinde. Die Nationalgarde nimmt in ihren Reihen das ganze bewaffnete Volk auf. Die Jugend der Schulen, welche Alles für den Triumph gethan hat, ist organisirt und unter den Waffen. Unsere heldenmüthigen und bewunderungswürdigen jungen Männer von der polytechnischen Schule sind an der Spitze unserer Kolonnen. Ihre jungen Kameraden von der Schule St. Cyr und der Generalstabsschule haben sich ihnen angeschlossen. Was werden gegen ein ganzes Volk unter Waffen, geführt von der provisorischen Regierung, und begeistert durch die Hingebung, die Einsicht und den Muth unserer jungen Volksoffiziere, die Feinde des In- und Auslandes vermögen? Bürger! Ruhe, Einigkeit! Unser theures Vaterland hat seinen Rang an der Spitze der Nationen Europa's wieder eingenommen. Die Belgier, die Italiener werden uns folgen. Ihnen werden alle andern Völker folgen und sich mit dem Ruf erheben: Freiheit, Gleichheit, Bruderthum! Der Oberbefehlshaber Courtais."

Die aufgebotenen Nationalgarden zerstreuten mit Leichtigkeit die um Paris plündernden Banden.

Der Anblick der Stadt Paris bot noch am 25. und 26. Februar jenes wunderbare Schauspiel dar, welches durch die Vermischung der äußeren Ordnung mit den Spuren und Ueberresten eines wilden Straßenkampfes entsteht. Auf den von Kugeln zerschlagenen Gebäuden wehte das Banner der Republik; auf den von den Truppen niedergerissenen Barrikaden erzählte hier ein Verwundeter der aufmerksamen Menge eine Szene aus dem großen Drama, dort ertönte von noch stehenden Barrikaden der Kampfgesang der Marseillaise oder das Lied der Girondins. Hier und da hielt ein Proletarier von einer Barrikade herab eine feurige Volksrede und ließ die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit leben, wozu das versammelte Volk stürmisch einstimmte. In den Häusern pflegten Frauen die Verwundeten. Die allgemeine Brüderlichkeit schien zur Wirklichkeit geworden.

Die provisorische Regierung erließ nun auch an die Armee folgende Proklamation:

„Generale, Offiziere, Soldaten! Die Regierungsgewalt durch ihre Attentate gegen die Freiheit, das Volk von Paris durch seinen Sieg, hat den Fall der Regierung herbeigeführt, der Ihr den Eid geleistet habt. Ein unglücklicher Kampf hat die Straßen der Hauptstadt mit Blut gefärbt. Das Blut des Bürgerkriegs ist das, welches Frankreich am meisten zuwider ist. Das Volk vergißt Alles und drückt die Hand seinen Brüdern, welche das Schwert von Frankreich tragen.

Eine provisorische Regierung ist gebildet worden; sie ist hervorgegangen aus der gebieterischen Nothwendigkeit, die Hauptstadt zu erhalten, die Ordnung wieder herzustellen und für Frankreich Volksinstitutionen vorzubereiten, ähnlich

denen, unter welchen die französische Republik Frankreich und dessen Heer so groß gemacht hat. Ihr werdet, wir zweifeln nicht daran, diese Fahne des Vaterlandes begrüßen, welche in die Hände derselben Macht zurückgekehrt ist, von wo sie zuerst ausgegangen war. Ihr seht ein, daß die neuen und starken Volksinstitutionen, welche von der Nationalversammlung sofort ausgehen werden, dem Heere eine Laufbahn der Hingebung und der Dienste eröffnen, welche die freie Nation eben so und besser als die Könige würdigen wird. Es muß die einen Augenblick gestörte Eintracht des Heeres und des Volkes wieder hergestellt werden. Schwört Liebe dem Volk, zu dem Eure Väter und Brüder gehören! Schwört Treue seinen Institutionen, und Alles wird vergessen sein, außer Euer Muth und Eure Disciplin. Die Freiheit wird von Euch keine anderen Dienste mehr verlangen, als solche, deren Ihr Euch vor ihr erfreuen und vor ihren Feinden rühmen könnt."

Die Aufregung, welche natürlich nach dem großen Kampfe zurückbleiben mußte, das ganze Ereigniß, von dem man wohl voraussehen konnte, daß es die Welt erschüttern würde, verursachte eine Stockung der Geschäfte um so leichter, als dieselben bereits seit geraumer Zeit durch die Politik der Monarchie schwer gelitten hatten. Die provisorische Regierung fand sich daher am 24. Februar Abends zu folgender Proklamation an die Bürger von Paris veranlaßt:

„Bürger von Paris! Die Aufregung, von welcher Paris ergriffen ist, könnte, wenn auch nicht den Sieg, doch die Wohlfahrt des Volkes gefährden. Sie könnte die Wohlthaten der Eroberungen verzögern, welche es an diesen beiden unsterblichen Tagen gemacht hat. Diese Aufregung wird

sich in kurzer Zeit legen; denn sie hat keine wirkliche Ursache mehr in den Thatsachen. Die am 22. gestürzte Regierung ist entflohen. Das Heer kehrt von Stunde zu Stunde zu seinen Pflichten gegen das Volk und zu seinem Ruhme, der Hingebung für die Nation allein, zurück. Die durch die Barrikaden unterbrochene Cirkulation stellt sich mit Vorsicht, aber doch schnell, wieder her. Die Lebensmittel sind gesichert. Die Bäcker, welche wir gehört haben, sind mit Mehl auf 35 Tage versehen.

Die Generale erklären uns ihren freiwilligen und vollständigen Beitritt. Nur Eins noch verzögert das Gefühl der öffentlichen Sicherheit: Die Aufregung des Volkes, dem es an Arbeit mangelt, und das grundlose Mißtrauen, welches die Läden geschlossen hält und den Geschäftsverkehr hemmt. Morgen wird die unruhige Bewegung eines Theils der leidenden Bevölkerung sich legen unter dem Eindruck der wieder aufgenommenen Arbeit, und der besoldeten Einschreibungen, welche die provisorische Regierung heute dekretirt hat. Nicht Wochen mehr verlangen wir von der Hauptstadt und dem Vokke, um die volksthümliche Regierung wieder hergestellt und die zur Arbeit erforderliche Ruhe wieder gesichert zu haben. Noch zwei Tage, und der öffentliche Frieden wird vollständig wieder hergestellt sein! Noch zwei Tage, und das Volk wird seine Regierung haben."

Durch ein Dekret der provisorischen Regierung wurden alle Beamten des Civil-, Militär-, Gerichts- und Verwaltungsstandes ihres Eides entbunden. Andere Dekrete verordneten die Organisation der von Louis Philipp aufgelösten Nationalgarden, und die Bildung von 24 Bataillonen mobiler Nationalgarde, die unmittelbar in der Stadt Paris

zu rekrutiren seien. Die Einschreibungen dazu begannen alsbald in den Mairien der Bezirke. Den Mobilgarden wurde ein Sold von 1 Frank 50 Centimen den Tag und ihre Bekleidung und Besoldung auf Staatskosten zugesagt. Der Kriegsminister wurde beauftragt, sich mit dem Oberbefehlshaber der Nationalgarde der Seine über die Organisation, die Einübung und Bewaffnung dieser Bataillone zu verständigen. Eine andere Proklamation verordnete:

„Die Kinder der im Kampfe gefallenen Bürger sind vom Vaterlande adoptirt. Die Republik nimmt es auf sich, den Verwundeten und den Familien der Schlachtopfer der Monarchie jede erforderliche Hülfe zu leisten."

Die Tuilerien wurden zum Zufluchtsorte für die Invaliden der Arbeit erklärt. Die unmittelbare Einrichtung von Nationalwerkstätten wurde dekretirt und der Minister der öffentlichen Arbeiten mit deren Einführung beauftragt. „Die provisorische Regierung, so lautet eine andere Erklärung, überzeugt, daß die Größe der Seele die höchste Politik ist, und daß jede von dem französischen Volk bewerkstelligte Revolution der Welt die Heiligung einer philosophischen Wahrheit schuldig ist; in Betracht, daß es kein erhabeneres Prinzip giebt, als die Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens; in Betracht, daß in den denkwürdigen Tagen, in denen wir leben, die provisorische Regierung mit Stolz gefunden hat, daß nicht ein Rache- oder Mordschrei aus dem Munde des Volkes gekommen ist, erklärt: Die Todesstrafe in politischen Dingen ist abgeschafft. Diese Erklärung wird der Nationalversammlung zur Ratifikation vorgelegt werden. Die provisorische Regierung hat eine so feste Ueberzeugung von der Wahrheit, welche sie im Namen des französischen

Volkes proklamirt, daß, wenn die Schuldigen, welche das Blut Frankreichs vergossen haben, in den Händen des Volkes wären, es in seinen Augen eine bessere Züchtigung wäre sie zu demüthigen, als sie zu tödten."

Aber die provisorische Regierung wollte nicht blos die Republik, sie wollte die soziale Republik, den Staat, der Allen und jedem Einzelnen das Recht der Arbeit und somit der Existenz gewährt. Sie erließ daher folgenden Beschluß: „Die provisorische Regierung der Republik macht sich verbindlich die Existenz des Arbeiters durch die Arbeit zu sichern: Sie macht sich verbindlich allen Bürgern Arbeit zu sichern. Sie erkennt den Arbeitern das Recht zu, sich unter einander zu associiren, um den gerechten Lohn ihrer Arbeit zu genießen. Die provisorische Regierung übergiebt den Arbeitern die Million, welche von der Civilliste wegfällt."

In einer andern Verordnung erklärt die provisorische Regierung, daß als Nationalflagge die dreifarbige Fahne, in der von der französischen Republik festgesetzten Ordnung, wieder hergestellt sei. Die Flagge führt die Inschrift: „Französische Republik. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," drei Worte, welche den Sinn der demokratischen Lehren, deren Symbol diese Flagge sei, in seiner ganzen Ausdehnung bezeichnen, während ihre Farben die Erinnerungen der Republik fortpflanzten.

Der Minister des Innern erließ ein Cirkulair an die Präfekten, in welchem er sie einlud, die republikanische Regierung unmittelbar zu proklamiren und ihn von den getroffenen Maßregeln zu unterrichten. Es wurde Befehl gegeben, alle politischen Gefangenen in Freiheit zu setzen. Jeder erhielt die für ihn zur Rückkehr in seine Familie nöthigen

Summen. Da einige Beschädigungen von Denkmälern vorkamen, erließ die provisorische Regierung folgende Verordnung: „Keine Beschädigungen! keine Unordnungen! Die Macht appellirt an den Patriotismus aller guten Bürger gegen die beklagenswerthen Versuche einiger verirrten und böswilligen Menschen. Diese Appellation wird Gehör finden. Oeffentliche Gebäude, das Eigenthum der Nation zerstören oder beschädigen, heißt sich an der Nation vergreifen. Es ist eine Impietät gegen das Volk, dessen Hände und Arbeit diese Denkmäler errichtet haben. Ehren wir das Volk in seinen Werken!"

Es verbreitete sich das Gerücht, es seien die Maschinen und namentlich die Pressen mit Zerstörung bedroht. Die Arbeiter antworteten darauf mit folgendem Brief. „Brüder! Wir vernehmen, daß mitten im Jubel des Triumphs einige der Unsern, durch treulose Rathschläge irre geleitet, den Ruhm unserer Revolution durch Excesse beflecken wollen, welche wir mit unserer ganzen Energie mißbilligen. Sie wollen die mechanischen Pressen zerstören!

Brüder, diese Leute haben Unrecht. Wir leiden wie sie an den Störungen, welche die Einführung der Maschinen in die Industrie mit sich geführt haben. Aber statt uns an die Erfindungen zu halten, welche die Arbeit verkürzen und die Produktion vermehren, klagen wir nur die egoistischen und kurzsichtigen Regierungen für unsere Leiden an. Es kann in Zukunft nicht mehr so bleiben. Also Achtung vor den Maschinen! Die Maschinen angreifen heißt die Stimme der Revolution aufhalten, sie ersticken; heißt in der hochernsten Lage, worin wir uns befinden, das Werk schlechter Patrioten thun."

Ferner ging das Gerücht, die königlichen Schlösser sollten verbrannt werden. Auch die Ausführung dieser Absicht wurde durch eine Bekanntmachung des Maire von Paris, Garnier-Pagès, verhindert. „Der Maire von Paris," so lautet dieselbe, „unterrichtet, daß Bürger die Absicht kund gegeben haben, die dem aufgehobenen Königthume zugehörig gewesenen Residenzen zu zerstören, um die Tyrannei bis auf ihre letzte Spur zu vertilgen, bringt ihnen in Erinnerung, daß diese Gebäude hinfort der Nation gehören, daß, nach einem Beschluß der provisorischen Regierung, sie verkauft und ihr Erlös zur Unterstützung der Schlachtopfer unserer glorreichen Revolution verwendet werden soll, und zu den Entschädigungen, welche der Handel und die Arbeit verlangen. Sie ladet daher alle guten Bürger ein, sich zu erinnern, daß diese Nationalgebäude unter der Obhut des Volkes stehen."

14.

Wir haben in der Einleitung zur Schilderung dieser Revolution den Sieg des Volkes in Paris über das Königthum den Sieg der demokratischen Republik genannt. Und in der That, die demokratische oder soziale Republik schien errungen. Die provisorische Regierung hatte sie proklamirt. Wir werden später das furchtbare Schauspiel sehen, welches den Verlust der sozialen Republik in denselben Straßen derselben Stadt, wenige Monate nach diesem ersten Kampfe gewährte. Den Charakter dieser ersten Zeit der sozialen Republik können wir aber schließlich nicht treffender bezeichnen, als durch folgende Proklamation, welche Cabet an die Arbeiter von Paris am 25. Februar erließ. Diese

merkwürdige Proklamation lautet, wie folgt: „Unsere Brüder Arbeiter! Wir haben immer gesagt, daß wir vor Allem Franzosen und demokratische Patrioten, so unerschrocken, als human und gemäßigt seien. Ihr habt es soeben bewiesen. Der furchtbare Verrath, welcher am Mittwoch Abend, den 23. Februar, das Blut der Bürger vor dem Hotel des Auswärtigen vergossen hat, hat Euch zur Ergreifung der Waffen, zur gemeinsamen Vertheidigung genöthigt; und an dem unsterblichen Tage des 24. habt Ihr die heroische Hingebung der Bevölkerung von Paris getheilt.

Heute ist es die Einigkeit allein, die Ordnung und die Disciplin, welche dem Volke die Frucht seines Sieges sichern können, indem sie ihm seine Rechte und seine Interessen garantiren.

Sammeln wir uns denn um die provisorische Regierung unter der Präsidentschaft von Dupont de l'Eure, welche an die Stelle der hassenswürdigen Regierung, die sich mit dem Blute der Bürger geröthet hat, getreten ist.

Unterstützen wir diese provisorische Regierung, welche sich für republikanisch und demokratisch erklärt; welche die Nationalsouverainetät und die Einheit der Nation proklamirt; welche das Bruderthum, die Gleichheit und die Freiheit zu Principien und das Volk zur Devise und zum Losungswort nimmt, und welche die Kammern auflöst, um eine Nationalversammlung zu berufen, welche Frankreich die Konstitution geben wird, die es verlangt.

Aber laßt uns selbst beständig alle Konsequenzen dieser Principien zu reklamiren wissen.

Laßt uns verlangen, daß alle Franzosen zu Brüdern, gleich in Pflichten, wie in Rechten, ohne irgend eine Art von Privilegium erklärt werden; alle zu Mitgliedern der Nationalgarde, alle zu Wählern und wählbar zu allen öffentlichen Aemtern ohne die geringste pekuniäre Bedingung. Laßt uns das natürliche und vorschriftsfreie Recht der Association, der Vereinigung und der Berathung verlangen, die individuelle Freiheit ohne die Willkür irgend eines Menschen, die Freiheit der Presse ohne Beschränkungen, ohne Kaution und ohne Stempel. Laßt uns vor allem die Garantie aller Rechte und aller Interessen der Arbeiter fordern; die förmliche Anerkennung des Rechts zu leben, wenn man arbeitet, damit der Familienvater nicht mehr zu der schauderhaften Nothwendigkeit gezwungen sei, Frau und Kinder zu verlassen, um im Kampfe zu sterben.

Laßt uns die Organisation der Arbeit und die Gewißheit des Wohlbefindens durch die Arbeit verlangen. Laßt uns die Unterdrückung aller Auflagen auf die Gegenstände der ersten Bedürfnisse verlangen. Laßt uns die Abschaffung der erniedrigenden, lästigen und unbilligen Institutionen der Douane und des Octroi verlangen. Laßt uns für das Volk die allgemeine, freie, gemeinsame, wahre und vollständige Erziehung verlangen. —

Laßt uns Anstalten und Garantien für das Glück der Frauen und Kinder verlangen, damit Jedem die Möglichkeit werde, sich zu verheirathen, mit der Gewißheit, seine Familie aufbringen und glücklich machen zu können.

Treu unseren Principien des Bruderthums, der Humanität und der Mäßigung, der Gerechtigkeit und Vernunft, rufen wir immer und überall: „Keine Unordnung, keine

Gewaltthat, keine Unterdrückung, gegen irgend Einen!" aber Festigkeit, Klarheit und Klugheit, um Gerechtigkeit für Alle zu erhalten.

Keinen Angriff auf das Eigenthum! aber unerschütterliche Ausdauer in der Förderung aller Mittel, welche die Gerechtigkeit annehmen darf, um das Elend zu unterdrücken; namentlich, indem wir ein demokratisches System allmälig abnehmender Ungleichheit und allmälig zunehmender Gleichheit adoptiren.

Hüten wir uns, die unmittelbare Anwendung unserer kommunistischen Doktrinen zu verlangen. Wir haben immer gesagt, daß wir ihren Triumph nur durch die Diskussion, die Ueberzeugung, die Macht der öffentlichen Meinung, die individuelle Zustimmung und den Nationalwillen wollten. Bleiben wir unseren Worten getreu.

Aber viele unter uns haben sich mit ihrem Blute das Recht der Association, der Versammlung und der öffentlichen Diskussion erobert; laßt uns denn auch die unerschütterliche Festigkeit haben, diese Rechte zu behaupten; und die Erfahrung mit der Diskussion vereinigt wird genügen, zu überreden und zu überzeugen, daß unser System der sozialen und politischen Organisation das einzige Mittel gegen das Elend sei, das einzige, welches das Glück und die Wohlfahrt der Menschheit versichern kann.

Noch ein Wort. Die provisorische Regierung zeigt die Bewaffnung aller Bürger und die allgemeine Organisation der Nationalgarde an, indem sie zugleich dem Volke die Existenz zusichert: gebt also nicht Eure glorreichen Barrikaden auf! laßt im Gegentheil alles stehen und liegen, um Euch zu organisiren und in die Regimenter zu treten! Be-

ginnt, vollendet und regelt Eure Bewaffnung; fordert, daß die Bastillen entwaffnet werden, daß alle Kanonen, alle Waffen und alle Munitionen dem Volke ausgeliefert werden, und daß das ganze Pariser Volk unter den Waffen, organisirt und disciplinirt sei unter den Chefs seiner Wahl; dann wird man in Wirklichkeit die Garantie der Ordnung wie der Freiheit, und der Freiheit wie der Ordnung haben, gleicherweise wie, wenn die ganze Nationalgarde Frankreichs demokratisch bewaffnet und organisirt sein wird, man dann die wahre Garantie des allgemeinen Friedens, der Unabhängigkeit der Nationen und des Bruderthums der Völker haben wird.

Paris, den 25. Februar 1848.

Cabet."

So wirkte Alles zusammen, Regierung und Volk, einen geordneten Zustand der Dinge herbei zu führen. Ihnen schloß sich selbst die Geistlichkeit an. Der Erzbischof von Paris verfügte, daß der Gottesdienst in allen Kirchensprengeln wie gewöhnlich beginnen, daß sobald als möglich ein Hochamt für die Opfer der Februartage gefeiert werden solle, daß die Kirchen von den Pfarrern auf die erste Anforderung zu Lazarethen einzuräumen seien und daß eine allgemeine Sammlung für die Verwundeten und deren Familien angekündigt werde.

Das Fort von Vincennes ergab sich an Ferd. Flocon, den die provisorische Regierung zur Besitzergreifung desselben abgesandt hatte.

Aus den Provinzen langte eine Depesche nach der andern an, welche den Beitritt der großen Städte zur Republik verkündeten. Nismes, Avignon, Lion, Narbonne, Per-

pignan, Limoges, Bayonne, Straßburg, erklärten sich alsbald für dieselbe.

Merkwürdig ist es, wie sich jetzt auch die feilen Diener Louis Philipps beeilten, der Republik ihre Huldigung zu bringen. Sie waren alle über Nacht Republikaner geworden — sie, denen das Wort Republikaner noch vor wenigen Tagen mit „Hochverräther“ gleichbedeutend war. Der Marschall Bugeaud, Herr Thiers, Herr Barrot, u. s. w. — sie alle waren jetzt Republikaner und bezeugten der provisorischen Regierung ihre Ergebenheit. So folgen feile Menschen überall der Gewalt und Macht, und wenn wir morgen in unserem lieben Vaterlande, in Deutschland, die Republik erringen würden — unsere Geheimräthe wären eben so ergebene Diener der Republik und enragirte Republikaner, als sie jetzt ergebene Lakaien des Königthums und enragirte Monarchisten sind. Denn das alte Sprichwort: „Weß Brod ich ess' deß Lied ich sing',“ gilt ihnen als leitender Grundsatz.

Der Appellhof von Paris beschloß die Anklage der Minister Louis Philipps. Allein sie waren bereits entkommen und wie ihr Gebieter nach England geflohen. Guizot hatte sich in der Uniform eines Lakaien (die wahre Uniform für ihn) gerettet, Duchatel in einem Mantel, der ihm das Gesicht verdeckte, Hebert hatte sich einen Schnurrbart angeklebt.

Wir müssen noch erwähnen, daß auch Napoleons Bruder, Jerome Bonaparte, der Exkönig von Westphalen, in einem Schreiben an die provisorische Regierung erklärte: „Die Zeit der Dinastien ist vorüber,“ und auf Aufhebung der über ihn verhängten Verbannung antrug.

Und Louis Napoleon schrieb an dieselbe Regierung: „In dem Augenblicke, wo das Volk siegt, komme ich zum Stadthause. Die Pflicht eines jeden guten Bürgers ist es, sich um die provisorische Regierung der Republik zu sammeln. Ich betrachte es für die erste Pflicht, die ich zu erfüllen habe, und werde mich glücklich schätzen, wenn mein Patriotismus nützlich verwandt werden kann."

Paris nahm, wenige Tage nach diesen gewaltigen Ereignissen, sein altes Aussehen wieder an. Es gereichte dies denen zu nicht geringem Erstaunen, die, wie es bei uns noch so häufig geschieht, die Republik als gleichbedeutend mit Anarchie, Raub, Plünderung und Mord verschrieen hatten.

Als sich so von Tag zu Tag unter dem Zusammenwirken aller Parteien und Klassen des Volkes die französische Republik befestigte und es außer Zweifel war, daß ihr Bestehen gesichert sei, da zögerten auch die Gesandten der fremden Mächte nicht, sie anzuerkennen. Der Gesandte der nordamerikanischen Freistaaten, Herr Rush, war der erste von ihnen, der sich am 28. Februar auf das Rathhaus begab und die Anerkennung seiner Regierung aussprach. „Unter der Herrschaft ähnlicher Institutionen, sagte er, genießen die Vereinigten Staaten 70 Jahre einer steigenden Wohlfahrt, mit einer Regierung von gleichförmiger Stätigkeit, und wenn die Union unwandelbar den andern Ländern die Wahl ihrer Regierung überläßt, ohne sich in irgend einer Art einzumischen, so wird sie sich natürlich freuen, diese große Nation blühen zu sehen unter Institutionen, die ihr die Wohlthaten der gesellschaftlichen Ordnung und der öffentlichen Freiheit gesichert haben." Arago und Dupont

de l'Eure dankten dem Gesandten der großen Republik, und als derselbe mit seiner Begleitung aus dem Rathhause heraustrat, präsentirte die Wache das Gewehr und es erschallte der Ruf: „Es lebe die Republik der Vereinigten Staaten!“

Mit banger Erwartung sah Europa der Haltung entgegen, welche die provisorische Regierung gegen dasselbe annehmen würde. Es mögen wohl mehr Menschen den Krieg als den Frieden mit Frankreich erwartet haben. Und doch wollte Frankreich nur den letzteren. Am 2. März erließ Lamartine jenes denkwürdige Manifest an alle Gesandten Frankreichs bei den auswärtigen Regierungen. Der Raum erlaubt uns nicht, es ganz mitzutheilen. Allein wir können unmöglich einige der wichtigsten Stellen desselben unseren Lesern vorenthalten. Denn dieses Manifest entschied das Schicksal unseres Welttheils, es entschied über Krieg und Frieden, entschied vielleicht den Sieg der Demokratie im übrigen Europa.

„Die Ausrufung der französischen Republik, so heißt es darin, ist kein Akt des Angriffs gegen irgend eine Regierungsform in der Welt. Die Regierungsformen haben so rechtmäßige Verschiedenheiten des Charakters, der geographischen Lage und der intellektuellen, moralischen und materiellen Entwickelung bei den Völkern. Die Nationen, wie die Einzelnen, haben verschiedene Alter. Die Provinzen, die sie regieren, haben aufeinander folgende Phasen. Die monarchischen, aristokratischen, konstitutionellen, republikanischen Regierungen sind der Ausdruck dieser verschiedenen Grade der Reife, des Genius der Völker. Sie verlangen nach mehr Freiheiten in dem Maaß, als sie sich fähig fühlen deren mehr zu ertragen. Sie verlangen nach mehr Gleichheit

und Demokratie in dem Maaß, als sie mehr beseelt sind von Gerechtigkeit und Liebe für das Volk. Ein Volk richtet sich zu Grunde, wenn es der Stunde dieser Reife vorschreitet, gleichwie es sich entehrt, wenn es sie entwischen läßt, ohne sie zu fassen. Der Krieg ist nicht das Princip der französischen Republik, wie es deren verhängnißvolle und glorreiche Nothwendigkeit im Jahre 1792 war. — Sie werden erkennen, daß es eine konservative Freiheit; sie werden erkennen, daß es in der Republik nicht blos eine bessere Ordnung geben kann, sondern daß es auch mehr Ordnung geben kann in dieser Regierung Aller durch Alle, als in der Regierung Einiger durch Einige. Allein abgesehen von diesen uneigennützigen Erwägungen würde schon das bloße Interesse der Befestigung und des Bestandes der Republik den Staatsmännern Frankreichs Friedensgedanken eingeben. Der Krieg ist immer eine Diktatur. Die Soldaten vergessen die Institution über den Menschen. Die Throne sind eine Versuchung für die Ehrgeizigen. Der Ruhm verblendet den Patriotismus. Der Zauber eines siegreichen Namens verhüllt das Attentat gegen die Nationalselbstherrlichkeit. Allerdings will die Republik Ruhm, aber sie will ihn für sich selbst, nicht für Cäsare und Napoleone. Die französische Republik wird daher mit Niemand Krieg anfangen. Sie hat nicht nöthig zu sagen, daß sie ihn annehmen wird, wenn man dem französischen Volke Kriegsbedingungen stellt.

Wir sagen es laut: wenn uns in den Rathschlägen der Vorsehung die Stunde geschlagen zu haben schiene für den Wiederaufbau einer der in Europa oder anderswo unterdrückten Nationalitäten; wenn die Schweiz, unsere treue Bundesfreundin seit Franz I., vergewaltigt oder bedroht

würde in der Bewegung des Wachsthums, das sie bei sich bewirkt, um dem Pfeilbund der demokratischen Regierungen eine Kraft mehr zu leihen; wenn die unabhängigen Staaten Italiens überzogen würden, wenn man ihren inneren Umgestaltungen Schranken oder Hindernisse setzte, wenn man ihnen mit bewaffneter Hand das Recht bestritte, sich untereinander zu verbünden, um e i n italienisches Vaterland zu befestigen — dann würde die französische Republik sich berechtigt glauben, selbst zu waffnen, um diese rechtmäßigen Bewegungen des Wachsthums und der Nationalität der Völker zu schirmen. Die Republik hat, Sie sehen es, mit dem ersten Schritt die Aera der Proskriptionen und der Diktaturen durchmessen. Sie ist entschlossen, die Freiheit nach innen nie zu verletzen. Sie ist gleich entschlossen, ihr demokratisches Princip nie zu verletzen nach außen. Sie wird Niemand die Hand legen lassen zwischen die friedliche Ausstrahlung ihrer Freiheit und den Blick der Völker."

Wir haben oben gesagt, dies Manifest entschied vielleicht den Sieg der Demokratie im übrigen Europa. Wir behaupten dies, weil dasselbe dem staunenden Europa bewies, daß Demokratie nicht gleichbedeutend ist mit Anarchie im Innern und mit Krieg nach außen.

Während so die Stellung der Republik zu den übrigen Staaten Europa's gegeben war, schritt ihre innere Organisation rasch vorwärts. Die Berufung der Wahlversammlungen wurde auf den 3. April und der Zusammentritt der Nationalversammlung auf den 20. April festgesetzt. Mit einem Federstrich wurde die ganze Wahlreformfrage, der Ausgangspunkt der Revolution, erledigt. Die Wahl wurde als eine direkte und allgemeine erklärt, ohne eine Beschrän-

fung durch Vermögen. Allen Franzosen von 21 Jahren wurde das Wahlrecht und allen 25jährigen das Recht der Wählbarkeit ertheilt. Die Abstimmung sollte geheim sein. Die Zahl der Volksvertreter wurde auf 900 angesetzt, also ein Vertreter auf 40,000 Einwohner. Am gleichen Tage mit diesem Wahlgesetz beschloß die provisorische Regierung die Freilassung der Sklaven in den Kolonien.

Ohne Verzug nahm die provisorische Regierung jetzt auch die Arbeiterfrage in Angriff. Sie wollte sie durch die Arbeiter selbst lösen lassen. Zu diesem Ende berief sie auf den 1. März in den Palast Luxembourg die Abgeordneten der Gewerke. Es war Morgens 9 Uhr, als die 200 Abgeordneten die Sitze einnahmen, die noch vor wenigen Tagen die Pairs von Frankreich inne gehabt hatten. Louis Blanc nahm von dem Präsidentenstuhl Besitz. Albert, Arbeiter und Mitglied der Regierung, fungirte als Vicepräsident. Louis Blanc eröffnete die Sitzung. Zum erstenmal in der Geschichte, sagte er, seien die Arbeiter berufen, mit der Regierung das große Problem ihres Looses zu entscheiden, und zwar in dem Rathsaal der alten Aristokratie. Der Zweck dieser Kommission sei, alle Fragen der Arbeit zu untersuchen und in einem der Nationalversammlung vorzulegenden Entwurf ihre Lösung vorzubereiten. Mehrere der Abgeordneten bestiegen nun die Rednerbühne und legten die Wünsche der Werkstätten dar. Sie betrafen hauptsächlich die Herabsetzung der Arbeitsstunden und das Verbot des Zwischenhandels. Als nun viele Abgeordnete erklärten, sie würden nicht eher arbeiten, bis wenigstens diese beiden Fragen entschieden seien, sagte Louis Blanc: „Ihr sagt, daß Ihr von sehr guten Gesinnungen beseelt seid, ich weiß es, aber daß es draußen

viele Arbeiter gebe, welche vielleicht ihr Tagewerk nicht wieder vornehmen wollten, wenn sie nicht eine augenblickliche Lösung erlangten. Nun, so vertraue ich Eurem Patriotismus diese Mission an. Verbreitet Euch in die Quartiere von Paris. Sagt, daß Ihr zum erstenmale in der Welt von Eurem wahren Interesse gesprochen habt, sagt, daß man Euch zum erstenmale erklärt hat, daß das Gesetz, welches sich auf die Anliegen des Volkes bezieht, vom Volke selbst gemacht werden soll. Sagt, ob Ihr nicht einige Wärme in unseren Worten empfunden, und ob unsere Sprache Euch nicht die Gewißheit gegeben, daß unsere Ueberzeugungen aufrichtig, unerschütterlich gewesen? Wenn ich es wagte, würde ich Euch sagen, daß wir noch ungeduldiger sind für Euer Glück, als Ihr selbst, denn wir sind verantwortlich dafür. Die Männer unter Euch sind nur für ihre eigne Familie verantwortlich. Wir, ja wir haben die furchtbare Verantwortlichkeit übernommen, das Glück aller Familien Frankreichs zu regeln. Das ist eine große und schwere Aufgabe, und man muß denjenigen, die sich nicht gefürchtet haben, sie auf ihr Haupt zu nehmen, einigen Dank wissen. Es ist heldenmüthig auf einer Barrikade sterben; es ist heldenmüthig gegen den Feind zu fechten. Allein in beiden Fällen steht man nur für sich selbst ein. Es giebt Handlungen, die mehr Seelenfestigkeit erfordern, nämlich, wenn man sich verpflichtet, für das Leben von Millionen einzustehen. Diese furchtbare Verantwortlichkeit haben wir darum übernommen, weil wir in unseren Herzen eine Macht der Ueberzeugung, eine Wärme des Wollens fühlten, die uns sagte, daß wir nicht unter dieser unermeßchen Aufgabe stehen bleiben werden. Das kann aber nur

mit Eurer Mitwirkung geschehen, denn unsere Kraft ist nur in Euch. Diese Kraft ist Euer Vertrauen und wir fordern sie als Gegendienst für unsere Hingebung." Diese Worte reichten hin, die besorgten Arbeiter zu beruhigen. Unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" trennte sich die Versammlung.

Am andern Tage fand eine große Versammlung von Industriebesitzern in den Sälen desselben Palastes statt. Die Abschaffung der Geschäfte der Unterakkordanten wurde beschlossen, da diese am härtesten auf den Arbeiter drückten.

Aus der Mitte der Gewerksabgeordneten war in der ersten Sitzung, die wir geschildert haben, eine Kommission von 10 Arbeitern durch das Loos ausgeschieden worden. Mit dieser Kommission setzte Louis Blanc seine Berathungen fort. Die Generalversammlung aller Abgeordneten fand nur von Zeit zu Zeit statt und es wurden hier die Resultate der Kommissionsberathungen mitgetheilt. Aus diesen Berathungen ging die Einrichtung der Nationalwerkstätten hervor, welche in wenigen Wochen 100,000 Arbeiter beschäftigten. Sie wurden der nächste Anlaß des furchtbaren Kampfes im Juni, wir werden daher später auf dieselben noch einmal zurückkommen.

Wie der amerikanische Gesandte, so brachten jetzt auch die Demokraten anderer Nationen der provisorischen Regierung und der Republik ihre Glückwünsche und Huldigungen. Eine Deputation deutscher Demokraten überreichte der Regierung eine von 6000 Deutschen unterzeichnete Adresse. „Bürger von Deutschland, erwiederte Cremieur, der sie in Empfang nahm, unsere Herzen sind lebhaft erregt von den edlen Worten, die ihr uns vernehmen ließet. Sie sind würdig des Volkes, das Ihr repräsentirt, und dieser Aera der

Freiheit, in welche Frankreich zuerst eingetreten ist, und in die alle vernünftigen Nationen, die frei sein wollen, ihr nachfolgen werden. Sitz der Philosophie und der hohen Studien, weiß Euer Deutschland wohl, was die Freiheit werth ist, und wir sind versichert, daß sie dieselbe durch sich selbst erringen wird, ohne andere Hülfe, als dieses lebendige Beispiel, das wir dem Volke geben — ein Beispiel, das allen beweisen muß, daß die Freiheit das erste der Güter und die erste Nothwendigkeit für den Menschen ist. Deutschland überstürzt sich nicht, es geht, aber wenn Deutschland geht, so kommt es ans Ziel. In Erwartung des Tages, wo Deutschland, stark durch sich selbst, als eine große Nation, die es ist, sich in seiner Macht konstituirt, und diese großen Ideen der Freiheit verkündigt, die es mit einer neuen Glorie umgeben werden, nimmt Frankreich den lebhaftesten Antheil an den wichtigen Ereignissen, die sich auf dem Boden des alten Germaniens vorbereiten. Frankreich zollt mit Freuden allen Versuchen der Freiheit seinen Beifall. Die Freiheit nähert und vereinigt die Völker. Von dem Tage an, wo die Nationen wissen werden, daß sie Schwestern sind, wird es, wie ihr gesagt habt, nur noch eine Republik auf Erden geben, und wir werden alle rufen können: Es lebe die Freiheit!"

Im Namen von 2000 Schweizern in Paris führte Barman aus Wallis eine Deputation nach dem Stadthause, um der provisorischen Regierung zu sagen, daß die Schweiz, der Vorposten und die Burg der Demokratie, das Schild auf dem Herzen Frankreichs, jetzt gleichartiger und stärker geworden, sich erinnern werde, daß sie, wenn je ihre 200,000 Bürgersoldaten berufen sein sollten, ihre Freiheit zu verthei-

digen, im Kampfe für sich auch für Frankreich kämpfe, das ihre Schwester geworden.

Aehnliche Deputationen erhielt die Regierung von den Engländern in Paris, eine andere von den Demokraten in London, an deren Spitze O'Connor stand, mit Adressen, welche die Bewunderung der französischen Nation und ihrer brüderlichen Gesinnung ausdrückten.

Eine zahlreiche Deputation des italienischen National-vereins begab sich endlich gleichfalls auf das Stadthaus, woselbst Joseph Mazzini, das Haupt der italienischen Republikaner, der provisorischen Regierung folgende Adresse vorlas: „Der italienische Nationalverein, der sich am 5. März konstituirt hat, und von Joseph Mazzini, Peter Etiannone und Philipp Canuti präsidirt wird, ist erschienen, um der provisorischen Regierung der französischen Republik seinen Zoll der Bewunderung darzubringen, und zugleich seine Pflicht zu erfüllen, indem er dieselbe von seiner definitiven Bildung in Kenntniß setzt. Sein Zweck, meine Herren, ist der Zweck, den alle großen Italiener gepredigt oder vorgesehen haben, von Arnold von Brescia bis Machiavell, von Dante bis Napoleon, der Euch wie uns gemeinschaftlich ist. — Die politische Einigung der Halbinsel, die vom Meere bis zu den Alpen vollständige Emancipation dieses Bodens, von welchem zweimal das Losungswort der europäischen Einheit ausgegangen, die Gründung einer gediegenen, starken Nationalität, die zum Besten der Welt ihren Rang einnehmen können in der Conföderation der Völker und Beitragen zur gemeinschaftlichen Arbeit; die Inspirationen und die Hingebung, das Denken und Handeln von 24 Millionen freier Männer, Brüder und Vereinsgenossen in einem

nationalen Glauben: Gott und das Volk, in einem internationalen Glauben: Gott und die Menschheit. Dieser Glaube, meine Herren, so sehr man ihn auch gesucht hat zu verdunkeln, ist der Glaube unsrer Väter. Seit der pythagoräischen Schule des mittäglichen Italiens bis zu unsern philosophischen Denkern des siebenzehnten Jahrhunderts, zwischen der Folter, welche vergebens den sozialen Gedanken unseres Kampanella vernichten wollte, und der Fusillade, die auf den Lippen der Brüder Bandiera ihren letzten Ruf: Es lebe Italien! brach, hat der italienische Genius durch eine ununterbrochene Folge individueller Protestationen stets erklärt, seine nationale Tradition sei Einheit und Freiheit. Einheit als Garantie der Mission, Freiheit als Garantie des Fortschritts.

In Mitte der Fesseln, des Schooßes der Korruption, welche der Despotismus erzeugt, unter dem fremden Bajonet, welches jeden Schlag seines edlen Herzens bedrohte, hat es stets, aus der Tiefe der Kerker und von der Höhe der Blutgerüste, den aufmerksamen Nationen zugerufen: Italien ist nicht todt, es gestaltet sich um, und sein großer Gedanke wird rein, wie das Gold aus dem Tiegel, hervorgehen aus seinen drei Jahrhunderten der Knechtschaft, wenn das Werk der Verschmelzung vollbracht, wenn die italienischen Völker endlich reif sein werden durch das Leiden und die Liebe, um in einander zu fließen in einer einmüthigen Umarmung um das heilige Banner des gemeinschaftlichen Vaterlandes, und Europa, nach dem Italien der Kaiser, nach dem Italien der Päpste, das unermeßliche Schauspiel des Italiens des Volkes zu geben. Dieser Augenblick, meine Herren, ist eine knospende Blüthe, die am Aufbrechen ist. Schon hat in der Lombardei die Stunde der Emancipation

geschlagen. Den Nationalgedanken aller Lokalimpulse entkleiden, mitten durch das unsichere Tasten der Gegenwart seine progressive Entwicklung leiten — das ist der Zweck des italienischen Nationalvereins. Er wird ihn verfolgen mit Ruhe, Festigkeit, mit allen seinen Kräften, seiner ganzen Thätigkeit, wie es die Umstände erheischen, wie das glorreiche Beispiel, das Frankreich zum zweitenmal der Welt gegeben hat, das Gesetz auflegt. An der Konstituirung einer starken italienischen Nationalität arbeiten, heißt nicht allein für Italien arbeiten — es giebt keinen Franzosen, der dies nicht schon instinktartig begreift — sondern auch für Frankreich — heißt Frankreich eine Schwester, eine mächtige und treue Bundesfreundin geben wollen, die fähig ist in den europäischen Volksversammlungen mit ihm für den Fortschritt Aller zu stimmen, und von seiner Seite für den Triumph des Rechts und der Wahrheit auf den Schlachtfeldern zu kämpfen. Zwischen uns, meine Herren, Ihr wißt das seit Eurer ersten Revolution und seit dem Kaiserthum, ist ein Band auf Leben und Tod. Wir glauben daher ein Recht zu haben auf Eure Sympathien, wie Ihr ein Recht habt auf unsere Bewunderung. Gebt sie uns, sie werden nicht verloren sein für das heutige Italien, sie werden es besonders nicht sein für das künftige Italien."

Lamartine nannte die Beipflichtung Italiens einen der schönsten Augenblicke der werdenden Republik. So drängten sich die Freien aller Völker um die Wiege der französischen Republik und begrüßten sie als den Messias der neuen, freien Zeit.

15.

Wenn sich nach langem Druck die Völker endlich erhoben und die Ketten der Gewalt gebrochen hatten, wenn sie glaubten, eine schönere, glücklichere Zeit sei für sie herangebrochen — da pflegte sie auch zu allen Zeiten heranzuschleichen, leise und vorsichtig, die giftige Schlange der Reaktion an das zarte Kind der Freiheit, um mit ihrem Leib seine Glieder zu umschlingen und mit ihrem Gifte sein Leben zu tödten. Die Februar-Revolution hatte in Frankreich die verbündete Herrschaft des Königsthums und der Bourgeoisie gestürzt. Der König war geflohen, die Bourgeoisie hatte sich verkrochen. Die soziale oder die rothe Republik, d. h. der Staat, in welchem die Gesammtheit die Sorge für die Freiheit und Wohlfahrt jedes Einzelnen übernimmt, war proklamirt worden. Das Recht der Arbeit war von der provisorischen Regierung den Arbeitern zugesagt. In den ersten Tagen nach dem Kampfe, als das Volk noch kampflustig und argwöhnisch unter den Waffen stand, da wagten sie es freilich nicht, die Bourgeois und die Monarchisten, der Bewegung sich entgegenzustemmen. Aber kaum waren drei Wochen verflossen, als die Reaktion schon ihr Haupt erhob. Zwei Dinge dienten ihr dabei zum Vorwand, ein Rundschreiben des Ministers des Innern, Ledru-Rollin's, an die Kommissäre in den Departements über die innere Politik, die sie zu befolgen hätten, und ein Dekret der Regierung zur Reorganisation der Nationalgarde.

Die alten verkauften Beamten standen überall in den Departements noch an der Leitung der Geschäfte. Die Wahlen zur konstituirenden National-Versammlung sollten

vorbereitet und geleitet werden. Durfte man es wagen, dieses Geschäft den reaktionären Beamten zu überlassen? War nicht von ihnen zu erwarten, daß sie alles aufbieten würden, um sie gegen die Republik ausfallen zu lassen? oder mindestens gegen die soziale Republik? Konnte man diese Beamten überhaupt noch am Ruder lassen? Ledru-Rollin, der Minister des Innern, sah dieses wohl ein, er erkannte die drohende Gefahr. Deshalb ernannte er Kommissäre und sandte sie nach allen Departements. Das Rundschreiben, das er an diese Kommissäre richtete, und das denselben zur Instruktion zu dienen bestimmt war, enthielt im Wesentlichen folgende Grundsätze:

Die Republik, welche wir eingesetzt haben, ist nicht das zufällige Resultat einer Bewegung der Leidenschaft; sie ist eben so wenig die Frucht eines heiligen und gerechten Zornes. Noch zuckend hervorgegangen aus dem ungleichen Kampfe zwischen einem ganzen Volke und einer Hand voll Aufrührer, hatte sie sich langsam durch die Fortschritte der Volksvernunft konstituirt. In dem Maaße, als die an die Spitze der Gewalt gestellte Faktion gewaltthätiger und bedrückender wurde, befestigte sich die Nation in dem Gefühl ihres Rechtes und in dem Entschluß, bei dem ersten großen Anlaß seine unwiderstehliche Souverainetät zu proklamiren. Das ist der Grund, weshalb sich weder Zögern noch Uneinigkeit kundgegeben. Ganz Frankreich hat nur eine einzige Sprache gehabt, weil es nur eine einzige Seele hatte. Wir alle fühlten uns gedemüthigt, erniedrigt in den Augen Europa's durch eine verächtliche und contrerevolutionäre Regierung; wir alle haben stolz das Haupt erhoben an dem Tage, wo diese Monarchie dahingesunken unter dem

Schimpfe der Verachtung, einer republikanischen Regierung Platz machte. Diese Einheit Aller in einem und demselben Gedanken ist das sicherste Unterpfand der Dauer der Republik. Sie muß auch die Quelle der Mäßigung nach dem Siege sein.

Es wird deshalb Ihre erste Sorge sein, es deutlich zu machen, daß die Republik frei ist von jedem Gedanken an Rache und Reaktion. Indeß darf diese Großmuth nicht in Schwäche ausarten. Wenn Sie sich aller Schritte gegen politische Ansichten und Handlungen enthalten, welche der Vergangenheit angehören, so machen Sie sich es doch zur Regel, daß politische Funktionen, auf welcher Stufe der Hierarchie es auch sei, nur erprobten Republikanern anvertraut werden dürfen.

Die verächtliche Regierung, welche der Hauch des Volkes hat verschwinden machen, hatte mit ihrer Korruption alle Ruder der Verwaltung angenagt. Die, welche ihren Instruktionen gehorcht, können dem Volke nicht dienen. In dem feierlichen Augenblick, wo es, in den Vollgenuß seiner Macht wieder eintretend, in seine Komitien hinabzusteigen im Begriff steht, um dort seine Erwählten zu bezeichnen, müssen seine Beamten tief durchdrungen von seinem Geiste und seiner Sache aus vollem Herzen ergeben sein. Das Heil des Vaterlandes hängt davon ab. Wenn wir mit Festigkeit auf der Bahn der Revolution weiter schreiten, kann seiner Größe mit seinem Gedeihen keine Grenze gezogen werden; wenn wir lau werden, ist Alles zu fürchten.

Stellen Sie also an die Spitze jedes Bezirks, jeder Gemeinde Gesinnungs-Genossen und entschlossene Männer.

Sparen Sie keine Instruktionen, beleben Sie ihren Eifer. Durch die Wahlen, welche bevorstehen, halten sie die Geschicke Frankreichs in ihrer Hand: mögen sie uns eine Nationalversammlung geben, die im Stande ist, das Werk des Volkes zu begreifen und zu vollenden. Mit einem Worte, Männer von gestern und nicht von morgen.

Nicht zu große Strenge gegen die Beamten, deren Rolle rein administrativ ist. Sie müssen diejenigen beibehalten, welche, jeder politischen Thätigkeit fremd, ihre Stellung durch nützliche Dienste erworben haben. Indem Sie auf diese Weise fest und gerecht zu bleiben suchen gegen die unter Ihren Befehl gestellten Agenten, werden Sie von ihnen einen thätigen und ergebenen Beistand fordern.

Wo' liegt in dieser ungeheuren Bewegung der Geister, die so kräftig nach der Verwirklichung der Prinzipien der Verbrüderung und Einheit ringen, für irgend Jemanden eine Gefahr? Wo findet man einen Vorwand zur Besorgniß? Diejenigen, welche für das Eigenthum und die Familie fürchten, sind nicht aufrichtig, oder sie sind sehr unwissend. Seines Charakters egoistischer Persönlichkeit entkleidet, verbürgt und begrenzt durch das Recht und das Interesse Aller, wird das Eigenthum die ausschließliche Frucht der Arbeit. Wer möchte es fortan wagen, seine Unverletzlichkeit zu bestreiten?

Unser Werk wird vollständig sein, wenn wir während des nothwendigen Ueberganges unserem Vaterlande das geben, was es von uns erwartet, Ordnung, Sicherheit, Vertrauen zu der republikanischen Regierung. Durchdrungen von dieser Wahrheit, werden Sie die bestehenden Gesetze, so weit sie der neuen Ordnung der Dinge nicht zuwider-

laufen, in Ausübung erhalten. Die Vollmachten, welche Ihnen übertragen worden, stellen Sie nur so weit über sie, als die politische Organisation in Betracht kommt, deren thätige und ergebene Werkzeuge Sie sein müssen.

Sie haben sich bei Ihrer Ankunft mit den einflußreichsten Patrioten umgeben müssen; ihre Rathschläge werden immer großes Gewicht bei Ihnen haben; aber vergessen Sie nicht, daß das beste Mittel, sie und mit ihnen die ganze Bevölkerung zu gewinnen, darin besteht, daß Sie allen Zweigen der Verwaltung das Gepräge unermüdlicher Thätigkeit aufdrücken. Wir sind die Diener des Volks, und wir wollen ihm durch unser Handeln und durch unsern Eifer den Beweis liefern, daß wir seines Vertrauens würdig sind. Geben Sie deshalb überall das Beispiel der Wachsamkeit und Arbeit; möge Ihre Sorgfalt dahin gerichtet sein, daß kein Interesse durch die augenblickliche Störung leide, welche der Sturz einer verabscheuten Regierung hervorgebracht, und Sie werden Ihr Mandat nützlich ausgerichtet haben.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Ihre Aufmerksamkeit in ganz besonderer Art sich für die Organisation der Nationalgarde lenken muß. Zusammengesetzt, wie es der Fall sein wird, aus sämmtlichen Bürgern, ist sie die Stärke und der Ruhm des Landes, die Garantie unserer Freiheiten.

Seien Sie endlich bedacht, mit Präzision und Klarheit Alles zusammenzustellen, was sich auf das Loos der Arbeiter in Ihrem Departement bezieht. Durch sie und für sie ist die Republik gegründet, deren Mission es ist, ihren Leiden ein Ende zu machen und ihre Rechte zu heiligen.

Dieses waren die Grundsätze, welche Ledru-Rollin den Kommissären, welche er in die Departements schickte, zur Richtschnur mitgab. Sie waren die einzigen, durch welche die Reaktion dauernd niederzuhalten war. Es mußte von unten auf geräumt werden. Das merkten die Reaktionäre. Ihre Existenz war bedroht. Darum ließen jetzt alle Minen springen.

Die zweite Maßregel der provisorischen Regierung, die den Haß der reaktionären Bourgeoisie entflammte, war die Auflösung der sogenannten Elitenkompagnien, d. h. der Grenadier- und Voltigeurkompagnien, welche früher den einzelnen Legionen der Nationalgarde beigegeben waren. Die provisorische Regierung hatte das Prinzip der allgemeinen Volksbewaffnung proklamirt. Sie konnte daher jene Elitenkompagnien als durchaus undemokratisch und als Pflanzschulen eines aristokratischen Korpsgeistes nicht dulden.

Gegen diese beiden Maßregeln agitirte nun die reaktionäre Partei. Ehemalige Pairs, Deputirte, Generäle, Fabrikanten und Handelsleute gründeten einen „Republikanischen Klub für die Freiheit der Wahlen," der trotz dieses Namens doch der Heerd der Reaktion war. Denn als diese Freiheit verlangten sie, daß man die alten Beamten bei den Wahlen frei schalten und walten lasse, damit das betrogene Volk der Republik feindliche Männer erwähle.

Die Nationalgardisten, über die Auflösung ihrer aristokratischen Kompagnien erboßt, unternahmen es am 16. März eine Demonstration bei der provisorischen Regierung gegen diese Maßregel zu machen. Etwa 15 bis 1800 derselben fanden sich auf dem Platze des Stadthauses ein. Andere gelangten gar nicht bis dahin, sondern wurden schon auf

dem Wege durch das andrängende Volk zurückgehalten. Auf dem Platze des Stadthauses selbst war das Volk in solcher Mehrheit vorhanden, daß es die Nationalgarden umringte und vollständig einschloß. „Laßt Euren Weibern Muffe machen aus Euren Bärenkappen," rief man den Geldaristokraten zu, und schallendes Gelächter begleitete die grimmigen Helden, denen das Volk jetzt den Abzug gestattete. Viele der Grenadiere mußten ihre Bärenmützen abnehmen. Erbittert und beschämt zogen sie heim. Sie hatten der Regierung ihr Verlangen durch eine Deputation schriftlich mittheilen lassen, erhielten aber von Marrast einen ablehnenden Bescheid und diese Mißbilligung wurde von dem Generalkommandanten Courtais in einem Tagesbefehl der ganzen Nationalgarde mitgetheilt. Die Nationalgarde, antwortete man den Bärenmützen, sei ein brüderlicher Verein aller Bürger, in diesem könnten keine besonderen Auszeichnungen bestehen. Auch würden die auf einer großen Ausdehnung der Stadt zerstreuten Grenadier- und Voltigeurkompagnien mehr Zeit brauchen als die andern, um sich zu sammeln, wenn man ihrer Dienste benöthigt wäre.

Arago und Marrast hatten der Deputation der Nationalgarde auf dem Stadthause vorhergesagt, ihr Schritt werde eine ungeheure Erregung des Volkes nach sich ziehen. „Der böse Wille," schrieb das Klubblatt „La voix des clubs," „scheint mit Schuld an gewissen Gerüchten zu sein. Man bedroht uns mit einer Reaktion der Patrizier gegen die Plebejer der Barrikaden. Man spricht uns von einer „„Chouanerie"" der Bourgeois, von unklugen Weißen und Blauen, die auf die Zernichtung der Republik hinarbeiten sollen."

Das war hinreichend. Die Bourgeois der Nationalgarde hatten sich der Republik feindlich gezeigt. Wollten sie die Republik stürzen und die Monarchie wieder rehabilitiren? Ein Theil derselben mochte wohl auch diesen Gedanken hegen. Der größere Theil aber fürchtete die soziale Republik, fürchtete, die Privilegien des Geldsackes würden aufgehoben. Das Volk von Paris, das die Revolution gekämpft hatte, wollte aber die soziale Republik, es wollte die Garantie der Arbeit, es wollte sich nicht abspeisen lassen mit einem Paar Freiheiten und dabei nach wie vor hungern, nach wie vor von den Geldsäcken sich aussaugen lassen. In der provisorischen Regierung erblickte es den Repräsentanten seines Willens. Und wenn es auch nur theilweise der Fall war, wenn auch nur Ledru-Rollin, Caussidiere und Louis Blanc, wie sich später gezeigt hat, die ganze Befreiung und Errettung des Volkes wollten, so wollte doch das Volk um jeden Preis diese Regierung erhalten. Es wollte seine Macht entfalten. Die aristokratische Nationalgarde hatte es am 16. Mai versucht, am 17. hielt die Volkspartei Heerschau.

Die ganze Nacht vom 16. zum 17. Mai war Paris in Bewegung. Die Häupter der Klubs trafen die Vorbereitungen. Boten eilten bis auf 6 Stunden in der Umgegend von Paris, um das Volk zur beabsichtigten Demonstration einzuladen. Am Morgen des 17. zogen von allen Seiten die Volksmassen in die Stadt. Um 1 Uhr Nachmittags setzte sich eine Riesenkolonne von 200,000 Menschen, alle geordnet in Reih und Glied, mit flatternden Fahnen von dem Revolutionsplatz in Bewegung. An ihrer Spitze ging eine Deputation von 40 Delegirten der Klubs und der verschiedenen Korporationen. Sie sollten der proviso-

rischen Regierung die Wünsche des Volkes überreichen. Zug auf Zug folgten in der größten Ordnung. Unter dem unaufhörlichen Ruf: „Es lebe die Repubilk! Es lebe Ledru-Rollin! Nieder mit den Geldaristokraten! nieder mit den Karlisten! nieder mit der Regentschaft!“ bewegte sich der Zug nach dem Bastillenplatz und dann über die Boulevards nach dem Stadthause. Bei der Börse angelangt, umzog er dieselbe mit anspielendem Rufen auf die Börsenmänner. Sobrier, der Freund des Polizeipräsidenten und rothen Republikaners Caussidiere, mit dem er ehemals als Angeklagter vor der Pairskammer gestanden hatte, leiteten das Ganze.

Gegen 2 Uhr empfing die versammelte Regierung auf dem Stadthause die Volksdeputation. Sie überreichte die Adresse mit den drei Wünschen des Volkes: 1) Die Truppen von Paris entfernt zu lassen; 2) die Wahlen der Nationalgarde bis zum 5. April und 3) die Wahlen zur Nationalversammlung bis zum 3. Mai zu verschieben. Man wollte die Truppen von Paris entfernt gehalten haben, weil man ihre Mißbrauchung durch die Bourgeoisie gegen die Republik fürchtete. Man wollte die Wahlen verschoben haben, weil man erst die republikanischen Grundsätze im Lande befestigen wollte, um den reaktionären Ausfall der Wahlen unmöglich zu machen.

Der Bürger Gérard verlas die Adresse. Louis Blanc versprach im Namen der Regierung: die Wünsche des Volkes sollten in ernste Erwägung gezogen werden, bemerkte aber, das Volk selbst könne nicht wollen, daß die Regierung, die es zu seinen Vertretern erkoren, einer Drohung nachgebe. Die Regierung habe den festen Willen, mit dem Volke zu gehen, mit ihm zu leben, wenn es sein müsse, für es zu sterben.

Mit Recht bemerkte darauf einer der Volksdelegirten, das seien Redensarten, das Volk verlange eine bestimmte Antwort. Die Regierung möge sich Zeit nehmen und sich bedenken, aber ohne Antwort würden sie das Stadthaus nicht verlassen. Ledru-Rollin erwiederte, daß die Delegirten zwar Paris repräsentirten, daß sie aber begreifen würden, daß Frankreich aus der Gesammtheit aller Bürger bestehe. Die Regierung habe sich an alle Kommissäre der Departements mit der Frage gewendet, ob die Wahlen bis zum 9. April möglich und ob es im Interesse der Republik sei, daß sie am 9. April stattfänden. Von dieser Antwort müsse die Entscheidung der Regierung abhängen. Paris sei allerdings die thätigste und darum intelligenteste Stadt von Frankreich, aber sie könne doch nicht den Anspruch machen, ganz Frankreich zu repräsentiren. Die Departements müßten sich aussprechen.

Nun forderte Cabet, der sich unter der Deputation befand, zum Weggehen auf, damit die Regierung berathen könne. Aber ein anderer Delegirter sagte, zwei Fragen seien es, auf welche man unmittelbar Antwort erhalten könne, denn sie beträfen nur Paris — die Entlassung aller besoldeten Truppen und den Aufschub der Wahlen der Nationalgarde. Louis Blanc verlangte abermals einen Tag Bedenkzeit. Hierauf versicherte ein Delegirter, Sobriet, sie hätten volles Vertrauen und wollten der provisorischen Regierung keine Gewalt anthun. Das Volk sei bereit zu warten, aber es entbehre oft des Nothwendigsten. Die Regierung dürfe keinen Augenblick vergessen, daß sie für die Subsistenz aller Bürger zu sorgen habe. Wer heimlich oder offen die Republik angreife, begehe ein Verbrechen der beleidigten

Menschheit. Das Volk begreife sein Recht und seine Pflichten. Es sei berufen, dem Lande die hohe moralische und soziale Leitung zu geben, und verirrte Menschen, die es noch einmal versuchten, Privilegen zu errichten, in den Schooß der Gleichheit zurückzuführen. Das Umlaufschreiben des Bürgers Ledru-Rollin habe den Beifall des Volkes.

Als nun einige Delegirte zu wissen verlangten, ob die ganze provisorische Regierung jenes Umlaufschreiben billige, ergriff Lamartine das Wort. Es fühle das Volk, sagt er, daß keine Regierung möglich sei: als unter der Bedingung, daß es ihr eine moralische Autorität übertrage. Diese Autorität bedürfe die Regierung nicht blos für sich, sondern für das Volk, für die Departements, für Europa. „Was könnten wir Euch entgegensetzen?“ rief er, „nur Eines, Eure eigne Vernunft, die sich hier allein zwischen Euch und uns stellt, diese unsichtbare, allmächtige moralische Kraft, die uns Ruhe einflößt und uns unabhängig und würdig macht gegenüber der Masse, die diesen Palast des Volkes umsteht, der nur durch seine Unverletzlichkeit vertheidigt wird. Diese letzte Schranke unserer Unabhängigkeit als Regierung und als Menschen, wir werden sie vertheidigen bis zum Tod, wenn der Druck der Menge sie überschreiten wollte. Nicht für uns, sondern zumeist für Euch wird es sein, wenn wir in ihrer Vertheidigung umkommen.“ Um keinen Preis, erklärte er, werde er einwilligen, seine Meinung oder die seiner Kollegen zu verpfänden, um sich ein Dekret entreißen zu lassen, das so viel heiße, als der Nation sagen, daß Paris das Monopol der Freiheit und der Republik anspreche, und daß sie im Namen der Hauptstadt und unter dem Druck ein erwohlgesinnten, aber durch ihre Zahl gebieterischen Masse

die Diktatur der Freiheit ausüben wollten. Wenn sie ihm befehlen wollten, im Zwang zu berathen und die ganze Nation außer Paris gleichsam außer dem Gesetz zu erklären, auf drei, sechs oder mehr Monate von ihrer Repräsentation und ihrer Verfassung auszuschließen, so würde sie ihm nicht eher dieses Votum entreißen, als nachdem sie seine Brust mit Kugeln durchbohrt hätten.

Diese Rede, im Angesicht von 200,000 Menschen, die um das Stadthaus wogten, gesprochen, verfehlte ihren Eindruck nicht. Mehrere Mitglieder der Deputation drückten Lamartine die Hand, und Einer betheuerte, das Volk sei nur da, um die provisorische Regierung zu unterstützen. In dem Augenblick, als die Deputation abtrat, begehrte das unten versammelte Volk mit lautem Geschrei die Mitglieder der Regierung zu sehen. Diese gingen hinab und stiegen auf ein vor dem Stadthause errichtetes Gerüst. Noch einmal nahm Louis Blanc das Wort, um dem Volke für den Ausdruck seiner Wünsche zu danken und um es zu bitten, sich jetzt in Ordnung zu entfernen.

Unter dem donnernden Ruf: „Es lebe die Republik!" „Es lebe die provisorische Regierung!" brach der Zug in der Richtung der Bastillesäule auf, und noch gegen 5 Uhr sah man die letzten der 200,000 an dem Stadthause vorbeidefiliren. Am Abende durchzog das Volk unter Gesang die Straßen. Um 10 Uhr war ganz Paris beleuchtet.

Die Demonstration des Volkes verfehlte nicht, ihre Wirkung sowohl auf die Regierung, als auf die Reaktion zu üben. Die Reaktion bebte vor dem Zorn dieses einigen und kampfbereiten Volkes und zog sich für's erste wieder zurück. Die Regierung aber erließ ein Dekret, welches

die Wahlen der Offiziere der Nationalgarde von Paris und dessen Weichbild auf den 5. April verschob. Es wurden keine Truppen nach der Stadt gezogen. Die Wahlen zur konstituirenden Nationalversammlung aber wurden schon auf den 23. April, und die Eröffnung der Versammlung auf den 4. Mai festgesetzt. Hätte die Regierung in diesem letzteren Punkte dem Willen des Volkes, welches die Wahlen auf den 31. Mai verschoben haben wollte, Folge geleistet — unendlich viel Blut wäre unvergossen geblieben und die Nothwendigkeit einer neuen, fürchterlichen Revolution wäre nicht entstanden.

Wir schließen hier für jetzt die Geschichte Frankreichs, um uns nach Deutschland zu wenden. Obgleich wir gern die folgenden so höchst wichtigen Ereignisse, welche sich mit Paris zutrugen, schon jetzt erzählt hätten, müssen wir doch für den Augenblick damit noch zögern, da wir in denselben noch nicht klar genug sehen. Erst wenn die Untersuchung über die blutige Junirevolution beendet sein wird, erst dann können wir es wagen, ein klares und anschauliches Bild der letzten Tage zu liefern. —

Zweite Abtheilung.

Die deutschen Bewegungen.

Cap. I.

Einleitung.

Nachdem sich Deutschland mit unendlichem Heldenmuthe von dem Joch der französischen Unterdrückung befreit hatte, waren in allen Deutschen Staaten Freiheits-Ideen rege geworden, überall hoffte man auf die Erfüllung derselben, denn die durch Napoleon unterdrückten Fürsten hatten überall den Völkern heilige Versprechen gegeben, und damals vertraute man in Deutschland noch den Fürsten; aber wie immer in dem Staatenleben wurde dies Vertrauen furchtbar getäuscht.

Das alte deutsche Kaiserreich war untergegangen, weil es den Verhältnissen der Zeit nicht mehr entsprach, weil ihm der Keim des Lebens fehlte. An seine Stelle war eine Verbindung sämmtlicher deutscher Fürsten getreten, der sogenannte Deutsche Bund. Aber dieser deutsche Bund war eben nichts Anderes als ein Fürstenbund, bei welchem den Völkern keine Stimme verstattet war.

In der ersten Zeit nach dem Jahre 1815 lebten die Völker Deutschlands noch immer in der glücklichen Hoffnung, daß ihnen wenigstens einige Freiheiten gewährt werden sollten, sie dachten noch in keiner Weise an die Erfüllung der radikalen Forderungen, welche erst ein Zeitraum von 33 Jahren ausgebildet hat; sie wollten nichts, als eine Beschränkung der absoluten Fürstenmacht durch Landstände, denen ein Steuerbewilligungs- und Verweigerungs-Recht zustehen sollte, eine gemäßigte Freiheit der Presse und der Association, eine Verbesserung des Gerichtsverfahrens u. s. w. Aber auch diese billigen und gemäßigten Forderungen sollten nicht erfüllt werden.

In Süddeutschland allerdings gaben die kleinen Fürsten den Wünschen ihrer Völker nach; so erhielt Würtemberg z. B. eine Verfassung, welche, wenn auch nicht demokratisch, doch wenigstens, den damaligen Zeitverhältnissen nach, freisinnig zu nennen war. Dagegen blieben aber die beiden Großmächte Deutschlands, Oesterreich und Preußen, weit hinter den Versprechungen zurück, die sie den Völkern in der Zeit der Gefahr geleistet hatten.

Die freisinnigen Männer, welche damals an der Spitze des Staates gestanden hatten, mußten nach und nach zurücktreten; an ihre Stellen kamen andere, welche ganz im Geiste der strengsten Despotie, der unbedingtesten Polizei-Willkühr herrschten.

Besonders that sich in dieser Beziehung auch Preußen hervor.

Die Preußische Regierung erlaubte sich, unter dem Anschein einer gewissen Freisinnigkeit und Humanität, eine sichtbare Willkühr; in keinem anderen Staate war das

Polizeiwesen so systematisch geordnet und erstreckte sich bis in die innersten Familienverhältnisse hinein, als gerade hier, in keinem andern Staate wurde dem Beamtenthume eine so grenzenlose Macht, ein so großer Einfluß eingeräumt, als in Preußen. Dabei legte aber immer die Regierung einen Werth darauf, den Schein des Fortschritts für sich zu haben, indem sie das Schulwesen verbesserte und den Zolleinrichtungen eine gewisse Freisinnigkeit zu geben bemüht war.

Aehnlich war es in Oesterreich, nur daß hier selbst der Schein der Freisinnigkeit fortfiel, indem Metternich mit eiserner Consequenz, ohne alle Rücksicht auf die Schicklichkeit, dieselben Principien, die auch in Preußen galten, aber anständiger gehandhabt wurden, zur Ausführung brachte.

Während in Preußen die Polizei im Allgemeinen eine Art Redefreiheit gestattete, indem sie sich um einzelne tadelnde Aeußerungen gegen die Regierung, sobald dieselben ungefährlich erschienen, nicht bekümmerte, war in Oesterreich ein vollständiges System der geheimen Spionage eingeführt, welches jedes freie Wort verhinderte. Auch die Censur wurde dort noch drückender und rücksichtsloser gehandhabt, wie in Preußen; es herrschte ferner in dem Beamtenthum nicht die strenge geschäftsmäßige Ordnung, wie in jenem Lande, und dieses ließ die Willkühr desselben noch greller und unangenehmer hervortreten. In Preußen hatte das Beamtenthum sich im Allgemeinen wenigstens den Ruhm der Unbestechlichkeit und Rechtlichkeit erworben, während in Oesterreich die unverschämteste öffentliche Bestechung ihren Platz fand und demoralisirend in allen Schichten der Beamtenwelt wirkte.

Bis zum Jahr 1830 traten diese und tausend andere Uebelstände noch nicht so grell hervor. Die Regierungen schämten sich, so wenige Jahre nach den Freiheitskriegen noch immer, einigermaßen ihre Versprechungen zu brechen; nach und nach aber, als sie sahen, daß die Völker jeden Rückschritt geduldig ertrugen, gingen sie in ruhiger Reihenfolge nach und nach zu einem strengeren Despotismus über.

Um die freisinnigen Süddeutschen Staaten ebenfalls zu ihrem Systeme zu zwingen, wurde der Bundestag benutzt, und die Großmächte wußten es zu bewirken, daß die freisinnigen Gesandten der kleinen Staaten zurückberufen und durch Männer ersetzt wurden, die ganz im Geiste der Großmächte wirkten. Sie wußten ferner auch auf die Universitäten einzuwirken, auf denen damals in den sogenannten Burschenschaften, Verbindungen von Studenten zur Ausbildung der politischen Freiheiten, ein Geist wehte, der den Bestrebungen der Regierungen zuwider war. Besonders zeichnete sich in dieser Beziehung Preußen aus, welches mit sichtbarer Strenge alle jene Verbindungen verfolgte und in den Carlsbader Beschlüssen durchzusetzen wußte, daß von den Regierungen Curatoren für die Universitäten ernannt wurden, welche den auf denselben herrschenden Geist zu beaufsichtigen hatten.

So verging in langsamem aber sicherem Rückschritt die Zeit bis zum Jahre 1830, in welchem Jahre die Juli-Revolution in Frankreich auch in Deutschland ihren Wiederhall fand.

Ueberall in allen Staaten zeigten sich unruhige Bewegungen, in Dresden, Altenburg u. s. w. sogar kleine Revolutionen, durch welche die Völker die ihnen lange ver-

sprochenen constitutionellen Regierungsformen durchzusetzen wußten. In Braunschweig wurde der Herzog verjagt und der Bruder desselben auf den Thron gesetzt.

Aber jene Bewegungen hatten keinen Erfolg, eben so wenig, wie die Juli-Revolution in Frankreich von einem großartigen Einfluß auf die Volksfreiheit in diesem Lande gewesen war; nur eins bewirkten sie, nämlich ein noch festeres Aneinanderschließen der Fürsten in Deutschland und das gegenseitige Versprechen, sich durch schnelle militairische Hülfe bei entstehenden Unruhen einander zu helfen.

Selbst in denjenigen Ländern, welche sich durch Aufstände eine Constitution erworben hatten, blieb diese nichts Anderes, als ein beschriebenes Blatt Papier, von dessen Inhalte nur die Bestimmungen in Wirksamkeit traten, welche den Fürsten genehm waren.

Von jener Zeit an traten die Großmächte noch schärfer und energischer auf. Durch die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli 1832 vernichteten sie alle die noch bestehenden Freiheiten des Volkes vollständig und legten der freien Entwickelung desselben unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Die Bestimmungen jener Bundestagsbeschlüsse sind im Wesentlichen etwa folgende:

1) Die deutschen Fürsten sind berechtigt und sogar verbunden, alle Anträge der Stände zu verwerfen, welche dem Satze der Bundes-Akte widersprechen, nach dem die gesammte Staatsgewalt in den Fürsten vereinigt bleiben muß, und nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Zustimmung der Stände gebunden werden kann.

2) Die Steuerverweigerung zur Durchsetzung anderer Wünsche und Anträge soll einem offenen Aufruhr oder we-

nigstens einer gefährlichen Bewegung gleich geachtet werden, gegen welche der Bund einschreiten kann.

3) Die Gesetzgebung der einzelnen Staaten darf dem Zwecke des Bundes oder den Bundespflichten nicht entgegen sein. Die Gesetze der einzelnen Staaten, z. B. das badische über Preßfreiheit, können somit vom Bunde kassirt werden.

4) Eine bleibende Kommission von Bundestags-Gesandten soll eine stete Aufsicht über die Verhandlungen der Landstände üben und Anträge stellen, wenn darin etwas Bundeswidriges vorkommt.

5) In den öffentlichen landständischen Verhandlungen soll eine Grenze der freien Aeußerung festgestellt und durch Anordnungen der Regierung, nach Maßregeln ihrer inneren Landesverfassung, aufrecht erhalten werden, damit die öffentliche Ruhe nicht gefährdet wird und Angriffe auf den Bund verhütet werden.

6) Die Auslegung der Bundesgesetze gebührt ausschließlich der Bundesversammlung.

7) Die in auswärtigen Staaten erscheinenden Zeitschriften und Schriften unter 20 Bogen in deutscher Sprache sollen in den Bundesstaaten ohne vorgängige Erlaubniß der Regierung nicht ausgegeben werden.

8) Vereine zu politischen Zwecken werden verboten und bestraft.

9) Volksversammlungen und Volksfeste, außer den bereits erlaubten und herkömmlichen, werden ohne Erlaubniß der Regierung nicht unternommen.

10) Abzeichen, Farben, Fahnen werden nicht geduldet.

11) Die Beschlüsse wegen der Universitäten werden erneuert und eingeschärft.

12) Die Bundesstaaten verpflichten sich zu genauer Aufsicht ihrer Unterthanen, zu gegenseitigem, schnellem, militairischem Beistand bei Unruhen.

13) Die Beschlüsse in Betreff der Universitäten von 1819 werden eingeschärft.

Als der Inhalt dieser Beschlüsse in Deutschland bekannt wurde, gab sich überall eine große Mißstimmung kund, in den süddeutschen Staaten traten die wenigen Stimmführer der radikalen und liberalen Parthei mit Heftigkeit auf, aber auch mit eben so großer Unvernunft, sie hielten Volksversammlungen und sprachen dort wie auch in den liberalen Zeitungen ihre Meinungen mit Entschiedenheit aus. Die Folgen davon waren zahllose Verhaftungen, durch welche die Gefängnisse in allen deutschen Ländern überfüllt wurden. Mit der rücksichtslosesten Strenge bestraften die Regierungen jede derartige Aeußerung. In Baiern ging man in der Schamlosigkeit sogar so weit, die politischen Verbrecher zu einer schimpflichen und entwürdigenden Abbitte vor dem Bilde des Königs zu zwingen.

Selbst in Baden, welches sich damals durch Freisinnigkeit seiner Verfassung und seiner Behörden vor den übrigen deutschen Staaten auszeichnete, hatten jene Beschlüsse ihre Wirkungen; Baden war längst dem deutschen Bunde ein Dorn im Auge gewesen, und jetzt wußten es die Großmächte zu bewirken, daß das dort herrschende freisinnige Preßgesetz zurückgenommen werden mußte. Mit der äußersten Strenge wurden durch den deutschen Bund alle Kundgebungen des Liberalismus verfolgt und eine vollständige Polizei, nicht nur über die Schriften und Worte der Stimmführer, sondern auch über die Persönlichkeiten derselben

eingesetzt. So wurde z. B. über den badischen Deputirten Itzstein, der schon damals sich durch Freisinnigkeit auszeichnete, folgender Bericht erstattet:

„Hier in Baden wird es indessen doch nicht ruhig, so lange Itzstein hier wohnt, er schleicht umher wie die Pestilenz im Finstern, macht Alles durch seine Agenten, damit man nicht an ihn kommen kann, und ungeachtet ich schon oft darauf angetragen, ihn des Landes zu verweisen, habe ich doch immer die Antwort erhalten, er habe, obgleich ein geborener Mainzer, doch das Heimathsrecht im Badischen erlangt. Da er nun in Mainz auch seinen Club hat und immer zu und ab reis't, so wäre es für uns sehr wünschenswerth, wenn man ihn dort ertappen und festhalten könnte, denn hier macht er Alles durch seine Advokaten und denkt zu kleinlich, am wenigsten an das: salus reipublicae suprema lex esto." (Das Heil des Staates sei das höchste Gesetz.)

Solche Berichte gingen massenweis dem deutschen Bunde ein, der eine vollständig organisirte Polizei in den verschiedenen Staaten unterhielt und eine besondere Kommission zur Erforschung von Preßvergehen u. dergl. niedergesetzt hatte, in der sich Herr v. Nagler, der Preußische Bundestags-Gesandte, durch unermüdlichen Eifer rühmlichst auszeichnete.

Vergeblich war der Widerstand der Kammern in den kleinen Staaten, sie wurden unweigerlich aufgelöst, wie die Würtembergische Deputirtenkammer im Jahre 1833, welche die verfassungsmäßige Preßfreiheit forderte.

In einer Wiener Ministerialkonferenz am 12. Juli 1834 wurden folgende Beschlüsse gefaßt, welche wir gern

den Lesern ganz mittheilen würden, wenn der Raum es uns gestattete, da sie wirklich ein eclatantes Beispiel von der Nichtswürdigkeit der deutschen Regierungen geben. Wir können es nicht und heben daher nur einzelne hauptsächliche Bestimmungen heraus, indem wir noch vorher bemerken, daß die betreffenden Aktenstücke geheim gehalten und erst im Jahre 1845 plötzlich von einem Unbekannten der Oeffentlichkeit übergeben wurden.

Die Wiener Ministerialkonferenz wurde durch folgende interessante Rede des Fürsten Metternich eröffnet:

„Aus den Stürmen der Zeit ist eine Parthei entsprossen, deren Kühnheit wenn nicht durch Entgegenkommen, so doch durch Nachgiebigkeit, bis zum Uebermuth gesteigert ist. Jede Autorität anfeindend, weil sie selbst sich zur Herrschaft berufen wähnt, unterhält sie mitten im allgemeinen politischen Frieden einen inneren Krieg, vergiftet den Geist und das Gemüth des Volkes, verführt die Jugend, bethört selbst das reifere Alter, trübt und verstimmt alle öffentlichen und Privatverhältnisse, stachelt mit voller Ueberlegung die Völker zum systematischen Mißtrauen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher auf und predigt Zerstörung und Vernichtung gegen Alles, was besteht.

Diese Parthei ist es, welche sich der Formen der in Deutschland eingeführten Verfassung zu bemächtigen gewußt hat. Ob sie diesen scheinbar gesetzlichen, langsamen und sichern Weg, oder den des offenen Aufruhrs einschlagen mag, immer verfolgt sie den nämlichen Zweck. Planmäßig vorschreitend, begnügte sie sich zuerst damit, in den ständischen Kammern den Regierungen gegenüber eine Position zu gewinnen. Allmälig ging ihr Streben weiter; die ge-

wonnene Stellung sollte thunlichst verstärkt werden. Dann galt es, die Regierungsgewalt in möglichst engen Grenzen einzuschließen, endlich sollte die wahre Herrschaft nicht länger in dem Staatsoberhaupt koncentrirt bleiben, sondern die Staatsgewalt in die Omnipotenz der ständischen Kammern verpflanzt werden. Und in der That dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Parthei mit größerem oder geringerem Erfolge leider ihren Zweck hier und da zu erreichen gewußt hat — weiter, daß, wenn nicht bald dem überfluthenden Strom dieses Geistes ein hemmender und rettender Damm entgegengesetzt, und in dem mächtigen Entwickelungsgange jener Fortschritte der Faction ein Abschnitt gemacht wird, in Kurzem selbst das Schattenbild einer monarchischen Gewalt in den Händen mancher Monarchen zerfließen könnte."

Die ersten Artikel lauten folgendermaßen:

1.

Das im Artikel 57 der Wiener Schlußakte anerkannte Grundprincip des deutschen Bundes, gemäß welchem die genannte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben muß, und der Souverän durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden kann, ist in seinem vollen Umfange unverletzt zu erhalten. Jede demselben widerstrebende, auf eine Theilung der Staatsgewalt abzielende Bestrebung ist unvereinbar mit dem Staatsrecht der im deutschen Bunde vereinigten Staaten, und kann bei keiner deutschen Verfassung in Anwendung kommen. Die Regierungen werden daher eine, mit den Souveränetätsrechten unvereinbare Erweiterung ständischer Befugnisse in keinem Falle zugestehen.

2.

Wenn Stände in der Absicht, ihre Befugnisse zu erweitern, Zweifel über den Sinn einzelner Stellen der Verfassungsurkunde erheben sollten, so werden die Regierungen die den obigen Grundsätzen entsprechende Deutung aufrecht erhalten. Sollten die Stände sich bei dieser Deutung nicht beruhigen, so wird die betreffende Regierung den erhobenen Aufstand auf dem im folgenden Artikel zur Entscheidung solcher Irrungen bezeichneten Wege zur Erledigung bringen.

Bundesschiedsgericht.

3.

Für den Fall, daß in einem Bundesstaate zwischen der Regierung und den Ständen über die Auslegung der Verfassung, oder über die Grenzen der bei Ausübung bestimmter Rechte des Regenten den Ständen eingeräumten Mitwirkung, namentlich durch Verweigerung der zur Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlichen Mittel Irrungen entstehen, und alle verfassungsmäßigen und mit den Gesetzen vereinbarlichen Wege zu deren genügender Beseitigung ohne Erfolg eingeschlagen worden sind, verpflichten sich die Bundesglieder als solche gegen einander, ehe sie die Dazwischenkunft des Bundes nachsuchen, die Entscheidung solcher Streitigkeiten durch Schiedsrichter auf dem in den folgenden Artikeln bezeichneten Wege zu veranlassen.

Es folgt nun die Bildung des Schiedsgerichts, welches, wie natürlich, von der Bundesversammlung ernannt wurde. Dann folgen §. 16 und 17, welche wohl das non plus ultra von Verfassungsverletzung durch die Regierungen selbst sind.

16.

Verordnungen, welche von der Regierung vermöge der Regierungsgewalt in verfassungsmäßiger Form erlassen worden sind, haben für die Unterthanen verbindliche Kraft, und werden von ersterer mit Nachdruck gehandhabt werden. Den etwa gegen solche Verordnungen gerichteten Competenzübergriffen der Gerichte werden die betreffenden Regierungen auf jede mit den Gesetzen vereinbare Weise standhaft begegnen. Ein Nichtanerkennen solcher Verordnungen durch die Stände kann die Regierung in Handhabung derselben nicht hemmen, so lange die ständische Beschwerde nicht auf verfassungsmäßigem Wege als begründet anerkannt worden ist. Ueberhaupt kann der Gang der Regierung durch ständische Einsprüche, in welcher Form diese nur immer vorkommen mögen, nicht gestört werden, sondern dieselben haben ihre Erledigung in gesetzlichem Wege zu erwarten. Die Regierungen werden in den Gesetzesentwürfen, welche von ihrer Seite den Ständen vorgelegt werden, die eigentlich gesetzlichen Bestimmungen sorgfältig von eigentlichen Vollzugsbestimmungen trennen.

17.

Die Regierungen werden nicht gestatten, daß die Stände über die Gültigkeit der Bundesbeschlüsse berathen und beschließen.

Die Beschlüsse gehen nun über auf das Recht der Steuerbewilligung und bestimmen ausdrücklich, daß dasselbe nicht gleichbedeutend sei mit dem Recht, das Ausgaben-Budget zu regeln, daß ferner bereits erfolgte Ausgaben nur durch beide Kammern nicht anerkannt werden könnten, daß aber auch dann von einem Ersatz der Regierung keine Rede sein dürfe.

Artikel 22, 23 und 24 lauten:

22.

Die verbündeten Souveräne werden sich bemühen, zu bewirken, daß da, wo das Einkommen des Regenten nicht verfassungsmäßig auf andere Weise gesichert ist, die Civillisten auf Dominialgefälle gegründet und jedenfalls in der Art mit den Ständen fixirt werden, daß sie sowohl während der Lebenszeit jedes Regenten, als bei einem neuen Regierungsantritt nicht ohne des Landesherrn Einwilligung vermindert, aber auch nicht ohne Zustimmung der Stände erhöht werden können.

23.

Man wird den Grundsatz festhalten, daß Staatsbeamte zu ihrem Eintritt in ständische Kammern der Genehmigung des Landesherrn bedürfen.

24.

Die Regierungen werden eine Beeidigung des Militairs auf die Verfassung nirgends, und zu keiner Zeit stattgeben.

und Artikel 26, 27, 28, 29, 30 und 31:

26.

Man wird insbesondere darüber wachen, daß die Präsidenten der ständischen Kammern nicht verabsäumen, die Redner wegen Mißbrauch des Wortes (sei es zu Angriffen auf den Bund, oder einzelne Bundesregierungen, sei es zur Verbreitung, die rechtmäßige Staatsordnung untergrabender, oder ruhestörender Grundsätze und Lehren) zur Ordnung zu verweisen, und nöthigenfalls die weiteren verfassungsmäßigen Einschreitungen veranlassen.

Sollte eine Ständeversammlung in ihrer Mehrheit solche ahndungswürdige Ausfälle einzelner Mitglieder billigen oder denselben nicht entgegentreten, so werden die Regierungen nach erfolgloser Anwendung anderer ihnen zu Gebot stehender Mittel, die Vertagung und selbst die Auflösung der Kammer, unter ausdrücklicher Anführung des Grundes verfügen.

27.

Jedesmal, wenn die Berathung in öffentlicher Sitzung über die Mittel zur Ausführung von Bundesbeschlüssen, insoweit ständische Mitwirkung dazu verfassungsmäßig nöthig ist, von nachtheiligem Einflusse auf die Bundesverhältnisse als die auswärtige Politik des deutschen Bundes sein könnte, werden die Regierungen auf geeignetem Wege dahin wirken, daß die öffentlichen Sitzungen in geheime verwandelt werden.

28.

Um die zur Ruhe Deutschlands übernommenen gegenseitigen Verpflichtungen einer wachsamen und strengen Aufsicht über die in den verbündeten Staaten erscheinenden Zeitungen, Zeit- und Flugschriften in gleichem Sinne vollständig zu erfüllen, und die dem provisorischen Preßgesetze gemäß bestehende Censur auf die zweckmäßigste Weise gleichförmig zu handhaben, werden die Regierungen:

1) das Censoramt nur Männern von erprobter Gesinnung und Fähigkeit übertragen, und diesen eine dem ehrenvollen Vertrauen, welches dasselbe voraussetzt, entsprechende Stellung, sei es in selbständiger Eigenschaft oder in Verbindung mit andern angesehenen Aemtern sichern,

2) den Censoren bestimmte Instructionen ertheilen,

3) Censurlücken nirgends dulden.

29.

Von den Nachtheilen einer übermäßigen Anzahl politischer Tagblätter überzeugt, werden die Regierungen auf eine allmälig herbeizuführende Verminderung solcher Blätter, so weit dieses ohne Kränkung erworbener Rechte thunlich ist, Bedacht nehmen.

30.

Kraft der ihnen zustehenden oberpolizeilichen Aufsicht werden die Regierungen die Herausgabe neuer politischer Tagblätter ohne die vorgängige Erwirkung einer diesfallsigen Concession nicht gestatten. Es wird diese nur mit Rücksicht auf vorstehenden Artikel 29. nach gewonnener Ueberzeugung von der Befähigung des Redacteurs und nur mit der Klausel völlig uneingeschränkter Wiederruflichkeit ertheilt werden.

31.

Das in einem Bundesstaate einer Druckschrift von einem Censor ertheilte Imprimatur befreit diese Schrift nicht von den in anderen Bundesländern bestehenden Aufsichtsregeln.

Von besonderem Interesse ist auch Artikel 33.

33.

Es wird auf geeignetem Wege dafür Sorge getragen werden, daß beim Druck der ständischen Protocolle, wo solcher Statt findet, alle jene Aeußerungen hinweggelassen werden, welche nach Bestimmung des Artikel 26. eine Verweisung zur Ordnung veranlaßt haben. Wenn die ständischen Protocolle in Zeitungen oder sonstigen periodischen Schriften abgedruckt werden, so unterliegt dieser Abdruck allen für die Redaction, Censur und Beaufsichtigung dieser

letzteren bestehenden Vorschriften. Gleiches gilt von der auszugsweisen Bekanntmachung ständischer Verhandlungen in periodischen Blättern.

In den folgenden Paragraphen beschäftigt sich der Entwurf mit den Universitäten. Es werden über dieselben viele specielle Bestimmungen gegeben und unter andern die, daß die Immatriculation verweigert werden soll: wenn sich gegen den Ankommenden ein dringender Verdacht ergiebt, daß er einer verbotenen Verbindung angehört, und er sich von demselben auf eine befriedigende Weise nicht zu reinigen vermag. Die Regierungscommissäre werden darüber wachen, daß die Universitäten jede Wegweisung eines Studirenden von der Universität, nebst dem genau zu bezeichnenden Verdacht und einem Signalement des Weggewiesenen, sich gegenseitig mittheilen, zugleich aber auch die Eltern des Weggewiesenen oder deren Stellvertreter davon benachrichtigen.

Um aber verbotene Verbindungen noch besser zu verhindern, wurde beschlossen, jeden angehenden Studenten folgenden Revers unterschreiben zu lassen:

„Ich Endesunterschriebener verspreche mit meiner Namensunterschrift auf Ehre und Gewissen:

1) daß ich an keiner verbotenen oder unerlaubten Verbindung der Studirenden, insbesondere an keiner burschenschaftlichen Verbindung, welchen Namen dieselbe auch führen mag, Theil nehmen, mich an dergleichen Verbindungen in keiner Beziehung näher oder entfernter anschließen, noch solche auf irgend eine Art befördern werde;

2) daß ich weder zu dem Zwecke gemeinschaftlicher Berathschlagungen über die bestehenden Gesetze und Ein-

richtungen des Landes, noch zu jenem der wirklichen Auflehnung gegen obrigkeitliche Maßregeln mit Anderen mich vereinigen werde. Insbesondere erkläre ich mich für verpflichtet, den Forderungen, welche die diesem Reverse vorgedruckten Bestimmungen enthalten, stets nachzukommen, widrigenfalls aber mich allen gegen deren Uebertretung daselbst ausgesprochenen Strafen und nachtheiligen Folgen unweigerlich zu unterwerfen."

Erst nachdem dieser Revers unterschrieben worden ist, findet die Immatriculation Statt. Wer diese Unterschrift verweigert, ist sofort und ohne alle Nachsicht von der Universität zu verweisen.

Eine Menge strenger Strafen gegen die Theilnahme an verbotenen Verbindungen und andere, das freie Universitätsleben lähmende Bestimmungen, welche sämmtlich in Ausführung gebracht worden sind, füllen die folgenden Paragraphen. Der Schlußparagraph aber setzt dem Ganzen die Krone auf, denn er giebt den Beweis einer geheimen Fürstenverschwörung gegen die Völker; er lautet folgendermaßen:

Die Regierungen werden sich gegenseitig an vorstehende Artikel, als das Resultat einer Vereinbarung zwischen den Bundesgliedern, ebenso gebunden erachten, als wenn dieselben zu förmlichen Bundesbeschlüssen erhoben worden wären. Die Artikel 3—14 werden sofort mittelst Präsidial-Vortrages an den Bundestag gebracht und dort in Folge gleichlautender Erklärungen der Bundesregierungen zu Bundesbeschlüssen erhoben werden. Hinsichtlich der übrigen, in gegenwärtigem in das geheime Bundespräsidialarchiv niederzulegenden

Schlußprotocolle enthaltenen, derzeit zur Verlautbarung nicht bestimmten Artikel werden die Regierungen ihren Gesandtschaften am Bundestage unter Aufbietung strenger Geheimhaltung, sowohl zur Bezeichnung der allgemeinen Richtung, als zur Anwendung auf vorkommende specielle Fälle, die geeigneten, mit den durch Gegenwärtiges übernommenen Verpflichtungen übereinstimmenden Instructionen ertheilen.

Es ist wohl kaum nöthig, einige Worte über dieses Schandstück zu sagen. Wir haben es im Auszuge mitgetheilt als einen Beweis, von welchem edlen Geiste jene edlen Regierungen beseelt sind, welche fortwährend das Vertrauen der Völker verlangen und jetzt über Undankbarkeit und Verrath schreien, jetzt, wo die Völker endlich der lange geduldig ertragenen Knechtschaft müde sind, wo sie sich erhoben haben, um die gewaltsame Unterdrückung mit Gewalt von sich zu weisen.

Das Schlußprotocoll des Bundestages, welches wir so eben eröffnet haben, giebt uns schon an und für sich ein treffliches Bild von der furchtbaren Knechtschaft, in welcher Deutschland trotz der Versprechungen seiner Fürsten in den dreißiger Jahren geschmachtet hat.

Alle Anstrengungen der liberalen Parthei, dieses Joch abzuschütteln, waren völlig vergebens, denn in allen deutschen Ländern wurde eine unverhältnißmäßig große Militair-Macht gehalten, welche jede Bewegung im Volke augenblicklich niederzudrücken bereit war. Besonders zeichnete sich

Preußen in dieser Beziehung aus, denn Preußen war ganz eigentlich ein vollständiger Militairstaat.

Die Ohnmacht der Völker, ihren Fürsten gegenüber, wurde dadurch noch um so bedeutender, daß diese im Bundestag ein festes Schutz- und Trutz-Bündniß gegen alle Freiheitsbestrebungen geschlossen hatten, und daß sie in Uebereinstimmung mit einander in den Armeen einen Kasten-Geist zu erwecken wußten, der das Heer von dem Bürgerstande vollständig abschloß, ja es demselben feindlich gegenüber stellte. Einen deutlichen Beweis hiervon gab eine schmachvolle That des Königs von Hannover.

Als nämlich Ernst August den Thron dieses Landes, welches bisher mit England verbunden gewesen war, bestieg, warf er plötzlich ohne Weiteres am 1. November 1837 das Staatsgrundgesetz willkührlich um und führte eine fast absolutistische Regierungsform in dem bisher unter constitutionellen Formen regierten Lande ein.

Ein Schrei der Entrüstung tönte durch ganz Deutschland, Hannover hatte bisher eine verhältnißmäßig ziemlich freisinnige Verfassung gehabt, da König Wilhelm von England an Uebergriffe nicht gedacht hatte, um so mehr mußte die despotische Willkühr des neuen Königs alle Gemüther erregen, selbst die süddeutschen Höfe mißbilligten diesen Schritt.

Aber was war zu thun? An der Grenze standen Preußische Truppen, in jedem Augenblick bereit, das Volk von Hannover, wenn es etwa zur Vertheidigung seiner Rechte aufstehen sollte, mit Waffengewalt zu unterdrücken, und an Hülfe von den kleinen Fürsten in Süddeutschland war nicht zu denken. So mußten sich denn die Hanno-

veraner, wenn auch mit blutendem Herzen, mit knirschenden Zähnen der schändlichen Unterdrückung fügen.

Allerdings wurde von vielen Seiten in Hannover protestirt; in Göttingen z. B. legten 7 Professoren einen energischen Protest gegen die Willkühr des Königs ein, aber ohne Erfolg, sie wurden dadurch sogar zu Märtyrern der guten Sache, denn Ernst August ließ sie unbarmherzig des Landes verweisen. Einige Städte, wie Osnabrück und andere beklagten sich beim deutschen Bund, aber auch dies nützte nichts, denn der deutsche Bund, der ein Schiedsgericht sein sollte, wo Streitigkeiten zwischen Fürsten und Völkern vorkamen, war längst nichts anderes mehr, als das gemeine, feile Werkzeug der Fürstengewalt zur Unterdrückung der Völker. So blieben denn alle jene Schritte erfolglos.

Aber doch nicht ganz erfolglos, denn eins bewirkten sie, sie erweckten das Bewußtsein des deutschen Volkes, zeigten es demselben klar und deutlich, wie schmählich es von seinen Fürsten betrogen und geknechtet werde.

Ueberall in Deutschland traten jetzt nach und nach freisinnige Männer auf, welche sich offen erklärten gegen die Fürstenwillkühr. Besonders zeichnete sich der Süden und im Norden die Städte Königsberg und Breslau aus.

Allerdings wurden, wie immer bisher, diese Männer von den Regierungen unbarmherzig verfolgt und gar viele mußten landesflüchtig nach der Schweiz, nach Frankreich und Belgien auswandern, aber auch von da aus wirkten sie zurück auf ihre deutschen Brüder. Revolutionaire Schriften wurden in der Schweiz und Frankreich in hunderttausenden von Exemplaren gedruckt und nach Deutschland

heimlich eingeführt, wo sie den fruchtbarsten Boden fanden und von Hand zu Hand gingen, ohne daß selbst die energischsten Maßregeln der Regierungen ihre Verbreitung zu unterdrücken vermochten.

Durch diese Schriften wurde das Volk schon mehr und mehr aufgeklärt, schon mehr und mehr vorbereitet auf die Bestrebungen, welche das Jahr 1848 zur Reife bringen sollte. Aber es gab noch einen anderen wichtigen Hebel der freiheitlichen Ideen in Deutschland. Dies waren die religiösen Bewegungen, welche besonders in Preußen und Sachsen in den letzten dreißiger Jahren aufgetaucht waren.

Der König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. hatte von seinem Regierungs-Antritte im Jahre 1840 an ganz besonders die streng orthodoxe Glaubenspartei begünstigt, das sogenannte Muckerthum hatte deshalb in Preußen mit jedem Tage mehr Anhänger gewonnen, besonders in dem Beamtenstande und in den vornehmen adligen Familien des Landes. Es war dies natürlich, denn gerade unter diesen vornehmen Familien, welche die meisten Vorrechte in Anspruch nahmen, war der Geist der Schmeichelei, des heuchlerischen Servilismus am meisten zu Hause; gerade in dieser auserwählten Klasse der Gesellschaft fand die Frömmelei ihren festesten Boden. Es war ja jeder Staatsdiener, der sich den Lehren eines Hengstenberg und Anderer hingab, einer Beförderung ziemlich gewiß, während andere freisinnigere Männer von der frommen Regierung mißachtet und übergangen wurden.

Während einerseits in den höheren Schichten der Gesellschaft dieser Geist der Heuchelei immer mehr und mehr um sich griff, fand er andererseits im Volke wenigen oder

gar keinen Boden, denn der Norddeutsche ist im Allgemeinen zu vernünftig, um sich dem mysteriösen Aberglauben aus vollem Herzen hinzugeben, und zu ehrlich und wahr, um zu heucheln. Das Preußische Volk sah der großen Mehrzahl nach sehr wohl ein, daß die frömmelnde Richtung der Regierung nur darauf berechnet war, es im alten Aberglauben zu verdummen und dadurch zu gehorsamen Fürstenknechten zu machen. Es blickte deshalb mit Mißtrauen auf die Regierung hin und die Liebe und Popularität, welche Friedrich Wilhelm IV. bei Antritt seiner Regierung gehabt hatte, verlor sich mit jedem Tage mehr und mehr und machte einer fast allgemeinen Abneigung Platz.

Auch mehrere freisinnige Prediger fanden sich, wie König, Uhlich, Wislicenus und Andere, welche das Volk warnten vor den Umtrieben jener Finsterlinge, und ihm die reine christliche Religion lehrten. Freilich fanden jene Männer in der Regierung eine unversöhnliche Feindin, freilich mußten sie mancherlei Verfolgungen ausstehen, aber die Liebe des Volkes, der Dank desselben ließ sie den Haß der Mächtigen leicht ertragen.

Die religiösen Bewegungen hatten auch einen wesentlich politischen Character, denn als die religiösen Partheien sich mehr und mehr sonderten, da zeigte sich täglich klarer und deutlicher, daß die frömmelnde Parthei gerade die dem stärksten Absolutismus anhängende war, während die rationalistische, die Parthei der Lichtfreunde genannt, dem Fortschritt und der Freiheit, sowohl in der Religion als in der Politik anhing.

Fast noch mehr als die Parthei der Lichtfreunde wirkte eine Secte der Katholiken, welche im Jahre 1844 zuerst

auftrat. In diesem Jahr hatte nämlich der Bischof von Trier eine Wallfahrt nach dem heiligen Rock veranlaßt, um durch die abergläubische, dem Tempel zuströmende Menge das Kirchenvermögen zu heben; und die Preußische Regierung war schamlos genug gewesen, diese religiöse Betrügerei nicht nur zu dulden, sondern sogar zu begünstigen. Viele Tausende von armen Bauern waren im frommen Aberglauben nach Trier gewallfahrtet, und hatten dort die sauer erarbeiteten Spaarpfennige in die Hände heuchlerischer Pfaffen gelegt.

In ganz Deutschland erregte diese, des 19. Jahrhunderts unwürdige Posse allgemeine Entrüstung, welche noch erhöht wurde, da das schamlose Gaukelspiel durch eine Gräfin von Droste-Vischering noch weiter ausgebildet wurde, indem diese Person sich nämlich von den Pfaffen dazu gebrauchen ließ, öffentlich in den Zeitungen zu behaupten, sie sei durch die Wallfahrt zum heiligen Rock in Trier von schweren körperlichen Leiden genesen.

Alle Zeitungen posaunten diese Wunderthat aus und von allen Gegenden Deutschlands strömten nun abergläubische Katholiken nach Trier, um dort Krankheiten durch den unschuldigen heiligen Rock kuriren zu lassen.

Die Landstraßen rings um die alte Stadt waren mit Wallfahrern bedeckt und es wiederholten sich im 19. Jahrhundert dort alle jene Scenen der Unzucht des Pfaffentrugs und der Pfaffenlüge, von denen uns die Kirchengeschichte des Mittelalters erzählt.

Diesem schändlichen Gaukelspiele vermochte ein tüchtiger katholischer Pfarrer, Johannes Ronge in Schlesien, nicht länger ruhig zuzuschauen. Er ließ in den Zeitungen einen

Brief an den Bischof von Trier veröffentlichen, in welchem er diesem mit wahren derben Worten die Schändlichkeit des unwürdigen Mißbrauchs der Religion darstellte.

Ronge's Brief fand allgemeinen Anklang und erregte ungeheures Aufsehen. Es bildete sich sofort unter den Katholiken selbst eine Parthei für den Pfarrer, der es gewagt hatte, seinem hohen Vorgesetzten so energisch die Wahrheit zu sagen, und damit war der Grund gelegt zu der Secte der Deutsch-Katholiken, welche bald in Deutschland Anklang fand und ebenso wie die Lichtfreunde, welche die evangelische Kirche von Mißbräuchen reinigen wollten, gegen die Mißbräuche der katholischen zu Felde zog. Aber auch die Deutsch-Katholiken beschränkten sich nicht allein auf Aufklärung in der Religion, sondern suchten auch die Aufklärung in der Politik zu verbreiten und zogen sich dadurch, ebenso wie die Lichtfreunde, den Haß der Regierungen zu, welche ihnen überall hindernd in den Weg zu treten versuchten.

Der Gedanke läßt sich indessen nicht fesseln, jemehr die Regierungen darauf hinarbeiteten, die Ausbreitung der Lehre des Deutsch-Katholicismus und der Lichtfreunde zu unterdrücken, um so sicheren und allgemeineren Boden gewannen dieselben im Volke.

Ueberall in Deutschland erhoben sich jetzt Stimmen, die mit jedem Tage lauter und lauter wurden, um Gewährungen von Freiheiten, so daß die Regierungen sich endlich gezwungen sahen, wenigstens kleine Concessionen zu machen, um dem allgemeinen Unwillen der Völker auszubeugen; so wurde in Preußen eine Art von Preßfreiheit gegeben, indem Bücher über 20 Bogen stark von der Censur entbunden

waren, öffentliches Gerichtsverfahren eingeführt und eine Art von Religionsfreiheit gewährt, ohne indessen die Juden insofern an derselben Theil nehmen zu lassen, daß dieselben gleiche politische Rechte mit den Christen bekamen.

Aber alle diese Maßregeln waren sehr kleinlich und ungenügend, obgleich sie immer wenigstens etwas zur politischen Fortbildung des Volkes gethan haben mögen.

In Preußen besonders war schon seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. der allgemeine Wunsch nach Erfüllung der Versprechungen, welche Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1815 seinem Volke gegeben hatte, allgemein laut geworden. Vor allen andern Provinzen hatten die Rheinlande, Sachsen und Ostpreußen dringende Bitten um die Gewährung einer constutionellen Regierungsform oft, aber immer vergeblich, wiederholt.

Endlich im Februar 1847 gab der König den allgemeinen Wünschen einigermaßen nach, indem er die Landstände zum 11. April 1847 berief und ihnen einige unbedeutende Rechte einräumte.

Der erste allgemeine Landtag kam zusammen und debattirte viel hin und her, ohne eigentlich etwas zu thun. Aber so unbedeutend er auch in Hinsicht auf den unmittelbaren Erfolg gewesen sein mag, um so mehr Bedeutung hat er andererseits deshalb, weil er zum ersten Male dem preußischen und dem deutschen Volke den tiefen Abgrund recht deutlich schauen ließ, an welchen dasselbe durch die Despotie seiner Fürsten geführt worden war. Zum ersten Male sahen die Völker, wie unverantwortlich die durch ihren sauern Schweiß erarbeiteten Steuern zum Besten der bevorrechtigten Klassen verschwendet wurden, welche

Macht und Willkühr in die Hände des Beamtenthums gelegt war, mit welchem Leichtsinn, mit welcher Unfähigkeit die Regierung für die Bedürfnisse ganzer Provinzen gesorgt hatte, wie sie in Schlesien Tausende verhungern ließ, ohne ihnen im Geringsten zu helfen.

Alles trat durch die Discussionen des vereinigten Landtags klar hervor, und eben so klar auch der Eigensinn, die Eigenmächtigkeit des Königs, der die meisten der sehr bescheidenen Wünsche und Forderungen des Landtags, als zu weit gehend, verwarf. So hat denn der erste Preußische Landtag dennoch eine hohe politische Bedeutung gehabt und ganz wesentlich die Preußische Bewegung des Jahres 1848 angebahnt.

Aber noch ein gewaltigerer Hebel für diese Bewegungen war die allgemeine Noth, welche durch 2 Mißernten in Deutschland erwachsen war.

Waren schon früher durch eine sichtbar kostspielige Regierung, indem das deutsche Volk mehr als 200 Fürsten und Fürstenkindern die Mittel zum üppigen und schwelgerischen Leben geben mußte, indem es Heere von Beamten, welche nichts thaten, große Armeen, die nur verzehrten, ohne zu arbeiten, ernähren mußte, ungeheure Summen vergeudet worden, war schon dadurch der kräftigste Stand der Bevölkerung, der Arbeiterstand, in Noth und Armuth gebracht worden, so war dies doch noch nicht so grell hervorgetreten, indem bei den früheren fruchtbaren Jahren die Arbeiter trotz ihres kärglichen Tagelohns doch wenigstens noch eben das Leben sich erhalten konnten, wenn auch freilich nur eben das Leben.

Jetzt aber zeigte es sich durch die Theuerung aller Lebensmittel plötzlich in einem grausigen Lichte, wie furchtbar das Proletariat angewachsen war, welche gräßliche Armuth unter dem Arbeiterstande in Deutschland herrschte, da gab es Hunderttausende, die trotz kräftiger Arme, trotz des Willens und der Geschicklichkeit zu arbeiten, doch nicht im Stande waren, auch nur das trockene Brod zur Sättigung für sich und ihre Kinder zu erwerben. In Schlesien brach eine Hungerpest aus, welche Tausende fortraffte, und mit Bajonetten ließ die preußische Regierung jene armen Weber sättigen.

Ueberall in ganz Deutschland zeigten sich schon im April und Mai des Jahres 1847 unruhige Bewegungen der Arbeiter, welche nicht verhungern wollten und deshalb von der Regierung, die sie so lange Jahre durch ihre Steuerzahlung unterhalten hatten, jetzt Hülfe in ihrer drückenden Noth forderten.

Die scheußliche klaffende Wunde, welche allen Staaten Deutschlands eigen war, trat jetzt offen an das Tageslicht, in allen Ländern zeigte es sich, wie fühlbar unterdrückt der Arbeiterstand war, wie er überall unverhältnißmäßig besteuert wurde, wie man ihm überall das Blut aus den Adern saugte, um den Adel, die Fürsten und andere bevorrechtigte Stände in schwelgerischer Ueppigkeit damit zu ernähren.

Je offener alle diese Uebelstände hervortraten, um so mehr mußten sie natürlicher Weise den Unwillen des ganzen Volkes erregen, welches ja seiner großen Mehrzahl nach, eben aus jenem so schmählich gedrückten und gemißhandelten Arbeiterstande besteht. Es konnte daher nicht fehlen, daß

in ganz Deutschland eine allgemeine Gährung sich zeigte, welche besonders im Süden zuerst laut wurde, denn die sogenannten Kartoffelunruhen hatten, obgleich sie schnell unterdrückt worden waren, doch in allen Gemüthern eine große Mißstimmung zurückgelassen.

Die eigenthümlichen staatlichen Verhältnisse in den verschiedenen Ländern Deutschlands kamen hinzu, um die anfangs unbedeutenden Unruhen bedeutungsvoller zu machen und durch sie den Grund zu legen zu den Bewegungen des Jahres 1848.

Capitel II.

Von den Bewegungen des Jahres 1847 in Deutschland sind die in Baiern von eigenthümlichem Interesse.

In Baiern regierte König Ludwig, dem vielfach der Beiname „der Dichter" wegen seiner, durch ihre ausgezeichnete Unsinnigkeit die deutsche Sprache auf das Abscheulichste zermarternden Gedichte gegeben worden ist.

Der König Ludwig war, oder vielmehr ist ein Mann von ganz eigenthümlichem Character. Ein Original, wie sich deren in unserem abgeschliffenen Jahrhundert nur sehr wenige finden. Er ist nicht ohne Talente, sogar ein gewisser Geist ist ihm nicht abzusprechen, aber er ist so durch und durch verschroben, so jeder tieferen Bildung des Geistes und des Gemüthes entbehrend, ein so ganz energieloser Schwächling, daß selbst seine guten Seiten fast nur dann an das Tageslicht treten, wenn er sich eben durch dieselben lächerlich machen muß.

Vielleicht der eitelste Fürst von Deutschland, setzt König Ludwig einen eigenthümlichen Stolz darauf, ein Beschützer der Musen zu sein. Er glaubte ja selbst ein ausgezeichnetes Dichtertalent zu haben, da er schlechte Verse in dicken Bänden schrieb.

Um die Regierung seines Landes bekümmerte er sich im Allgemeinen wenig, er überließ dieselbe seinen Ministern und gab sich fast lediglich und allein den Studien, den Vergnügungen hin, welche seine Leidenschaft für Kunst und Poesie ihm zu Quellen des Genusses machte.

Aber auch selbst bei dieser Liebhaberei ließ er seiner Wunderlichkeit freien Lauf.

Eine zweite ganz besondere Leidenschaft des Königs war die für das schöne Geschlecht. Ein schönes Gesicht entzückte den alten König, wenn es ihn auch im Allgemeinen nicht für lange Zeit fesselte, denn er war eben so leichtfertig, als er im Allgemeinen schwach und lenksam war. Einen Beweis von der eigenthümlichen Leidenschaft des Königs giebt unter Anderem die Gallerie schöner Mädchen, welche er auf einem seiner Schlösser in trefflich gemalten Bildern angelegt hat. Sein Stolz war es nämlich, die größten Schönheiten des an schönen Gesichtern reichen Baiernlandes zu seinen Maitressen gehabt zu haben, und jede dieser Damen wurde dann von geschickter Künstlerhand gemalt und ihr Bildniß in der berühmten Gallerie zur Freude und Lust des Königs aufgehängt.

Dieser Mann stand an der Spitze des Baierischen Königreichs. Welche Regierung von einem Charakter, wie wir ihn eben geschildert haben, zu erwarten ist, braucht wohl kaum noch näher erläutert zu werden; in der That

machte auch König Ludwig seinem allbekannten Charakter durch seine Regierung alle Ehre.

Früher war er freisinnig gewesen, seine Eitelkeit, seine gewisse natürliche Gutmüthigkeit hatte ihn dazu veranlaßt, für den Fortschritt zu wirken; aber das war schon lange her, denn wie sich Ludwig überhaupt von seinen Regierungen überall leiten ließ und sich wenig um die Regierungsgeschäfte selbst bekümmerte, so hatte er auch seit Jahren seinem Ministerium fast überall den Willen gethan.

Bei Beginn des Jahres 1847 stand an der Spitze dieses Ministeriums der berüchtigte Minister Abel, ein Mann von großem Ehrgeiz, von Energie und nicht unbedeutenden Talenten, aber zu gleicher Zeit auch ein Mann, der dem strengsten ultramontanen Katholicismus mit voller Seele angehörte.

Seit der Regierung Abel's hatte sich ein düsterer Schleier über das Baiernland gelegt, denn Abel herrschte mit fühlbarer Strenge ganz im Sinne jener jesuitischen Parthei, welche wir bereits in der Schweiz in den Sonderbundcantonen kennen gelernt haben. Alle seine Regierungsmaßregeln waren darauf berechnet, dem Katholicismus in Baiern eine festere Basis zu geben. Man bekümmerte sich nicht darum, ob bei diesen Maßregeln der Wohlstand des Landes zu Grunde ginge, ob die Freiheit der Personen dabei verletzt werde.

Während in ganz Deutschland überall die Klöster, die Ruhestätten des Lasters und des Müßigganges, aufgehoben wurden, war das Ministerium Abel unermüdlich thätig, in Baiern neue Klöster zu gründen, und zwar gerade solche von den strengsten fanatischen Orden. Das Unterrichtswesen

wurde vernachlässigt, denn es lag ja dem Ministerium daran, das Volk in jener Dummheit zu erhalten, welche dem Aberglauben Thür und Thore öffnet, und bei welcher allein der fanatische Katholicismus einen fruchtbaren Boden finden kann. Die Protestanten wurden in jeder Weise unterdrückt; eine Religionsfreiheit bestand in Baiern nicht mehr. Man ging so weit, daß man sogar den evangelischen Gottesdienst beschränkte, daß man die evangelischen Soldaten zwang, bei den katholischen Processionen mit niederzuknien und sich den Gebräuchen der katholischen Soldaten zu fügen.

Dagegen war das Ministerium in anderer Beziehung furchtsam, indem es den kleinen Leidenschaften des Baierischen Volkes willig fröhnte, um dadurch sich seine Existenz zu erhalten. So kam es denn, daß vielleicht keine Stadt in ganz Deutschland berüchtigter durch ihre Unsittlichkeit war, als gerade München, die Hauptstadt des Baiernlandes.

Eine natürliche Folge der Handlungsweise des Ministeriums Abel war die, daß es den Haß und die Verachtung aller aufgeklärten Köpfe im Lande sich zuzog, daß ganz Deutschland mit Staunen und Verachtung auf Baiern schaute, wo die Gebräuche des finstersten Mittelalters wieder aufzuleben schienen. Man hätte glauben sollen, daß ein solches, dem Geiste der Zeit so ganz entgegenstehendes Ministerium sich nicht lange am Staatsruder hätte halten können, aber dennoch war dies der Fall, denn die Minister waren klug genug, dem König bei allen seinen kleinen Eigenheiten Nachsicht zu schenken, seiner Eitelkeit zu fröhnen und ihn so zu leiten, daß er selbst in den meisten Fällen es kaum fühlte. Alle Anstrengungen der liberalen und auf-

geklärten Parthei, dies bigotte Ministerium zu stürzen, waren daher vergeblich.

Aber dennoch sollte es bald gestürzt werden und auf eine Weise, welche ein Scandal für Europa war, welche den König von Baiern in seiner ganzen Jämmerlichkeit blos stellte.

König Ludwig hatte nämlich eine schöne Tänzerin kennen gelernt, eine Spanierin, Namens Lola Montez, und dieser sollte es gelingen, den allmächtigen Minister Abel zu stürzen, für die Baierische Regierung eine freisinnigere Richtung zu begründen und dadurch tief einzugreifen in die Geschichte dieses Landes.

Wir müssen einige Worte zur Schilderung dieser merkwürdigen Frau sagen, welche einen so ungeheuren Einfluß auf die Schicksale des Baiernlandes gehabt.

Lola war eine reizende Spanierin von üppigem Wuchse und außerordentlich schönen Gesichtszügen, besonders ausgezeichnet durch die herrlichen schwarzen Augen, welche in einem fast verzehrenden Feuer glühten, sie war, oder vielmehr sie ist noch jetzt vielleicht eine der schönsten Frauen Europa's.

Ueber Lola's früheren Schicksalen liegt noch ein Schleier; man weiß von ihr nur mit Bestimmtheit, daß sie in Spanien geboren und erzogen, daß sie dies Land verlassen mußte, aus welchem Grunde aber, ist unbekannt; es wird erzählt, sie habe in einem Anfalle von Eifersucht ihren Geliebten ermordet, oder wenigstens zu ermorden versucht und habe sich deshalb aus der Heimath flüchten müssen.

Plötzlich trat Lola als eine kühne Abentheuerin in Deutschland auf. Sie durchreis'te die Hauptstädte Deutsch-

lands und der Nachbarländer, überall die leichtsinnige junge Männerwelt durch ihre wunderbare Schönheit entzückend, aber auch überall durch ihre unverschämte Frechheit, durch ihr keckes unweibliches Benehmen Aufsehen und Entrüstung erregend.

Bald wurde ihr Name in allen Zeitungen genannt. Sie hatte sich berühmt gemacht durch ihr merkwürdiges Auftreten, nicht durch ihren Tanz, denn dieser war höchst mittelmäßig; obgleich sie auf den verschiedensten Bühnen in den großen Städten zu Gastrollen zugelassen wurde und überall vor überfüllten Häusern tanzte, erwarb sie sich doch nirgends eigentlich Beifall; als Künstlerin war sie im höchsten Grade unbedeutend, aber dennoch strömten die Neugierigen hinzu, nur um die schöne kecke Spanierin zu sehen, deren Namen überall mit einer Art von Bewunderung genannt wurde.

Lola hatte dazu in der That auch hinreichende Veranlassung gegeben. Wohin sie auch kam, da machte sie sich bemerkbar durch ihr ungenirtes, der deutschen Sitte durchaus fremdes Cigarrenrauchen und ihr keckes Wesen; überall wußte sie durch eine Art Zauberkraft die reichsten und vornehmsten Wüstlinge augenblicklich an sich zu ziehen und sie gehörig auszubeuten, überall legte sie die grenzenloseste Verachtung gegen jedes weibliche Schicklichkeitsgefühl offen an den Tag. Aus Berlin wurde sie verwiesen, weil sie einen Gensd'armen mit der Reitpeitsche durchgeprügelt hatte. Aehnliche Gründe veranlaßten ihre Ausweisung aus Petersburg, ihre Flucht aus Warschau. In Paris, wo sie auf dem Theater vollständig ausgepfiffen worden war, lebte sie längere Zeit als die anerkannte Maitresse des Journalisten

Dujarrier, welcher, wie wir bereits in der Geschichte Frankreichs erzählt haben, durch Beauvallon im Duell erschossen wurde. In dem Prozeß wegen dieses Duells, der eine europäische Berühmtheit erlangt hat, trat auch Lola Montez als Zeugin auf und erzählte hier mit einer wunderbaren Naivetät die geringsten Specialitäten ihres Verhältnisses zu Dujarrier, ohne sich um den dadurch entstehenden öffentlichen Scandal im Geringsten zu kümmern; die Meinung der Welt war ihr nicht nur gleichgültig, sie setzte im Gegentheil gewissermaßen eine Art Ehre in die Verhöhnung jedes Schicklichkeitsgefühls, in den Ruhm, die kühnste und unverschämteste Abentheuerin auf dem Continent zu sein.

So war Lola Montez, jung, reizend schön, keck, auf's Aeußerste schamlos, aber dabei geistreich und herrschsüchtig. Ein Weib, ganz geschaffen, einen alten, verliebten, eiteln und charakterschwachen Mann zu beherrschen.

König Ludwig von Baiern lernte sie kennen, und vielleicht war es außer ihrer ungewöhnlichen Schönheit sogar der eigenthümliche ihr vorausgehende Ruf, welcher ihn zu der schönen Tänzerin hinzog. Er verliebte sich sterblich in sie, und Lola, welche des unstäten Umhertreibens müde war, deren Ehrgeiz durch den Gedanken, die Maitresse eines Königs zu werden und dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die Geschicke des Staates zu erhalten, angestachelt wurde, ließ sich gerne die Zärtlichkeit des alten verliebten Königs gefallen, ohne sich indessen dadurch von ihrer gewohnten Lebensweise abhalten zu lassen.

Das Verhältniß Lola's zu König Ludwig war ein im höchsten Grade eigenthümliches, sie gab sich ihm offen als Maitresse hin und beherrschte ihn vollständig, aber eben

so offen nahm sie auch außer dem Besuche des Königs noch die Besuche anderer und zwar besonders junger und schöner Männer an, durch welche sie sich für die ihr ekelhaften kraftlosen Umarmungen des alten Königs zu entschädigen wußte. Wenn Ludwig beleidigt ihr Vorwürfe machen wollte, so sagte sie ihm ganz ruhig und entschieden, sie würde sofort das zwischen ihnen bestehende Verhältniß ohne alle Rücksicht abbrechen, wenn der König ihr mit eifersüchtigen Gründen lästig fallen wolle. Gegen eine solche Drohung hatte Ludwig keine Waffen, er kannte die rücksichtslose Energie der Tänzerin, er wußte, daß diese Wort halten würde, und er war so leidenschaftlich in sie verliebt, daß der Gedanke, sie könne ihn verlassen, ihn fast wahnsinnig machte. So mußte er sich denn Alles von ihr gefallen lassen, er mußte selbst seine glücklichen Nebenbuhler protegiren.

Das Ministerium Abel kümmerte sich Anfangs wenig um diese neue Liebschaft des Königs. Es hatte sich zum Grundsatz gemacht, gegen die Schwächen und Laster des Regenten die Augen zu verschließen, sie sogar zu begünstigen, weil es dadurch nur um so fester in der Gunst desselben zu stehen glaubte. Dies war auch wirklich bei den früheren Liebschaften Ludwigs der Fall gewesen. Die früheren Maitressen des Königs waren theils zu unbedeutend gewesen, um einen Einfluß auf die Regierung gewinnen zu können, theils hatten sie auch den Haß der allmächtigen Minister zu sehr gefürchtet, um sich zu Schritten gegen dieselben hinreißen zu lassen, theils endlich war auch Ludwig nicht genug in sie verliebt gewesen, um ihretwegen das süße Nichtsthun aufzugeben und mit einem Ministerium zu brechen,

welches ihn jeder geistigen Anstrengung, jeder Regierungssorge überhob, und ihm überall gefällig war, wo es galt, seiner Eitelkeit und seinen Lüsten zu fröhnen.

Ein ganz anderes Verhältniß trat aber ein, als Lola Montez sich erst in der Gunst des Königs festgesetzt hatte. Die schöne Tänzerin war nur deshalb die Maitresse des alten Königs geworden, um Einfluß zu gewinnen auf die Regierung und dadurch ihrem Ehrgeize zu schmeicheln. Sie hegte von ihrer frühesten Kindheit an einen unversöhnlichen Haß gegen alle Pfaffen und Jesuiten, und ließ es sich daher angelegen sein, sobald sie sich der unbegrenzten Liebe und Nachgiebigkeit des Königs sicher war, gegen das früher allmächtige Ministerium zu arbeiten.

Das war freilich ein schwieriges Werk, aber es gelang. Das Ministerium Abel fühlte nach und nach, wie durch die unwiderstehlichen Einflüsterungen der schönen Maitresse ihm die Liebe und Achtung des Königs, der einzige Grund und Boden, auf dem es sichern Fuß fassen konnte, mit jedem Tage mehr und mehr entzogen wurde, und es suchte daher nun seinerseits, aber völlig vergeblich, durch allerlei Ränke und Schliche Lola zu stürzen.

Als der Minister Abel sah, daß ihm dies nicht gelingen würde, da nahm er zu einem kühnen Schritt seine Zuflucht, von dem allein er noch seine Rettung hoffen durfte, oder wenigstens glaubte, in den Lügen der Welt den Schein des Rechtes zu bewahren. Er setzte nämlich mit seinen Collegen ein Memorandum gegen den König auf, in welchem er die Zustände Baierns in den düstersten Farben schilderte, das Land, als von einer furchtbaren Revolution an den Rand des Abgrunds gebracht, dastellte.

Dieses Memorandum wurde lithographirt und in vielen tausend Exemplaren unter das Publikum gebracht. Es war in der That vollkommen geeignet, die auf die Spitze getriebenen, durch und durch demoralisirten Zustände des Königreichs und die grenzenlose Schwäche des Königs selbst ins hellste Licht zu setzen; das Ministerium hatte gehofft, durch diese Schrift dem König Schrecken einzujagen und ihn zu bewegen, sich von der Tänzerin zu trennen, welche einen so verderblichen Einfluß auf ihn hatte, um sich aufs Neue der Leitung seiner alten Freunde hinzugeben, aber es hatte sich glänzend verrechnet. Eine Trennung von Lola war eine Unmöglichkeit für Ludwig geworden, und jetzt war es eben so unmöglich, daß das Ministerium und die Tänzerin neben einander bestehen konnten. Der Bruch zwischen beiden war vollendet und das Ministerium gestürzt.

Die unmittelbare Ursache zu dem Bruch des Königs mit dem Ministerium war ein Gnadenakt des Königs für Lola. Der König wollte nämlich auf Lola's dringende Bitten diese gern in den Adelstand erheben und zu diesem Zwecke das Baierische Indigenat verleihen. Lola hatte dies längst gewünscht, der König es ihr bisher aber abgeschlagen, weil ihm diese Gunstbezeugung von vielen Seiten mit dem Bemerken abgerathen worden war, daß dadurch sein Verhältniß zu Lola gar zu offenkundig vor den Augen der Welt blos gelegt würde.

Lola ließ indessen mit Bitten nicht nach und bewegte den schwachen König endlich, die Indigenats-Erklärung dem Staatsrath zur Begutachtung vorzulegen. Die Antwort desselben war verneinend und dadurch der Bruch zwischen dem Ministerium und Lola, die offene Feindschaft, erklärt.

Der König hätte nun gern durch ein eigenhändiges Dekret Lola ihren Wunsch erfüllt, aber ein solches Dekret mußte von einem Minister gegengezeichnet sein und schon deshalb war die Entlassung des Ministeriums eine Nothwendigkeit, welche durch das bereits oben erwähnte Memorandum desselben nur um so dringender wurde. Wir theilen dasselbe hier mit, weil es einen tiefen Blick thun läßt in die durch und durch demoralisirten Zustände des Königreichs Baiern und das wunderbare Verhältniß, in welchem der König zu dem Ministerium stand. Es lautet folgendermaßen:

„Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen berufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den geleisteten Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder, in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten, die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten.

In diese Lage sehen die treugehorsamst Unterzeichneten durch den Allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das Baierische Indigenat durch Königl. Dekret zu verleihen, sich versetzt, und sie alle sind eines Verrathes an den Eurer Königl. Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig, — ihr Entschluß konnte daher nicht schwanken.

Diese Indigenatsverleihung ward in der Staatsrathssitzung vom 8. d. M. von dem Königl. Staatsrathe v. Maurer als die größte Calamität, die über Baiern kommen kann, laut und oftmals bezeichnet.

Diese Ueberzeugung ward von dem ganzen Staatsrathe getheilt, sie ist der Ausdruck der Gesinnung aller treuen Unterthanen Eurer Königl. Majestät, und es hat nicht erst einer Staatsrathssitzung bedurft, um eben diese Ueberzeugung in den treugehorsamst Unterzeichneten nur zu unerschütterlich zu begründen.

Seit dem Monat October v. J. sind die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet und es haben sich in allen Theilen Baierns über das, was hier vorgeht, und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand des Gespräches im Innern der Familien, wie an den öffentlichen Orten bildet, Urtheile festgestellt, und es ist aus diesen Urtheilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört.

Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in den Gemüthern ausgetilgt, weil nur noch Aeußerungen des bittersten Tadels und der lautesten Mißbilligung vernommen werden; dabei ist das Nationalgefühl auf das tiefste verletzt, weil Baiern von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, sich regiert glaubt, und so mancher Thatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.

Männer, wie der Bischof von Augsburg, dessen Treue und Anhänglichkeit an Eure Königl. Majestät über jeden Zweifel erhaben sind, vergießen über das, was vorgeht, und über die täglich sich mehr entwickelnden Folgen bittere Thränen, und die treugehorsamst unterzeichneten Minister des Innern und der Finanzen sind selbst Augen- und Ohrenzeugen der heißen Thränen und bitteren Klagen des genannten Bischofs gewesen.

Der Fürstbischof von Breslau hatte kaum von einem hier verbreiteten Gerüchte, er habe ein das fragliche Verhältniß entschuldigendes Gutachten abgegeben, Kenntniß erlangt, als er augenblicklich einen Brief hierher erließ, mit der Aufforderung, diese Sache, wo immer davon gesprochen würde, auf das Bestimmteste als unwahr zu erklären, und seine entschiedene Mißbilligung der Vorgänge auszusprechen. Sein Schreiben ist hier kein Geheimniß mehr und wird bald im ganzen Lande bekannt sein, und welches ist die Wirkung? — Die ausländischen Blätter bringen täglich die schmerzlichsten Anekdoten und die herabwürdigendsten Angriffe gegen Eure Königl. Majestät.

Das anliegende Stück Nr. 5. der Ulmer Chronik enthält eine Probe davon. Alle polizeiliche Aufsicht vermag die Einbringung dieser Blätter nicht zu verhindern. Sie werden verbreitet und mit Gierde verschlungen. Der Eindruck, der in den Gemüthern lebt, kann nicht zweifelhaft sein, er erneut sich täglich und wird bald nie und durch nichts mehr erlöscht werden können. Eine gleiche Stimmung besteht von Berchtesgaden und Passau bis Aschaffenburg und Zweibrücken, ja sie ist über ganz Europa verbreitet, sie ist ganz dieselbe in der Hütte des Armen, wie im Palast des Reichen.

Es ist nicht blos der Ruhm und das Glück der Regierung Eurer Königlichen Majestät, es ist die Sache des Königthums, die auf dem Spiele steht. Daher das Frohlocken derer, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten, und die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, das Königthum in der öffentlichen Meinung zu verderben.

Daher aber auch der tiefe Schmerz und die Verzweiflung aller derer, die Eurer Königlichen Majestät mit treuer Liebe anhangen und die über den Gefahren, denen das Königthum vielleicht zu keiner Zeit in größerem Maßstabe ausgesetzt gewesen ist, die Augen nicht verschließen. Dabei liegt es außer dem Bereiche menschlicher Kräfte, auf die Länge zu verhüten und verhindern, daß die Rückwirkung dessen, was vorgeht, nicht nach und nach auch auf die bewaffnete Macht übergeht, und wo soll eine Hülfe gefunden werden, wenn auch dieses ungeheure Uebel eintrete? wenn auch dieses Bollwerk schwankte? —

Was die treugehorsamst Unterzeichneten hier mit gebrochenem Herzen in tiefster Ehrfurcht vorzutragen wagen, beruht nicht auf Gespensterseherei, es ist das traurige Ergebniß der Beobachtungen, welche sich Jeder in seinem Wirkungskreise täglich seit Monaten hat machen müssen. Was unter solchen Verhältnissen vom nächsten Landtage zu erwarten sei, liegt offen am Tage. Unberechenbar sind die letzten Folgen seiner Verhandlungen, wenn sie mit solchem Eindrucke gepflogen werden. Jeder der treugehorsamst Unterzeichneten ist bereit, in jedem Augenblicke Gut und Blut für Eure Königliche Majestät freudig zu opfern. Aber deshalb ist es ihnen eine doppelte heilige Pflicht, Eurer Königlichen Majestät die Gefahren offen darzulegen, welche mit jedem Tage wachsen, und Allerhöchstdieselbe zu beschwören, ihre flehentliche Bitte um die Gewährung der einzigen hier möglichen Hülfe zu erhören und dem unseligen Gedanken zu entsagen, als sei es Leidenschaft oder Widerstand, der nur gegen solche Verhältnisse gerichtet ist, durch welche jeder treue Baier untergraben sieht, was ihm vor Allem am Herzen liegt: der

Ruhm, die Macht und das Glück, die ganze Zukunft seines geliebten Königs. Die treugehorsamst Unterzeichneten haben die Folgen des Schrittes, zu welchem die treueste und innigste Anhänglichkeit an Eure Königliche Majestät, die Erkenntniß der unberechenbaren Wichtigkeit des Augenblicks allein sie vermocht hat, nach allen Richtungen gar wohl erwogen; sie wissen und sind davon durchdrungen, daß wenn Eure Königliche Majestät ihr heißes Flehen nicht zu erhören geruhen, ihre Wirksamkeit auf der Stelle, zu welcher sie die Gnade und das Vertrauen ihres geliebten Monarchen berufen hat, beendet, und dann nur noch eine Pflicht auf dieser Stelle zu erfüllen ihnen übrig ist, die Pflicht, Eure Königliche Majestät um die Enthebung von der Führung der ihnen anvertrauten Ministerien, wenn auch mit tiefstem Schmerzgefühle, ehrfurchtsvollst zu bitten.

In allertiefster Ehrfurcht und mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit u. s. w.

v. Abel, v. Gumppenberg, Graf Seinsheim, v. Schrenk."

Der König gab den Ministern v. Abel, Graf Seinsheim und von Schrenk, so wie dem Regierungspräsidenten v. Hörmann in ziemlich schonender Weise ihren Abschied und setzte an ihre Stelle als provisorische Verweser den Freiherrn Zu-Rhein, Maurer und Zenetti, sämmtlich Männer, welche eine den früheren Ministern gänzlich entgegengesetzte Richtung verfolgten.

Von diesem Augenblick an begann in Baiern eine Reihe von Reformen in allen Zweigen der Gesetzgebung, besonders in dem der Justiz und der Geistlichkeit. Es wurde der Bau von Eisenbahnen vermittelt, die vorher furchtbar

unterdrückte Presse bedeutend erleichtert und dadurch für die Bewegung des Jahres 1848 sicher vorgearbeitet.

Am 21. September wurden auch die Stände einberufen, welche sich aufs kräftigste für die Reformen und besonders für die Preßfreiheit aussprachen.

In Folge dieser Landtagsberathungen wurde denn auch durch ein neues Ministerium, an dessen Spitze der Fürst von Oettingen-Wallerstein stand, eine Art Preßfreiheit in Baiern am 1. Januar 1848 eingeführt, indem nämlich eine Censur mit milden Formen nur stehen blieb

1) für Gegenstände der äußern Politik,
2) für Artikel, wodurch ein bestehendes Strafgesetz im Verbrechens- oder Vergehens-Grade übertreten ward,
3) für Angriffe auf die Ehre von Privatpersonen.

2.

Wir sind mit der kurzen Darstellung der in Baiern eingeführten Reformen, welche die Folge von dem Sturze des Ministeriums Abel waren, unserer Erzählung etwas vorausgeeilt, müssen daher jetzt wieder umkehren.

Nachdem das ultramontane Ministerium gestürzt war und Lola einen deutlichen Beweis ihrer ungeheuren Macht über den König erhalten hatte, wurde ihr Auftreten mit jedem Tage frecher und schamloser. Sie war nun vollständig eingebürgert in München. Der König ließ ihr ein Palais bauen in der Barrer-Straße, welches er mit dem äußersten Luxus, wahrhaft königlich einzurichten befahl, in einer Zeit, wo in ganz Deutschland fast eine Hungersnoth herrschte (im Frühjahr 1847), wo in allen Ländern, und auch in Baiern, die Armen verzweiflungsvoll nach Brot

schrien, aber es nicht erlangen konnten, trotz aller Mühe, trotz der angestrengtesten Arbeit; da wurden vom Könige viele Tausende Gulden verschwendet zu einer schwelgerischen Wohnung für eine feile, freche Tänzerin!

Lola's Uebermuth wurde durch die täglich sich erneuernden Gunstbezeugungen des Königs täglich vermehrt. Sie fuhr stets in einer glänzenden, mit vier prächtigen Rappen bespannten Equipage, einem Geschenk des Königs, spazieren, ihre Toilette war von ausgesuchter Kostbarkeit, sie glänzte von Edelsteinen, ihre Wohnung war mit wahrhaft fürstlichem Luxus eingerichtet.

Der König besuchte sie täglich, aber auch Lola ging ungenirt ins Schloß, sie besaß sogar einen Schlüssel zu dem Cabinet, in welchem der König seine Mußestunden zubrachte, und mit der größten Schamlosigkeit bestand jetzt das Liebesverhältniß zwischen Lola und dem König, ohne daß dabei auf die Königin die geringste Rücksicht genommen wurde.

Das wurde denn doch den sonst in Hinsicht auf Moralität nicht eben allzustrengen Münchnern fast zu viel; hatte man früher über das strenge und ultramontane Ministerium Abel geschimpft, so schimpfte man jetzt noch mehr auf Lola, und wahrlich, man hatte genügende Ursache dazu, denn die Tänzerin war bereits bis dahin gekommen, daß sie sich für die unbeschränkte Herrscherin des Landes hielt. Einige kleine Züge aus ihrem Leben mögen dies beweisen:

Schon früher, schon ehe Lola nach München kam, hatte sie eine eigenthümliche Leidenschaft für das Prügeln bewiesen. In Warschau hatte sie einen polnischen Gensd'armen mit der Reitpeitsche bearbeitet, in Berlin einen

Preußischen geohrfeigt. In beiden Städten hatte ihr die Polizei bald das Handwerk gelegt; in München aber konnte sie jetzt ihrer Leidenschaft ungestraft vollen Spielraum lassen, und sie that dies denn auch nach Herzenslust.

Erst ohrfeigte sie einen jungen Thierarzt, der ihren Hund nicht schnell genug von einer Krankheit heilen konnte, dann einen Packknecht, welcher die bissige Dogge geschlagen hatte; in beiden Fällen war mit einigen Thalern Schmerzensgeld die Beleidigung abgemacht, und der König lachte, als ihm von den Thaten Lola's erzählt wurde, über seine muthige Geliebte.

Von größeren Folgen war eine Ohrfeige, welche sie einem Postpacker ertheilte, der ihr den Eintritt in ein Postlokal versagen wollte. Der Postpacker verklagte sie bei der Polizei wegen beleidigter Amtsehre und sie wurde dafür vor die Behörde citirt.

Kaum hatte Lola das Citationsschreiben empfangen, als sie es wüthend zerriß und mit den Füßen trat. Dies nahm wiederum der Polizeidirektor, Freiherr von Pechman, als eine Criminalsache auf, aber Lola bekümmerte sich wenig darüber, sie wendete sich mit einer Klage an den König, und dieser ließ den Polizeidirektor zu sich kommen, um mit ihm persönlich über diese Angelegenheit zu verhandeln.

Im Laufe des Gesprächs fragte der König, was das Volk von seinem Verhältniß zu Lola sage. Herr von Pechman erwiederte ihm aufrichtig:

„Majestät! Sie haben die schönste Perle aus Ihrer Krone verloren, die Liebe Ihres Volkes!"

Das war dem König zu viel, er sprang wüthend auf und rief:

„Fort, fort! In Landshut ist auch eine gute Luft.“

Herr von Pechmann war entlassen.

Der König machte seine Drohung wahr, weil der Polizeidirektor auf der Bestrafung Lola's bestand, er ließ ihn als Landrichter (in eine untergeordnete Stellung) nach Landshut zurückversetzen.

Solche Vorfälle wurden nun natürlich stets gleich bekannt; man erzählte sie in München von Mund zu Mund und von dort breiteten sie sich über das ganze Land aus und erregten allgemeine Entrüstung, denn es erschien als eine schreiende Ungerechtigkeit, daß es einer elenden Tänzerin erlaubt sein sollte, nach Lust und Belieben zu prügeln und geachtete Männer aus ihren Stellen zu entlassen, nur weil sie die Geliebte des Königs war. Aber ein anderer Vorfall gab einen fast noch größeren Scandal:

Lola war nämlich eines Tages in die Schulze'sche Modehandlung in München getreten und ließ sich dort verschiedene Waaren zur Auswahl vorlegen. Sie wollte eben einen der ihr vorgelegten Artikel behandeln, als ihr der Kaufmann mit höflichen Worten entschuldigend sagte, er könne ihr denselben nicht ablassen, weil er für die Königin bestimmt sei.

„Dann muß ich etwas noch Schöneres haben,“ fiel Lola schnell ein.

Das überstieg denn doch die Geduld des Kaufmanns, der seit langen Jahren Lieferant der Königin war und eine große Anhänglichkeit an diese besaß, er ergriff die Tänzerin beim Arme und führte sie aus dem Laden, ohne

Rücksicht auf ihr Widerstreben und ihre Drohungen zu nehmen.

In Wuth und Entrüstung eilte Lola augenblicklich zum König, um sich über die erlittene Mißhandlung bei ihm zu beklagen, und Ludwig, schwach und albern, wie er war, ließ sich in der That dazu mißbrauchen, noch am selben Nachmittage sich persönlich in den Laden des Kaufmanns zu verfügen. Er fand diesen nicht zu Hause, sagte aber zu der Frau desselben:

„Sagen Sie Ihrem Manne, daß er ein Flegel sei!"

Solche Geschichten wiederholten sich beinahe täglich und erregten eine immer größere Erbitterung gegen Lola, welche kaum geringer war, als die früher gegen das Ministerium Abel herrschende.

Besonders suchten die Anhänger jener ultramontanen Parthei sich für den Sturz des sie beschützenden Ministeriums an Lola zu rächen und diese wiederum zu stürzen, womöglich in der Gunst des Königs, wenn ihnen dies aber nicht gelang, wenigstens in der des Volkes.

Sie bemühten sich, allen ärgerlichen Geschichten eine möglichst große Verbreitung zu geben, und als nun gar auch ein Professor der Universität, der Dr. von Lasaulx, seines Amtes entsetzt wurde, und dies am schwarzen Brett bekannt gemacht hatte, da gab es am 1. März 1847 in München einen allgemeinen Scandal, bei welchem Lola wieder einmal vollkommen Gelegenheit hatte, ihre großartige Frechheit, und König Ludwig, seine bewundernswürdige Schamlosigkeit zu zeigen.

Es hatten sich nämlich schon am Morgen des 1. März einige Studenten zusammengerottet, um sich die Schritte

zu besprechen, welche sie gegen die täglich mehr wachsende Macht der Tänzerin zu thun beabsichtigten. Diese zogen, durch ungeheure Volkshaufen verstärkt, am Nachmittage gegen 3 Uhr vor die Wohnung Lola's in der Theresienstraße und brachten dieser hier einige donnernde Pereat's; aber damit war dem Eifer der Menge nicht Genüge geleistet, sie begann eine solenne Katzenmusik; tausende der verschiedensten Stimmen heulten und quitschten durch einander zum erquicklichsten Ohrenschmaus für Lola.

Der Scandal wurde so arg, daß die Polizei sich zum Einschreiten bewogen sah, aber fruchtlos, denn mit jedem Augenblicke wuchsen die Volkshaufen mehr und mehr an, mit jedem Augenblick wurde die Katzenmusik großartiger, schöner und melodischer. Eine Wirkung hatte indessen doch das Einschreiten der Polizei, wie es dieselbe denn überall hat, es machte nämlich den Scandal noch ärger. Hatte das Volk sich bisher damit begnügt, zu musiciren, so begann es jetzt, die Fenster des Hauses einzuwerfen, in dessen zweiter Etage Lola wohnte.

Freilich trug nicht allein die Polizei die Schuld daran, einen Theil derselben hatte auch Lola's unverschämtes Benehmen.

Die Tänzerin befand sich nämlich gerade mit einer kleinen Gesellschaft bei Tische, als die musicalische Unterhaltung vor ihrem Hause begann. Anfangs machte das Ding ihr Spaß, sie leerte ein Glas Champagner auf das Wohl des Volkes und warf Bonbons und Confect auf die wüthende, unter ihren Fenstern scandalirende Menge.

Natürlich wurde durch diese Verhöhnung die Wuth des Volkes nur vergrößert und andererseits kam auch Lola

nach und nach selbst in Zorn. Sie ergriff ein geladenes Pistol und wollte dasselbe mitten in den dichten Haufen hinein abschießen, wurde aber zum Glück durch die ihr zur Seite stehenden Gäste daran verhindert, welche ihr das Pistol trotz ihres Sträubens und Schreiens aus den Händen wanden. Hätten sie es nicht gethan, hätten sie zugegeben, daß Lola den Einflüsterungen ihrer unvernünftigen Wuth Folge leistete, dann wäre, bei der schon herrschenden Aufregung, die Tänzerin sicherlich in Stücke gerissen worden.

Endlich wurde der Tumult so arg, daß das Einschreiten des Militairs veranlaßt wurde. Die Menge wurde aus der Theresienstraße zurückgetrieben und diese von Soldaten besetzt, ohne daß indessen das Volk zerstreut werden konnte. Dies zog vielmehr unter Toben, Schreien und Zischen vor die Residenz, brachte dort der Königin ein Hoch! und warf dann dem Könige die Fenster ein. Der Residenzplatz wurde nun ebenfalls vom Militair besetzt, Cuirassier-Abtheilungen säuberten die Straßen, und erst gegen 11 Uhr war der Tumult beendet, nachdem noch vorher das Volk sich das Vergnügen gemacht hatte, die Scheiben in den meisten Laternen einzuwerfen.

Der König hatte während des Scandals die Schamlosigkeit gehabt, sich zu Fuß mitten durch die Menge nach der Wohnung Lola's zu begeben.

3.

Der oben erwähnte Skandal hatte weiter keine größeren Folgen, als daß er deutlich zeigte, wie tief erbittert das Volk von München, welches sonst für fleischliche Sünden stets eine ziemliche Toleranz bewiesen hatte, über das Benehmen der schamlosen Tänzerin war.

Der König kehrte sich indessen an diese Ausbrüche des Volksunwillens nicht im Geringsten. Lola fuhr fort, ihren Einfluß auf Staats=Angelegenheiten in der ungebührlichsten und schmählichsten Weise zu äußern, sie blieb nach wie vor die allmächtige Maitresse des Königs von Baiern.

Ihre Ernennung zur Gräfin von Landsfeld, welche sie nach vielfachem Widerspruch von Seiten der ganzen Hofparthei und des gesammten Baierischen Adels durchgesetzt hatte, zeigte aufs Neue, wie wenig Willen der König noch besaß, denn dieser hatte wiederholentlich früher geäußert, daß er Lola in den Grafenstand nicht erheben würde. Aber Lola befahl und Ludwig mußte gehorchen. Es war wunderbar, welche Macht die schöne verführerische Tänzerin über den alten, in seinen poetischen Träumereien lebenden König erlangt hatte; sie beherrschte ihn ganz und gar, er durfte nichts thun ohne ihre Einwilligung; zu allen Staatsschritten, zu allen Beförderungen mußte sie zuvor die Genehmigung ertheilen und sie that dies mit der furchtbarsten Partheilichkeit, indem sie die vortheilhaften Stellen nur durch ihre Anhänger, ihre Kreaturen besetzen ließ, und für diese sogar neue Stellen machte.

Daß dadurch, sowie durch die mannigfaltigen anderweitigen Mißbräuche ihrer Macht, nach und nach das ganze Baierische Volk die Tänzerin beinahe noch mehr haßte, als früher das Ministerium Abel, ist wohl natürlich, aber Lola begnügte sich damit nicht allein, je sicherer sie sich in ihrer Macht glaubte, um so stolzer, um so höhnischer trat sie dem Volk, selbst den Vornehmsten, entgegen. Sie wußte ja, daß der König nicht ohne sie leben könne, daß

er lieber alles Andere, als sie, opfern würde; denn seine Ehre hatte er ja längst geopfert.

Wäre Lola bei Allem dem noch wenigstens dem Könige treu geblieben, so ließe sich allenfalls die wunderbar knechtische Unterwürfigkeit Ludwigs gegen den Willen des schönen jungen Weibes begreifen, aber auch dieses war nicht der Fall, Lola unterhielt im Gegentheil fortwährend die engste Verbindung mit schönen, kräftigen, jungen Leuten, welche sie ganz ungenirt, nachdem der König sie verlassen, in ihrem neuen, prächtig eingerichteten Hause in der Barrerstraße empfing. Es kamen da die seltsamsten Dinge vor.

Wir müssen eine dieser Scandalscenen als charakteristisch für die schamlose Wollust Lola's und die grenzenlose Schwäche Ludwigs erzählen:

Lola hatte bei einer Spazierfahrt einen schönen jungen Offizier gesehen, dessen kräftiges, männliches Aeußere ihr wohlgefiel. Sie entschloß sich daher kurz, nachdem sie seinen Namen erfahren hatte, ihn zu einer nächtlichen Zusammenkunft einzuladen.

Der Offizier empfing Lola's Billet, war höchst erstaunt über den Inhalt desselben und überlegte hin und her, ob er wohl der Einladung folgen solle oder nicht. Furcht vor der Eifersucht des Königs bestimmte ihn endlich, Lola in einem sehr höflichen freundlichen Briefe zu bitten, ihn von dieser Zusammenkunft zu entbinden.

Diese Antwort erregte die Wuth der Tänzerin, augenblicklich eilte sie zum Könige und sagte diesem, sie wäre von einem jungen Offiziere auf eine furchtbare Weise beleidigt worden. Sie müsse Genugthuung dafür haben und fordere,

daß der Lieutenant in eine entfernte Grenzfestung versetzt werde.

Anfangs weigerte sich der König, eine so schreiende Ungerechtigkeit zu begehen, aber Lola tobte, sie warf dem Könige vor, er liebe sie nicht und ließ sich durch alle Vernunftgründe nicht bewegen, von ihrem Willen abzustehen. Da mußte denn freilich Ludwig wohl nachgeben. Der Kriegsminister wurde gerufen und der Befehl für den Offizier unterzeichnet, sich sofort nach einer entfernten Grenzfestung zu begeben. Der junge Offizier bekam den Versetzungsbefehl, er sah augenblicklich klar in der Sache und wußte, von welcher Seite dieser Schlag geführt wurde. Mit richtigem diplomatischen Tact beschloß er, sich lieber der Eifersucht und Ungnade des Königs, als der Rache der allmächtigen Tänzerin auszusetzen, denn diese schien ihm weit gefährlicher, als der König selbst. Er nahm sich Extrapost und fuhr, dem erhaltenen Befehle nach, sofort von München ab, ließ aber an der nächsten Station Halt machen und schrieb von dort aus einen liebeglühenden Brief an Lola, in welchem er dieser sagte, jetzt erst, da er sie nicht mehr sehen dürfe, da er München verlassen müsse, sehe er, wie unaussprechlich er sie geliebt habe und wie unmöglich es ihm sei, fern von ihr, ohne sie wenigstens sehen zu dürfen, zu leben. Dieser Brief wurde sofort durch einen Courier nach München zurückgeschickt. Lola empfing ihn und begab sich augenblicklich wieder zum Könige.

Zu seinem höchsten Erstaunen mußte Ludwig jetzt hören, daß es mit der Beleidigung doch nicht so schlimm gewesen sei. Lola habe sich durch ihren augenblicklichen Zorn hinreißen lassen, sie habe sich übereilt, man dürfe daher den

jungen Offizier für eine hingeworfene Aeußerung nicht so streng bestrafen. Lola stellte dies Alles dem Könige in den süßesten Worten dar und ging sogar so weit, zu fordern, daß der junge Lieutenant, der kein anderes Verdienst, als seine schöne kräftige Gestalt hatte, zur Genugthuung für das erlittene Unrecht sofort nach München zurückgerufen und zum Premier-Lieutenant befördert werde. Der König war aufs Höchste erstaunt; wieder weigerte er sich, aber wieder mußte er nachgeben. Der Kriegsminister wurde aufs Neue nach der Residenz beschieden, kopfschüttelnd unterzeichnete er den Rückberufungs- und Beförderungs-Befehl. Lola aber war um einen schönen und kräftigen jungen Liebhaber reicher.

Von nun an trübte längere Zeit nichts das innige Verhältniß, in welchem die Maitresse des Königs mit dem jungen Lieutenant stand. Aber eines Tages sollte sich doch ein ärgerlicher Zwischenfall ereignen.

Der Lieutenant war nämlich eines schönen Nachmittags mit einer Gesellschaft lustiger Kameraden zusammen. Darüber verging der Nachmittag und der Abend. Erst spät in der Nacht kehrte er ermüdet in seine Wohnung zurück, warf sich, ohne sich zu entkleiden, auf das Sopha und schlief einige Stunden, denn schon am frühen Morgen hatte er Dienst.

Während seiner Abwesenheit war ein zierlicher Brief Lola's an ihn eingelaufen, welcher ihn für dieselbe Nacht zu einem zärtlichen Stelldichein beschieden hatte, aber dieser Brief war dem Lieutenant natürlich nicht zu Händen gekommen und so wartete Lola denn vergebens auf ihren

Liebhaber. Erst spät in der Nacht legte sie sich wüthend über den vermeintlichen Treulosen zu Bett.

Am Morgen etwa gegen 10 Uhr stand sie auf und beschloß nach ihrer gewohnten Weise ein Exempel an dem treulosen Liebhaber zu statuiren. Sie begab sich sofort zu Fuß in seine Wohnung; der Bursche des Lieutenants, ein dummer Bauer, der erst seit einigen Wochen die Soldaten-Jacke trug, öffnete ihr die Thür. Lola schob ihn bei Seite und fing nun an, im Zimmer des Abwesenden Alles, was irgend Werth hatte, zu demoliren. Da wurde nichts verschont, der prachtvolle Spiegel, den sie selbst ihrem Liebhaber geschenkt hatte, wurde mit einem Stuhl in tausend Stücke geschlagen, die Bilder zerrissen, eine schöne Uhr zermalmt, und selbst die Möbel wurden, soweit Lola's Kräfte dazu hinreichten, vernichtet.

Der Bursche sah dem ganzen Schauspiele mit vor Staunen starr aufgerissenen Augen zu. Bei der ersten Attaque auf den Spiegel wollte er Einspruch erheben, aber ein Hieb mit Lola's Reitpeitsche über sein Gesicht und ein wüthender Blick von ihren feurigen schwarzen Augen flößte ihm dermaßen Schrecken ein, daß er nichts mehr zu sagen wagte. Stumm vor Staunen und Entsetzen blieb er mitten in der Stube stehen und schaute dem Zerstörungswerke zu.

Nach kaum einer Viertelstunde war die ganze Arbeit vollendet. Die Stube des Lieutenants sah aus, als hätten Vandalen in derselben gehaust. Lola schaute noch einmal ihr Werk an, dann kam ihr die ganze Scene selbst höchst komisch vor, sie fing laut an zu lachen und entfernte sich eiligst.

Nach etwa einer Stunde kam der Lieutenant von seinen Dienstgeschäften zurück. Er trat ins Zimmer und dort fiel sein erster Blick auf den Burschen, der mit verstörtem Gesicht noch immer in der Mitte der Stube stand, sein zweiter auf die vollständig demolirten Möbel, Bilder und Spiegel.

„Was ist hier vorgegangen?" fragte er, natürlich im höchsten Grade erstaunt, „wer hat diesen Unfug gemacht?"

„Der Teufel!" war die mit zitternder Stimme ausgestoßene Antwort des Burschen.

Diese Antwort aber genügte dem gestrengen Lieutenant nicht; er fragte deshalb weiter, konnte aber von dem dummen Bauernburschen Anfangs kaum etwas Anderes erfahren, als daß der Teufel im Zimmer gewesen sei, dasselbe vollständig demolirt und ihn über das Gesicht gehauen habe. Dabei blieb der arme Dummkopf stehen und erst nach langem Fragen ließ er sich bewegen, eine etwas speciellere Beschreibung des Teufels zu geben.

Jetzt wurde dem Lieutenant plötzlich die ganze Sache klar, besonders als er auf dem Tisch das noch unentsiegelte Billet Lola's vom gestrigen Abend fand.

Er lachte nun selbst herzlich über seine zerstörten Möbel, denn er war gewiß, bald ein noch prachtvolleres Mobiliar wieder zu erhalten. Stehenden Fußes begab er sich zu Lola, erklärte dieser das ganze Mißverständniß und eine rührende Versöhnungsscene, sowie ein höchst elegantes Mobiliar, welches König Ludwig bezahlen mußte, waren die Folgen des Besuches, welchen der Teufel in der Wohnung des Lieutenants gemacht hatte.

Diese ganze Scene erscheint so wunderlich, so abenteuerlich, daß sie gewiß mancher von unsern geehrten Lesern für eine Erfindung zu halten versucht ist, aber dennoch ist sie wahr, und sie steht nicht etwa vereinzelt da, sondern fast täglich ereigneten sich in München ähnliche Scenen, bei welchen Lola die Hauptrolle spielte.

4.

Wie es aber nun Abenteuerinnen von Lola's Gattung zu ergehen pflegt, daß sie im Glück immer übermüthiger werden, immer mehr und mehr den Kopf verlieren, endlich doch zu weit gehen, und dadurch sich selbst verderben, ihren eignen Sturz herbeiführen, so sollte auch Lola's Glück nicht von langer Dauer sein. Gerade die Toleranz des Königs war es, gerade seine unbegreifliche Schwäche und Eifersuchtslosigkeit, welche die Mittel zu Lola's Sturz herbeiführen sollten.

An den jungen Offizieren, welche Lola fast täglich besuchten, hatte das üppige und wollüstige Weib nicht genug. Sie warf ihre Blicke auch auf die schönsten und kräftigsten Mitglieder der Münchener Studentenschaft und suchte diese zu sich heranzuziehen, vielleicht auch deshalb, weil das eigenthümliche in toller Jugendkraft übersprudelnde Leben der Studenten Lola's keckem Uebermuth am meisten zusagte.

In München bestanden damals fünf vom Könige selbst garantirte und unterstützte Studentenverbindungen. In den Vorstehern einer derselben, der Palatia, fand Lola die Männer, welche sie suchte.

Sie lud dieselben zu sich ein und die jungen Männer, geschmeichelt durch die Einladung der schönen Tänzerin und

verführt durch die Hoffnung, sich durch dieselbe einigen Einfluß zu verschaffen, besuchten mit den Farben ihres Corps die Dame. Sie wurden äußerst freundlich empfangen und verbrachten einen so vergnügten Abend, daß sie die Wiederholung dieses Besuches versprachen.

Das Gerücht von den nächtlichen Schwelgereien im Hause der Gräfin Landsfeld verbreitete sich augenblicklich durch ganz München und die Studentenschaft war wüthend darüber, daß einige junge Männer aus ihrer Mitte sich so weit vergessen konnten, der verachteten Königlichen Maitresse den Hof zu machen. Die Palatia trat sogleich zusammen und beschloß, jene unwürdigen Glieder aus ihrem Corps auszustoßen, um dadurch der allgemein in der Studentenschaft herrschenden Entrüstung Genüge zu leisten.

Dies geschah, Lola erfuhr es und war wüthend, sie ließ sogleich die Ausgestoßenen zu sich rufen und berieth mit diesen, was gegen den Beschluß der Palatia zu thun sei, fand aber zu ihrem höchsten Aerger, daß die geschlossene Studentenschaft ihr noch zu mächtig war, um mit Erfolg gegen sie auftreten zu können.

Nur ein Mittel stand ihr zu Gebot und dieses ergriff sie. Die aus der Palatia ausgeschiedenen Mitglieder mußten eine neue Verbindung bilden und zu dieser alle jene Studenten heranziehen, welche theils von anderen Corps ausgeschlossen worden waren, theils sich als besondere Feinde der ultramontanen Parthei, welche Lola gestürzt hatte, für diese einigermaßen interessirten und ihre Fehler um dieser einen guten Sache willen übersahen.

Das neue Corps, die Alemannia, wurde gebildet und durch Lola's Einfluß vom Könige nicht allein bestätigt,

sondern unter seinen besonderen Schutz gestellt und bei allen Gelegenheiten, wo dies irgend möglich war, von ihm und seiner Maitresse protegirt.

Es ist ganz natürlich, daß eine solche Bevorzugung eines Corps, welches zum größten Theile aus der Hefe der Münchner Studentenschaft bestand, eine allgemeine Entrüstung auf der Universität erregte, welche noch täglich durch das Benehmen des Corps selbst vergrößert wurde.

Lola nahm sich der neuen Verbindung ganz und gar an, denn sie betrachtete diese gewissermaßen als ihr Werk. Sie ging so weit, daß sie zum allgemeinen Scandal die Trinkgelage dieses Corps besuchte und außerdem Nächte mit ihm in ihrer eigenen Wohnung durchschwärmte, nachdem der König diese verlassen hatte. Sie wußte außerdem den Alemannen bei allen möglichen Gelegenheiten die Bevorzugung vor den übrigen Verbindungen einzuräumen.

Die Erbitterung, welche schon bei der Bildung der Alemannen gegen diese bestanden hatte, wuchs durch Lola's schamloses Benehmen und durch die freche Anhänglichkeit, welche die Alemannen an die Tänzerin offen an den Tag legten, mit jedem Tage, es kam oft zu Reibungen zwischen ihnen und Studenten von anderen Corps. Da vergaß sich denn eines Tages der König so weit, daß er auf offener Straße einigen Studenten Vorwürfe über ihr unpassendes Benehmen gegen eine Verbindung machte, welche unter seinem besondern Schutz stehe.

Dadurch wurde der Zorn der Studentenschaft nur noch erhöhet und einige Zeit darauf ging dieser so weit, daß einige Mitglieder des Corps Franconia, welche der Gräfin Landsfeld auf der Straße begegneten und diese von mehre-

ren Alemannen begleitet sahen, ein lautes verhöhnendes Zischen und Pfeifen ausstießen und dadurch einen allgemeinen Scandal herbeiführten.

Der Rector der Universität, Thiersch, sah sich genöthigt, weil er arge Conflicte aus diesem Hasse gegen die Alemannen befürchten mußte, die Senioren der fünf Verbindungen zu sich zu rufen und sie dringend zu bitten, daß sie den Frieden der Universität um einer elenden Parthei willen nicht stören möchten. Er bat sie, alles zu unterlassen, was irgend als eine Reizung oder Herausforderung der Alemannen betrachtet werden könne und erhielt auch in der That dies Versprechen, denn er war bei der Studentenschaft allgemein beliebt. Es wurde dadurch eine Art scheinbarer Versöhnung herbeigeführt, aber nur eine scheinbare, denn die Verachtung, in welcher das ganze Corps bei den übrigen Studenten stand, wurde nicht gemildert, nur die öffentlichen Ausbrüche derselben wurden vermieden; aber auch selbst diese halbe Versöhnung konnte nicht lange dauern. Schon nach einigen Wochen traten die alten Zustände ein und bald wurde durch die Unvernünftigkeit der Freunde Lola's eine Katastrophe herbeigeführt.

Am 17. Januar feierten nämlich die Alemannen ihren ersten feierlichen Eröffnungscommers, der allerdings nur schwach besucht war, dem aber die Anwesenhit des Ministerverwesers von Berks, der den Commers mit einer die Alemannen anerkennenden Rede eröffnete, eine gewisse Bedeutung gab.

Einige Tage später erschien ein Referat über diesen Commers in einer Münchner Zeitung und es hieß darin, es sei allerdings die Münchner Studentenschaft durch eine

oft übersprudelnde und verdorbene Jugend förmlich beherrscht, derselben werde sich aber die Alemannia mit ihren reinen Grundsätzen, ihrer Freude an den Studien, ihrer Sittlichkeit und Humanität entgegenstellen.

Eine solche Unverschämtheit war der Münchner Studentenschaft denn doch zu viel, gerade diejenige Verbindung, welche sie als die demoralisirteste, verachtungswürdigste betrachtete, hatte man gewagt, ihr zum Muster aufzustellen. Es kam jetzt zu lauten Ausbrüchen des Hasses und der Verachtung gegen die Alemannen. Wo dieselben sich irgend in der Universität sehen ließen, auch in den Hörsälen, auf den Vorhöfen, in den Corridors, überall wurden sie mit lautem Zischen und Pfeifen empfangen und erst wenn die Docenten den Katheder betraten, hörte der Lärm auf, begann aber nach Beendigung der Vorträge sofort wieder.

Dies dauerte ein Paar Tage, bis durch die Bemühungen der Universitätsbehörden der Frieden wieder einigermaßen hergestellt wurde; er sollte aber bald genug durch Lola's Schuld aufs Neue gebrochen werden.

Der Professor v. Görres, einer von Lola's eifrigsten Feinden, war gestorben und am 31. Januar 1848 sollte sein Leichenbegängniß sein. Görres hatte früher viele Feinde gehabt, aber gerade durch seine Feindschaft mit Lola waren die meisten derselben von dem Augenblick seines Todes an zu seinen Freunden geworden. Es beschloß daher die ganze Studentenschaft, dem Dahingeschiedenen ein Zeichen ihrer Anerkennung und Verehrung zu geben und ihm am Donnerstag den 3. Februar eine großartige Trauermusik mit Gesängen unter Fackelbegleitung am Grabe zu bringen.

Die Genehmigung des Rektors und der Polizeibehörde zu dieser Feierlichkeit war eingeholt, Alles war vorbereitet, da erhielt Lola die Nachricht von dem beabsichtigten Triumphe ihres früheren Feindes. Sie war wüthend; augenblicklich begab sie sich zum Könige und wußte es bei diesem durchzusetzen, daß noch am Abend des Donnerstags, als schon Alles zu der Feierlichkeit vorbereitet war, die Erlaubniß zu derselben von der Polizei zurückgenommen wurde.

Eine große Gereiztheit unter den Studenten, welche nur mit Mühe von den Universitäts-Behörden von Ausbrüchen zurückgehalten werden konnten, war die natürliche Folge dieses unbesonnenen Schrittes.

Es wurde nun von der Studentenschaft beschlossen, sich am Sonntag Nachmittag ganz einfach nach dem Gottes-Acker zu begeben, sich am Grabe zu sammeln und dort einige Lieder zu singen, um dem Verstorbenen wenigstens ein Zeichen der Anerkennung und Verehrung zu geben; aber auch diese kleine Feierlichkeit wußte Lola, deren erbitterter Haß gegen jede Anerkennung ihres Feindes wüthete, zu hintertreiben. Am Sonnabend Nachmittag erschien ein Verbot von Seite der Behörde.

Ein solches Verbot war vollkommen ungesetzmäßig, denn hier war von keiner öffentlichen Versammlung, von keinem Aufzuge die Rede, das Ganze war eine reine Privatunternehmung eines Theiles der Studentenschaft. Diese beschloß daher, trotz des Verbotes, ihren Willen durchzusetzen, wurde aber durch gütliches Zureden der beliebtesten Docenten, welche sich einzeln auf dem Wege nach dem Gottes-Acker aufgestellt hatten, bewegt, von ihrer ursprünglichen Absicht abzugehen.

Lola zeigte sich an diesem Tage in ihrer größten Leidenschaftlichkeit und Schamlosigkeit. Sie ging am Nachmittage des Sonntags in der Ludwigsstraße auf und nieder, und als sie dort von einigen Studenten der feindlichen Parthei mit Zeichen der Mißachtung begrüßt wurde, äußerte sie wüthend: „Wenn das sich nicht ändert, werde ich machen, daß die Universität geschlossen wird.“

Diese Drohung war, wie wir sehr bald sehen werden, keine in den Wind gesprochene.

Die Aufregung unter den Studenten hatte sich in Folge von Lola's unklugem Benehmen bis zu einem Grade vermehrt, welcher eine Besänftigung nicht mehr hoffen ließ. — Es war augenscheinlich, daß schon in den nächsten Tagen ein Ausbruch erfolgen müsse, und davon waren denn auch sowohl der Rektor der Universität und die Behörden, als auch die ganze Einwohnerschaft von München, welche übrigens auf Seite der Studenten stand, vollkommen überzeugt.

Schon am Montag, den 7. Februar, sollten die ersten Ausbrüche der allgemeinen Aufregung erfolgen.

Der Rektor und der Fürst Wallerstein, Beide bei den Studenten sehr beliebt, waren entschlossen, Alles was in ihren Kräften stand, zu thun, um durch ihren persönlichen Einfluß die Studenten von unruhigen Auftritten abzuhalten, aber es sollte ihnen dies nicht mehr vollkommen gelingen.

Schon vom frühen Morgen an war die Universität dicht mit Studenten angefüllt, und große Haufen neugierigen Volkes, welche eine Katastrophe erwarteten, standen vor derselben versammelt. Wo ein Alemanne sich sehen ließ in den dichten Massen, wurde er sofort an seiner dun-

kelrothen Mütze erkannt und mit Hohngelächter, Pfeifen, Zischen und Schmähungen empfangen. Gegen 11 Uhr betrat der Rektor die Universität. Die Reihe der Studirenden öffnete sich vor ihm, in seiner Nähe wurde Alles still, aber vor und hinter ihm erscholl bei dem Anblick jedes Alemannen neues Geschrei. Jetzt kam auch der Minister Fürst von Wallerstein, er redete mit freundlichen Worten die Studenten an und bat sie dringend, die Ruhe und Ordnung nicht ferner zu stören. Er erhielt in der That von den Nahestehenden das Versprechen, sich ruhig zu verhalten, und die leicht beweglichen jugendlichen Gemüther wurden sogar durch die freundlichen Worte des Ministers so weit besänftigt, daß ein lautes Lebehoch für den unwürdigen König und für den Minister ertönte.

Während der Rede des Ministers hatten in den hintersten Reihen der Zuhörer einige Alemannen gestanden, welche nach deren Beendigung die breite Treppe nach der Vorhalle herabgingen. Sie wurden sogleich von den Massen erkannt und schnell hatten diese ihr eben gegebenes Versprechen vergessen, denn augenblicklich erhob sich ein lautes Lärmen, Pfeifen, Zischen, Gelächter, welches die schnell vorwärts schreitenden Alemannen über die Universität hinaus, die Ludwigsstraße entlang, bis an das Caffeehaus verfolgte, welches das gewöhnliche Versammlungslokal der Alemannen war.

Auf dem Wege dorthin sollte sich indessen ein Zwischenfall ereignen, welcher die allgemeine Wuth und Entrüstung gegen die gehaßte und verachtete Verbindung noch erhöhen mußte.

Es befand sich nämlich unter den bei dem ganzen Tumulte wenig betheiligten Zuschauern auch ein junger Student, der seines stillen, friedlichen Charakters wegen sehr beliebt war, ein Mensch, der, wie man zu sagen pflegt, kein Wasser trübte.

An diesem ließ einer der vorübereilenden Alemannen, ein Graf Hirschberg, vielleicht der berüchtigtste aus dem ganzen Corps, seine Wuth aus, indem er ihm mehrere Schimpfreden zurief und dann eine Ohrfeige gab. Das erregte natürlich allgemeine Wuth. Die ganze Studentenschaft betrachtete den Vorfall nicht mehr als die Sache eines Einzelnen, sondern als Partheisache, und das Volk stimmte vollkommen mit der Studentenschaft überein; die Entrüstung war so groß, daß die Alemannen nur mit Mühe hinter der verschlossenen Thür ihres Versammlungslokales Schutz fanden.

Am Nachmittag hatte sich wieder fast die ganze Studentenschaft in der Universität versammelt, und wieder standen große Volkshaufen vor derselben. Aber Alles blieb, trotz der allgemeinen Entrüstung und Erbitterung, ruhig, denn kein Alemanne ließ sich sehen.

Am Abend war ein allgemeiner Convent. Alle fünf Verbindungen waren zusammengetreten, es wurde von ihnen beschlossen, nicht länger Farben zu tragen, so lange dies den Alemannen gestattet sei, da die Farben durch dies ehrlose Corps entehrt würden. Die Verbindungen lösten sich auf, denn sie wollten nicht auf einer Rangstufe mit der verachteten Alemannia stehen. Die ganze Studentenschaft vereinigte sich zu einer einzigen großen Verbindung jenem

kleinen Corps gegenüber, welches andererseits Ansehen und Macht durch den Schutz der mächtigen Tänzerin und des Königs hatte.

5.

Am folgenden Morgen, am Dienstag den 8., war wieder der Universitätsplatz von einer großen Menge Studirenden, welche in einzelnen Gruppen standen, besetzt. Große Volksmassen wogten zwischen diesen Gruppen hin und her, aber Alles war ruhig, es wurde kein Geschrei erhoben, auch ließen sich für den Augenblick keine Alemannen unter der Studirenden sehen.

Lola war während dieser Zeit nicht unthätig gewesen; wüthend über die Beleidigung, welche die übrigen Studirenden ihren Schützlingen angethan hatten, war während der ganzen vergangenen Tage ihr Sinnen auf Rache gewesen; sie hatte beschlossen, die Drohung, welche sie schon einige Tage vorher ausgestoßen, wahr zu machen und den Schluß der Universität zu veranlassen.

Wie bei allen unsinnigen und schändlichen Bitten Lola's, wollte auch bei dieser der König Anfangs widerstreben, aber wie immer, war er auch hier zu schwach; er gab seiner Geliebten nach und versprach ihr, die Universität schließen zu lassen; Lola's Wunsch sollte erhört, aber dadurch auch ihr eigener Sturz veranlaßt werden; sie selbst arbeitete mit aller Kraft auf die Vernichtung ihrer Macht und Bedeutung hin.

Am Nachmittage des 8. bereits war es entschieden, daß die Universität geschlossen werden würde. Der Rektor Thiersch empfing die von ihm bereits erwartete Nachricht,

aber mit dem Befehl, sie vor der Hand, um die Aufregung nicht zu vergrößern, geheim zu halten. Er begab sich nach der Universität und fand diese wieder in einem eigenthümlichen Zustande der Aufgeregtheit; es hatten sich nämlich drei Alemannen in das Colleg des Professor Hermann, eines der beliebtesten Docenten, begeben, in welchem schon über 200 Zuhörer aus der übrigen Studentenschaft sich befanden; in demselben Augenblick, wo die drei Alemannen das Auditorium betraten, erhoben sich die Uebrigen von ihren Sitzen und verließen den Saal, um in den Korridors einzelne Gruppen zu bilden und sich über weiter vorzunehmende Schritte zu berathen. Der Professor Hermann, welcher in dem Colleg nur die drei Alemannen fand, setzte deshalb seine Vorlesung aus.

Am nächsten Morgen herrschte dieselbe Ruhe auf dem von ungeheuren Massen bedeckten Universitäts-Platz. Gegen 11 Uhr begann der Rektor eine Vorlesung zu halten, aber kaum hatte er sie begonnen, als sich auf dem Platze ein wildes Geschrei, Toben, Pfeifen und Zischen erhob und ihm anzeigte, daß Alemannen sich nahen müßten. Er verließ das Auditorium und empfing eine Deputation der Alemannen, aus dem Senior derselben und zwei Begleitern bestehend. Diese beschwerte sich bitter über die Beleidigungen, welche ihnen von der übrigen Studentenschaft zugefügt würden, und welche sich nicht allein auf sie, sondern sogar auf die Gräfin Landsfeld ausdehnten. Sie theilte dem Rektor mit, daß sie bereits dem Könige persönlich Anzeige von allen ihren Beschwerden gemacht, und das Versprechen der vollständigsten Genugthuung erhalten hätte.

Der Rektor konnte hierauf wenig erwidern, er nahm die Beschwerdeführer zu Protokoll und begleitete sie dann selbst bis zum Ausgange der Universität, um sie vor etwaigen thätlichen Beleidigungen der zahlreich versammelten, auf's Höchste erbitterten Studentenschaft zu schützen. An der Grenze des Platzes angekommen, übergab er die Alemannen dem Schutze der die Zugänge besetzenden Gensd'armerie mit den Worten:

„Hier endet mein Ansehen, und von hier aus sind Sie unter dem Schutze der bewaffneten Macht."

Die Alemannen schritten ihrem Versammlungslokale, von der Gensd'armerie begleitet, zu, aber auch diese konnte sie vor den ärgsten Verhöhnungen durch Lachen, Zischen und Pfeifen nicht schützen. Da gerieth einer der Alemannen, der Graf Hirschberg, welchen wir schon einmal erwähnt haben, so sehr in Wuth, daß er einen Dolch zog und einen Stoß damit auf einen ihm nahestehenden, ihn verhöhnenden Studenten führte.

Diese Unbesonnenheit vergrößerte die allgemein herrschende Aufregung und Wuth nur noch mehr, der Dolchstoß hatte allerdings nicht getroffen, er war aber doch geführt worden, und die Menge verlangte nun laut und wüthend, der Graf solle arretirt und ins Gefängniß gebracht werden. Die Gensd'armen, welche unterdessen den Grafen Hirschberg entwaffnet hatten, verweigerten dies, sie brachten im Gegentheil den Grafen in das nahe Kaffeehaus, welches das Versammlungslokal der Alemannen war, und besetzten den Eingang desselben mit 12 Mann, um es vor der wüthend andringenden Masse zu schützen.

In allen Hauptstraßen Münchens sammelten sich nun immer größere Gruppen, überall wogten laut sprechende Menschenmassen umher, und bald, gegen 2 Uhr Mittags, sollte ein neuer Scandal die Aufregung noch vermehren.

Lola nämlich, welche durch ihre Freunde bisher veranlaßt worden war, in ihrer Wohnung zu bleiben und sich nicht der Wuth der aufgeregten Menge Preis zu geben, hatte sich vor Ungeduld nicht mehr halten können.

Sie war besorgt um ihre Freunde, die Alemannen, und kühn und energisch, wie sie war, beschloß sie, trotz der Gefahr, sich nach diesen zu erkundigen. Sie ließ den Wagen anspannen und fuhr mit diesem nach der Polizei, erfuhr hier aber nichts Genügendes; sie beschloß deshalb, da zu Wagen durch die dichtgedrängten Straßen nicht mehr weiter zu kommen war, zu Fuß nach dem vielgenannten Kaffeehaus der Alemannen zu gehen. So eilte sie die Weinbergstraße entlang nach der Theatinerkirche zu.

Eine Zeit lang konnte sie ungestört ihren Weg fortsetzen, man erkannte sie nicht, da sie das Gesicht durch einen Schleier dicht verhüllt hatte, endlich aber wurde dieser im Gedränge etwas verschoben und augenblicklich erhob sich in den dicht zusammengeballten Volksmassen das laute Geschrei: „Lola! die Gräfin Landsfeld! die H . . . !"

Dieser Ruf war das Signal zu einem allgemeinen furchtbaren Tumult, an dem sich indessen die Studenten nicht betheiligten, denn diese zogen sich sofort zurück, um nicht in den Verdacht zu gerathen, sie hätten an einer etwaigen Mißhandlung der Maitresse des Königs Theil genommen.

Lola fand sich mitten in die wüthenden Volksmassen eingekeilt, nur mit Mühe konnte sie vorwärts kommen, sie wurde gedrängt von allen Seiten und überall hörte sie zorniges Geschrei, Verwünschungen, Schimpfreden, welche sie für ihr Leben fürchten ließen. Aber noch kam es zu keinen Thätlichkeiten.

Einigen mitleidigen Männern in ihrer Nähe gelang es endlich, sich um die Schöne zu drängen und sie einigermaßen in Schutz zu nehmen. Diese führten sie, jedoch fortwährend verfolgt von den wüthendsten Schmähungen und Drohungen des Volkes, in die Theatiner-Kirche, wo Lola auf's Aeußerste erschöpft, kaum im Stande, Athem zu holen, ankam.

Aber auch hier sollte sie noch nicht genügenden Schutz finden, denn die Volksmassen drängten nach und bald war auch die Kirche von Neugierigen angefüllt, welche allerdings aus Achtung vor dem heiligen Orte sich der lauten Schmähreden enthielten, deren dumpfes Gemurmel indessen der schuldbewußten Tänzerin so gefahrdrohend erschien, daß sie ihre Beschützer bat, sie weiter zu führen; sie suchte Schutz in dem Palais des Grafen von Arco, eines vornehmen Hofmannes, den sie früher, wie es heißt, einmal schwer beleidigt hatte, und der sich jetzt dadurch an ihr rächte, daß er ihr seinen Schutz versagte, ihr seine Thür verschloß.

Mittlerweile war eine Abtheilung Gensd'armen mit mehreren Offizieren bis nach der Theatiner-Kirche vorgedrungen; diese bildeten ein Karrée um Lola und brachten sie, fortwährend von den schimpfenden und schreienden Volksmassen begleitet, nach der Residenz, wo sie in Sicherheit war. Es wurde nun die ganze Garnison unter Waffen

gerufen. Die Barrerstraße, in welcher Lola wohnte, wurde mit Kavallerie besetzt, welche nur einzelne Fußgänger durchließ, und die Massen wurden durch gütliches Zureden so viel als möglich auseinander gebracht; erst gegen 5 Uhr konnte Lola die Residenz verlassen, um nach ihrer Wohnung zurückgebracht zu werden.

Während dieser Zeit hatte am Nachmittag um 3 Uhr die ganze Studentenschaft sich auf dem Universitätsplatz versammelt, und war von dort in einem geordneten, ernsten Zuge nach der Wohnung des Rektors gezogen, um diesem ihre Forderungen mitzutheilen, die hauptsächlich in der Ausschließung der Alemannen von der Universität, und in der gerichtlichen Bestrafung des Grafen Hirschberg für den versuchten Dolchstoß bestanden.

Der Rektor begegnete dem Zuge unterwegs und veranlaßte ihn, nach der Universität zurückzukehren; hier empfing er im Rektorate die Deputation der Studirenden.

Während der Rektor noch in Unterhandlung mit den Deputirten stand, erhob sich plötzlich ein furchtbarer Tumult unter den auf dem Universitätsplatz versammelten Studirenden; er wurde dadurch veranlaßt, daß eine Abtheilung Kuirassiere auf den Universitätsplatz gedrungen war und sich der Vorhalle gegenüber aufgestellt hatte.

Schon machten sich die Studenten bereit zum Kampfe, sie waren in die verschlossenen Hörsäle eingedrungen und hatten die Bänke abgerissen, um sich mit diesen zu vertheidigen, als der Rector erschien und den kommandirenden Offizier bat, die Soldaten von dem Universitätsplatz zurückzuziehen. Seinem Wunsche wurde Genüge geleistet und dadurch die Ruhe wieder hergestellt.

Der Rektor theilte nun den Studirenden den Königl. Befehl über die Schließung der Universität mit, und bat sie, sich ruhig zu entfernen, was auch geschah, jedoch nicht ohne daß vorher die Verabredung getroffen worden wäre, sich am folgenden Morgen zum Abschied auf dem Universitätsplatz zu versammeln.

Am Morgen des nächsten Tages, Donnerstag den **10.**, erschien folgender Anschlag am schwarzen Brett der Universität:

„Im Vollzuge zweier Allerhöchster Befehle vom **9.** d. machen wir bekannt: daß die Universität von nun an bis zum Wintersemester **1848—49** geschlossen ist, und daß jene Studenten, die nicht hier domizilirt sind, bis Uebermorgen, Freitag, **12** Uhr Mittags, München zu verlassen haben. Wir erwarten von unseren sämmtlichen Studenten den dem Allerhöchsten Befehle schuldigen Gehorsam und entlassen sie in ihre Heimath mit der Versicherung, daß wir bemüht sein werden, ihre mit dem Wohle der Universität so eng verbundenen Interessen auch während ihrer Abwesenheit nach allen Kräften zu vertreten. München, am **9.** Februar **1848.**

K. U. Rektorat und Senat.

Thiersch."

Auf dem Universitätsplatz hatten sich wieder, nebst einer großen Menge Studenten, ungeheure Volksmassen eingefunden, und unter diesen, wie unter den Studenten, herrschte eine allgemeine Wuth und Entrüstung über den harten Befehl, binnen **24** Stunden die Stadt zu verlassen, denn dies war den meisten Studirenden, aus Mangel an Reisemitteln, so plötzlich gar nicht möglich.

Dieselbe Aufregung herrschte unter den Bürgern von München, welche durch die plötzliche Entfernung so vieler junger Leute aus der Stadt ebenfalls schwer getroffen wurden. Die Bürgerschaft versammelte sich deshalb zu einer allgemeinen Berathung im Rathhause.

Die Regierung war während dieser Zeit ebenfalls nicht müßig. Alle Truppen der Garnison waren aufgeboten, durch alle Straßen zogen starke Patrouillen, und besonders um die Residenz waren bedeutende Truppenmassen concentrirt, eben so auch in der Nähe der Universität.

Die vor derselben versammelten Studenten hatten während dieser Zeit eine Deputation an den Rektor geschickt, um ihn zu bitten, wenigstens für die Verlängerung ihres Aufenthaltes in München Sorge zu tragen; aber die Rückkunft der Deputation dauerte ihnen zu lange, sie setzten sich deshalb in Bewegung und zogen in geschlossenen Reihen, das „Gaudeamus igitur“ singend, nach dem Hause des Rektors. Vor diesem stellten sie sich auf und brachten dem Rektor, nachdem dieser eine sehr herzliche Anrede an sie gehalten und sie zur Ruhe und Ordnung ermahnt hatte, ein donnerndes Lebehoch!

6.

Nachdem die Studenten dem Rektor Thiersch auf die eben geschilderte Weise ihre Hochachtung bezeigt hatten, wünschten sie das Gleiche auch gegen den Fürsten von Wallerstein zu thun, und zogen deshalb nach der Akademie, in welcher das Ministerium seinen Sitz hatte.

Hier stellten sie sich in Zügen auf und brachten dem Fürsten zum Abschiede ein donnerndes Lebehoch; keine Unge-

setzlichkeit, keine Unordnung wurde dabei begangen, und dennoch sahen sich plötzlich die nichts ahnenden Studirenden von der bewaffneten Macht, der Gensd'armerie, ohne die geringste vorherige Warnung empfangen zu haben, angegriffen.

Es stellte sich nämlich eine Abtheilung Fußmannschaft quer über die Straße vor der Akademie auf, während eine andere Abtheilung zu Pferde, durch den Gensd'armerie-Hauptmann Bauer, einen intimen Hausfreund und, wie man sagt, Liebhaber der Gräfin Landsfeld, befehligt, plötzlich, ohne irgend ein warnendes Signal zu geben, mitten unter die in dichten Reihen stehenden Studenten hineinsprengte.

Eine grenzenlose Verwirrung entstand bei dem völlig ungeahnten Angriff. In eiliger Flucht stürzten die Haufen auseinander und zerstreuten sich nach allen Richtungen hin eiligst, eine Anzahl Studenten floh nach der Akademie selbst, in deren Innerem sie Schutz zu finden glaubte. Im Thor blieben diese stehen, um dort das Resultat dieses wunderbaren, völlig unmotivirten und gesetzlosen Angriffs abzuwarten.

Aber auch hier sollten sie noch nicht sicher sein, denn plötzlich rückte ein Abtheilung der Gensd'armen mit gefälltem Bajonett auf die im Thore stehenden Zuschauer vor, obgleich diese nicht einmal durch einen Ausruf dazu Veranlassung gegeben hatten.

In eiliger Flucht drängten sich die jungen Leute in das Innere des Gebäudes und versuchten, die Thorflügel zu schließen, um sich hierdurch vor ihren Angreifern zu schützen; aber auch dies gelang ihnen nicht, denn mit überwiegender Kraft sprengten die Gensd'armen die Thore

auf, und stachen nun ohne Weiteres mit den Bajonetten unter die dicht zusammen gedrängten Studirenden, welche nicht schnell genug fliehen konnten. Einen Widerstand fanden die Gensd'armen nicht, dieser war auch in der That ganz unmöglich, da Keiner der Studenten mit irgend einer Waffe, selbst nicht mit einem Stocke versehen war.

Der Angriff war geschehen, die Studenten hatten sich in das Innere des Gebäudes geflüchtet, und die Gensd'armen von dem Kampfplatze, auf dem sie einen schmachvollen Sieg über Unbewaffnete erkämpft hatten, sich zurückgezogen, da öffneten sich nach kurzer Zeit wieder die Thore der Akademie und zwei Studenten führten einen ihrer schwer verwundeten und stark blutenden Kommilitonen aus dem Gebäude nach seiner Wohnung.

Der Anblick des Verwundeten, der einen Bajonettstich hinten in den Kopf, (also offenbar auf der Flucht!) erhalten hatte, erregte eine allgemeine Wuth und Entrüstung unter den zahlreichen neugierigen Zuschauern, welche den ganzen Vorfall mit angesehen hatten.

Ein lautes Wuthgeschrei erhob sich und Lola's Name, denn ihr schrieb man den Befehl zu dem durch ihren Liebhaber veranlaßten Blutvergießen zu, wurde mit lauten Verwünschungen, ja mit Racheschreien genannt. Hätte Lola sich in diesem Augenblicke unter den aufgeregten Volksmassen sehen lassen, sie wäre trotz ihrer Schönheit ohne Gnade in Stücken gerissen worden.

Dieselbe Aufregung theilte sich auch der Bürgerschaft von München mit, als diese das Attentat erfuhr, welches so ungerechtfertigter, gesetzloser Weise auf die Studenten von der Gensd'armerie begangen worden war.

Schon gegen 1 Uhr hatte sich im großen Rathhaussaal eine bedeutende Anzahl Bürger eingefunden und fortwährend kamen noch neue hinzu. Auch die beiden Magistrats-Kollegien waren in ihren Sitzungssälen versammelt und erhielten hier eine Deputation von der Bürgerschaft, welche forderte, es solle sofort eine Deputation an den König abgehen, welche um die Wiedereröffnung der Universität zu bitten habe. Die Bürgerschaft selbst wolle in geordneten Zügen die Deputation begleiten und sich in ruhiger Haltung vor der Residenz aufstellen, um dadurch ihrem Wunsche mehr Nachdruck zu geben.

Anfangs wollten die Magistrats-Kollegien hierauf nicht eingehen, nach einer stürmischen Debatte aber mußten sie nachgeben, und etwa gegen 4 Uhr zogen die Bürger in Reihen zu je vier nach der Residenz und stellten sich dort, etwa 2000 Mann stark, auf dem Max-Joseph-Platz in drei langen Reihen auf, während ihnen gegenüber eine Infanterie- und Kavallerie-Abtheilung postirt war.

Hinter den Bürgern, jedoch etwas von ihnen getrennt, hatten sich ungeheure Volksmassen gesammelt, welche indessen auf den Wunsch der Bürger eine eben so ruhige und anständige Haltung beobachteten, als diese selbst.

Eine große Ruhe, welche nur durch ein dumpfes Summen der leise mit einander flüsternden Bürger einigermaßen unterbrochen wurde, herrschte trotz der großen Menschenmasse, welche versammelt war, auf dem Platze; aber plötzlich wurde diese Stille durch einen lauten Jubelruf unterbrochen, als ein Fenster der Königl. Gemächer sich öffnete und die allgemein beliebte Königin heraus schaute. Ein aus allen Kehlen kommendes, donnerndes Lebehoch

zeigte ihr, daß sie trotz der blutigen Vorfälle dieses Tages, deren Schuld nicht sie trug, die Liebe des Volkes nicht verloren habe. Der Zuruf wiederholte sich, bis die Königin sich zurückzog.

Während dieser Zeit hatte die Deputation im Innern der Residenz mit dem Könige verhandelt. Dieser war, als die Deputation ankam, eben bei Tafel, und ließ sich bei seiner Beschäftigung auch nicht stören. (Die Völker können ja warten, bis die Könige des Schwelgens satt sind!)

Als Ludwig mit speisen fertig geworden war, empfing er die Deputation, nach den Begriffen vor unserer Revolution, höchst gnädig, sprach aber zu gleicher Zeit seine Unzufriedenheit damit aus, daß die ganze Bürgerschaft die Deputation begleitet habe, denn das sähe ja gerade so aus, als wolle man ihn zwingen, den Wünschen der Bürger nachzugeben. Eine bestimmte Antwort könne und wolle er den Deputirten für den Augenblick nicht geben, dieselbe werde dem Magistrat auf dienstlichem Wege zukommen.

Mit dieser so höchst ungenügenden Antwort mußten die Deputirten zu ihren Kommittenten zurückkehren.

Wie doch die Zeiten sich ändern! Wenige Wochen später gedachte König Ludwig eine ebenfalls zu ihm gesendete Deputation mit ähnlichen Worten abzuspeisen, aber ohne daß es ihm gelang. — Im Februar 1848 waren indessen die Völker Deutschlands noch tief in dem Schlamme der Unterwürfigkeit gegen ihre angestammten Fürsten; damals konnte König Ludwig es noch wagen, die ihm eigenthümliche Unverschämtheit gegen eine Deputation der Bürgerschaft an den Tag zu legen, nach wenigen Wochen freilich war Alles ganz anders.

Erst mit Dunkelwerden kam die Deputation zu der während der ganzen Zeit ruhig harrenden Bürgerschaft zurück, und ging mit dieser nach dem Rathhause, dort erst theilte sie den ungünstigen Erfolg ihrer Sendung mit.

In großer Aufregung und Wuth trennte sich die Bürgerschaft, fest entschlossen, sich am folgenden Morgen wieder zu versammeln, und wenn bis dahin der König ihre Wünsche nicht von freien Stücken gewährt haben sollte, dieselben mit Gewalt durchzusetzen.

Auch in dem Universitäts-Senat, der in Verbindung mit einer Anzahl Deputirten der Studentenschaft Sitzung hielt, herrschte eine ähnliche Aufregung, welche erst einigermaßen gemildert wurde, als gegen 10 Uhr vom Kultusministerium das nachfolgende Signat des Königs an die Bürgerschaft mitgetheilt wurde, welches zu gleicher Zeit ein hübsches Pröbchen von dem blühenden Styl ist, den König Ludwig zu schreiben pflegte.

Das Signat lautet folgendermaßen:

„Jetzo, da die Bürger sich ruhig zurückbegeben haben, ist's Mein Vorhaben, daß, statt erst mit dem Wintersemester, bereits mit dem Sommersemester die Universität wieder geöffnet werde, wenn bis dahin Münchens Einwohner sich zu Meiner Zufriedenheit benehmen. Das Wohl der Bürger liegt Mir am Herzen, das bewies Ich seit mehr denn 22 Jahren.

Ludwig.

Armer Ludwig! Münchens Einwohner haben sich seitdem nicht eben zu deiner Zufriedenheit benommen; aber dennoch mußtest du nachgeben! —

Der Senat beschloß, als er das königliche Schreiben empfangen hatte, nun auch die übrigen Wünsche der Bürger- und Studentenschaft, nämlich die Auflösung der Alemannia und den sofortigen Wiederbeginn der Vorlesungen vor den Thron zu bringen.

Während der Senat saß und berieth, herrschte in ganz München die größte Aufregung. Große Menschenhaufen hatten sich in den Straßen gesammelt und besonders in der Barrerstraße, wo, wie bereits erwähnt, die Gräfin Landsfeld wohnte, ging es unruhig zu.

Allerdings war die Barrerstraße durch Militairabtheilungen besetzt; aber auch diese vermochten das aufgeregte Volk nicht völlig von Excessen gegen die Wohnung Lola's abzuhalten; denn die Wuth, welche durch die Vorfälle der vergangenen Tage gegen die Tänzerin hervorgerufen war, überschritt jetzt alle Grenzen.

Laut und öffentlich hörte man in allen Straßen Münchens es aussprechen: Lola müsse die Stadt verlassen, der König müsse sich von der ihn umstrickenden Sirene trennen, wenn er nicht das Schlimmste gewärtigen wolle.

Die Volkshaufen drängten sich in wilder Aufgeregtheit nach der Barrerstraße und das zum Schutze von Lola's Haus aufgestellte Militair konnte es nicht hindern, daß verschiedene glänzende Spiegelscheiben in dem eleganten Wohnhause der Tänzerin eingeworfen wurden; vielleicht auch wollte das Militair dergleichen Excesse gar nicht verhindern, denn es war gegen die Maitresse des Königs nicht weniger aufgebracht, als das Volk selbst.

Lola hatte sich, so lange sie die Macht in den Hän-

den gehabt, stets mit dem brutalsten Stolz gegen die Offiziere benommen, jetzt erntete sie die Früchte.

Die Haltung des Militairs während des Aufstandes in München hat sich die allgemeine Anerkennung erworben, sie war eben so ruhig und ernst, als die der Gensd'armerie und der Polizei überhaupt, welche meist aus Lola's Kreaturen bestand, brutal und ungesetzlich war.

Einzelne unruhige Gruppen, welche auf den Straßen umherzogen, ausgenommen, verlief sich gegen 8 Uhr Abends die Menschenmasse und die Nacht verging ohne weitere Störungen; aber allgemein war man entschlossen, selbst zum Kampf, wenn es nöthig sein sollte, am andern Tage zu schreiten, falls der König nicht nachgäbe, falls er sich weigern sollte, die Universität wieder zu eröffnen und die verhaßte Tänzerin aus seiner Nähe zu entfernen.

Am Freitag den **11.** war der entscheidende Tag, der Tag, an welchem der König dem energisch ausgesprochenen Willen der Münchener Bevölkerung nachgeben mußte.

Schon am frühen Morgen war die Bürgerschaft in großer Anzahl im Rathhaussaale versammelt, um ihre weiteren Schritte zu berathen. Sie beschloß, die sofortige Entfernung der Gräfin Landsfeld und die Wiedereröffnung der Universität zu verlangen. Eine Deputation vom Magistrat wurde an den Ministerverweser von Berks geschickt, um diesem die Wünsche der Bürgerschaft mitzutheilen, und erhielt von demselben die Antwort, daß er den König sofort von den gestellten Forderungen, deren Gewährung er hoffe, benachrichtigen werde. Auch den Forderungen des Senats, um Entfernung der Alemannia von der Münchner Universität schloß die Bürgerschaft sich an, und beschloß, ver-

sammelt zu bleiben, bis sie die Nachricht von der Erfüllung ihrer gerechten Wünsche erhalten habe.

Diese Nachricht sollte denn auch nicht lange auf sich warten lassen, denn König Ludwig hatte sich entschließen müssen, nachzugeben. —

So widerspenstig Ludwig auch sonst gegen alle diejenigen Rathgeber war, welche ihm Vernunft predigten und nicht seiner Eitelkeit fröhnten, so hatte er in diesem Falle doch eingesehen, daß bei der Aufregung der ganzen Münchener Bevölkerung, bei dem Haß, der auch im Militair gegen Lola herrschte, ihm keine andere Wahl übrig blieb, als die, entweder Lola zu verabschieden, oder selbst von der Regierung zurückzutreten.

Er wählte das Erstere, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß Lola, wenn sich erst die Wuth gegen sie einigermaßen gelegt haben würde, doch wieder nach München oder in die Nähe der Residenz zurückkehren könne; aber diese Hoffnung sollte durch die Ereignisse der nächsten Monate vereitelt werden.

Der Stadtkommandant, Generalmajor v. Kunst, wurde beauftragt, die Bürgerschaft davon zu benachrichtigen, daß ihre Wünsche gewährt worden seien, daß Lola den Befehl erhalten habe, binnen einer Stunde München zu verlassen.

Da war denn der Jubel groß. Der Stadtkommandant erhielt ein dreimaliges Lebehoch, und als nun gar gegen halb elf Uhr der Fürst von Wallerstein in Begleitung der Ministerverweser v. Berks, v. Beisler und v. Heeres im Rathhause erschien und mittheilte, die Gräfin Landsfeld habe München bereits verlassen, die Universität solle am Montag den 14. Februar wieder eröffnet werden, und auch die

Alemannia solle sich entfernen, da geriethen die guten Münchener Bürger in ein wahrhaft stürmisches Entzücken, da wollten die Lebehochs auf Gott und alle Welt, besonders aber auf den jämmerlichen König gar nicht enden. —

Wie leicht waren doch damals noch unsere guten Deutschen zu befriedigen! Jetzt freilich ist Alles anders geworden, denn andere Zeiten, andere Menschen! —

Die Bürgerschaft beschloß nun, sofort, wie gestern, nach der Residenz zu ziehen, um dort dem König ihren Dank zu sagen für die gnädige Erfüllung ihrer Wünsche.

Das geschah denn auch. Wieder zog die Bürgerschaft, begleitet von ungeheuren Volksmassen, nach dem Max-Joseph-Platz und stellte sich dort auf in langen Reihen, heut sogar noch zahlreicher versammelt, als gestern.

Der König erschien am Fenster, da gabs denn begeisterte Lebehochs aus allen Bürgerkehlen, daß es eine Lust war und eine Freude, es mit anzuhören.

Arme Münchener Bürger! Nachdem Ihr zwei Tage Euch als Männer gezeigt, dem Willen Eures gnädigsten Herrn getrotzt hattet, da waret Ihr freilich schon der Bewegung satt und sehntet Euch wieder nach der alten Ruhe! Ihr konntet jubeln, Ihr konntet begeistert werden, nur weil der jämmerliche König eine Euch mißliebige Maitresse fortgeschickt hatte! —

In ganz München herrschte jetzt Freude und Lust, denn Lola, die verhaßte Lola war ja fort; aber ganz ruhig hatte sie die Stadt, welche sie beherrscht, doch nicht verlassen sollen, fast hätte sich noch zu guter Letzt der Volksunwillen an ihr gerächt. —

Am Morgen schon nämlich hatten sich wieder große Volksmassen gesammelt und sich nach der Barrerstraße gewendet, um dort das Haus der verhaßten Tänzerin, trotz der die ganze Stadt durchstreifenden Patrouillen einigermaßen zu demoliren.

Auch als die Nachricht sich verbreitete, Lola müsse auf Königl. Befehl die Hauptstadt verlassen, war diese noch keineswegs genügend, um die wildaufgeregten Gemüther zu beruhigen, denn der gesunde Sinn des Volkes sagte diesem sehr bald, daß zwischen Fortgehen und Wiederkommen leicht möglich kein sehr langer Zeitraum liegen möchte. Das Volk zeigte große Lust, die schöne Lola entweder aufzuhängen, oder auf andere sichere Weise unschädlich zu machen.

Daraus sollte aber freilich nichts werden, denn Lola setzte sich in ihren Reisewagen und fuhr mit Windesschnelle fort. Sie wurden bemerkt und jetzt entspann sich in den Straßen Münchens eine merkwürdige, noch nie gesehene Jagd.

Die Volksmenge suchte durch enge Kreuz- und Querstraßen rennend, der Fliehenden den Weg abzuschneiden, und hätten sie die Tänzerin eingeholt, so wäre wahrscheinlich an jenem Morgen ein furchtbares Beispiel der Volksjustiz statuirt worden. Dem sollte aber nicht so sein.

Der geschickte Kutscher peitschte auf die Pferde und fuhr mit Blitzesschnelle dahin, daß die Funken unter den schnellen Hufen sprühten. Bald bog er hier in diese Straße ein, bald in jene, um seine wilden, wüthenden Verfolger zu täuschen und ihnen die schöne Beute zu entführen. Und es gelang ihm, Lola war gerettet und setzte ihre Flucht nach Lindau fort; das Volk aber belustigte sich damit,

in dem Hause in der Barrerstraße die Spiegelscheiben einzuwerfen. Dies Vergnügen genügte indessen den lebhaften Geistern nicht lange, sie erbrachen die Hausthür und waren eben im Begriff, im ganzen Hause das Unterste zu oberst zu kehren und alles Zerbrechliche zu demoliren, als der König in der Mitte der Volkshaufen erschien und von den guten Leuten mit einem lauten Lebehoch empfangen wurde.

Er bat das Volk, seiner Zerstörungswuth Einhalt zu thun, wenn es ihn lieb habe und seiner Bitte wurde Gehör geschenkt. Die Volkshaufen zerstreuten sich und jubelten durch die Stadt; überhaupt war der 11. Februar ein Freudentag für ganz München! —

Die eben erzählten Vorfälle, so unwichtig sie an und für sich scheinen, haben doch eine nicht geringe politische Bedeutsamkeit, indem sie uns einerseits durch ihren Erfolg zeigen, wie leicht zu befriedigen das deutsche Volk im Februar 1848 noch war, indem sie aber auch andererseits dem Volke selbst bewiesen haben, daß es mächtig genug sei, wenn es nur ernstlich wolle, seine Wünsche, gegenüber der Fürstenmacht, durchzusetzen.

Dieses neu erwachte Volksbewußtsein blieb freilich in der ersten Zeit noch ein sehr dunkles, aus dem einfachen Grunde, weil das Volk noch sich selbst nicht klar darüber war, inwiefern die Macht und die Interessen der Fürsten den seinigen gegenüberstanden; erst die Pariser Februarrevolution sollte mit hellstrahlender Brandfackel die faulen und morschen Zustände Deutschlands beleuchten und dem

deutschen Volke klar machen, woran es eigentlich leide. Mit dieser Klarheit stieg auch das Bewußtsein seiner Kraft wieder im Volke auf, und veranlaßte es, die verhaßten Ketten abzuschütteln.

Doch fahren wir nach dieser kurzen Abschweifung fort, wir haben zum Verständniß der allgemeinen deutschen Revolution nur noch wenige einleitende Worte mitzutheilen.

Capitel III.

Die Lola-Bewegungen in Baiern waren nur ein kleines Vorspiel zu den großartigen Ereignissen, welche das Frühjahr des Jahres 1848 für alle Theile des deutschen Vaterlandes herbeiführen sollte.

Wir haben in der Einleitung zu dieser Abtheilung bereits die gedrückten Zustände geschildert, in welchen das deutsche Volk sich bis zum Jahre 1848 befand, wir haben jene scheinbare Ruhe geschildert, welche in Deutschland herrschte, jene Ruhe, entsprossen aus der Verzweiflung, aus dem gewaltsam niedergedrückten Zorne eines unterdrückten und geknechteten Volkes.

Schon am Beginn des Jahres 1848 erregten die Bewegungen in Italien, die Revolution der Sicilianer, in Deutschland eine gewaltige Aufregung, und mit unendlicher Spannung schaute das gesammte deutsche Volk nach Frankreich, nach dem Lande, wo seit dem vorigen Jahrhundert die Freiheitsfunken stets zuerst erglüht sind.

Der 23. Februar und mit ihm die Pariser Revolution kam, Louis Philipp, der König der Franzosen, wurde aus

dem Lande gejagt und über dem alten vermorschten Königsthrone erblühte eine junge Republik, das französische Volk machte sich im Laufe weniger Tage frei von den schwer lastenden Ketten, welche es Jahre lang getragen hatte.

Die Nachricht von dem Siege des Volkes in Paris durchzuckte wie ein Blitzschlag ganz Deutschland, ein unendlicher Jubel durchtönte unser weites Vaterland von einer Grenze zur andern; und überall in allen Provinzen wurde dem deutschen Volke der Gedanke ins Bewußtsein gerufen, daß es eben so, wie die Franzosen, die Berechtigung und die Pflicht zur Freiheit habe.

Neben der Freude über den Sieg des Nachbarvolkes erwachte aber auch in den Herzen der Deutschen ein gewisses Gefühl der Scham, daß sie so lange noch viel drückendere Ketten getragen, als die Franzosen, und daß sie es nicht gewagt hatten, die eherne Last abzuschütteln.

Das Bewußtsein seiner Kraft wurde rege im Volke und damit auch der Entschluß, diese Kraft zu gebrauchen und sich die ewigen Menschenrechte wieder zu erkämpfen, welche ihm widerrechtlich von 34 gekrönten und privilegirten Unterdrückern von Gottes Gnaden geraubt worden waren.

Hatte der Deutsche Bundestag, jener Fürstenbund zur Unterdrückung der Völker, schon früher durch seine volksfeindlichen Bestrebungen Haß erregt, so wurde jetzt dieser Haß mit jedem Tage neu angeschürt und es drang immer tiefer in das Bewußtsein des Volkes, daß eine andere Art der Vereinigung Deutschlands nothwendig sei, eine Art, bei welcher die Interessen des Volkes, der Fürstenwillkühr gegenüber, gewahrt würden.

Mit jedem Tage wurde das deutsche Volk sich klarer über die bisherigen Fehler der Gesetzgebungen in den verschiedenen Staaten Deutschlands, über die dringende Nothwendigkeit von radikalen Verbesserungen, mit jedem Tage wurde es entschlossener, sich die ihm gewaltsam vorenthaltenen Rechte, wenn es nöthig sein sollte, mit Gewalt zu erkämpfen.

Die Forderungen, welche das deutsche Volk in den verschiedenen Ländern des ganzen Reiches an die Fürsten stellte, waren im Wesentlichen folgende; wir führen sie hier zusammen auf, weil sie sich bei den Revolutionen in Deutschland überall wiederholen und weil wir dann nicht nöthig haben, sie in der Folge mehrfach speziell zu erörtern.

1) Ein deutsches Parlament, hervorgegangen aus den Wahlen des Volkes selbst, welches eine Einigung Deutschlands in der Freiheit bewirken, welches der Fürstenwillkühr einen Damm entgegensetzen sollte.

Die grenzenlosen Uebergriffe des Bundestages haben wir bereits früher geschildert, eben so auch den dringenden Wunsch des deutschen Volkes nach einer Vereinigung des deutschen Vaterlandes, welches bisher, in 39 größere und kleinere Parzellen zerspalten, dem Auslande ohnmächtig, trotz seiner Größe und Kraft, gegenüber gestanden hatte.

Das deutsche Volk fühlte es wohl, daß eine wahrhafte Einigung Deutschlands durch die sich mit eifersüchtigen Sondergelüsten gegenüber stehenden Völker nicht zu erlangen sein würde, es fühlte daher die dringende Nothwendigkeit einer Volksbehörde, welche theils das Recht haben sollte, die hemmenden Schranken zwischen den einzelnen deutschen Ländern hinweg zu räumen, theils die Pflicht, die Völker, den

Fürsten gegenüber, zu vertreten und dafür zu sorgen, daß ihnen endlich jene lange versprochenen Rechte eingeräumt würden, welche die Kabinetspolitik ihnen so lange vorenthalten hatte.

Ein deutsches, volksthümlich gewähltes Parlament war daher die Hauptforderung, welche in allen Theilen Deutschlands von den Völkern an die Fürsten gestellt wurde; aber es war auch gerade diejenige Forderung, welche zu erfüllen diese sich am meisten sträubten, denn sie fühlten wohl, daß durch ein solches Parlament ihre Macht am sichersten gebrochen werden würde.

Auch die Fürsten hatte der Sturz des Franzosen-Königs wie ein Blitzstrahl getroffen; auch ihre Blicke waren seit Jahren nach Frankreich gerichtet gewesen, und ein jäher Schreck hatte sie durchzuckt, als sie plötzlich die gewaltige Erhebung des französischen Volkes sahen, als es ihnen klar wurde, daß der Willen eines gesammten Volkes dennoch mächtiger sei, als die Macht des schlauesten und scheinbar am festesten stehenden Königs. Sie sahen sehr wohl ein, daß sie, wenn sie jetzt nicht den Völkern Concessionen machten, herabgestürzt werden würden von ihren hohen Thronen, wie auch Louis Philipp gestürzt worden war; aber gleichwohl glaubten sie, wenn sie zu viel nachgäben, dadurch die Macht des Volkes zu sehr zu vermehren und diesem selbst die Macht zu ihrem Sturz in die Hand zu geben.

Die Fürsten Deutschlands verkannten fast sämmtlich ihre Zeit. Sie glaubten in den großartigen Ereignissen der französischen Februar-Revolution eine vereinzelte That, ähnlich der Julirevolution des Jahres 1830, sehen zu müssen, sie glaubten, auch die Februar-Revolution würde keine

größere Einwirkung auf das deutsche Volk haben, als die Julirevolution gehabt hatte. Sie waren deshalb wohl zu kleinen Nachgiebigkeiten geneigt; aber nicht zu gewaltigen Concessionen, welche ihnen den Zügel der unumschränkten Macht aus den Händen gerissen hätte. Noch immer hofften sie, die ungeheure Zeit ganz und gar verkennend, daß die Aufregung des Volkes sich bald legen und Alles in das alte Geleise zurückkehren würde; deshalb ihr Schwanken, ihre halben Maßregeln, welche die Revolution nur beförderten und auch für Deutschland die Republik anbahnten, deren Vollendung wir gegenwärtig mit schnellen Schritten entgegen eilen.

2) Als ein anderes dringendes Bedürfniß hatte sich dem ganzen deutschen Volke die unbeschränkte Preßfreiheit dargestellt.

In allen deutschen Landen lastete auf der Presse durch strenge Censurgesetze der furchtbarste Druck, überall war der Gedanke in Fesseln geschlagen, überall dem Volke das Mittel genommen, sich aufzuklären über sein eigenes Wohl und genau die Fehler und Gebrechen der staatlichen Zustände, so wie die Mittel zu deren Verbesserung kennen zu lernen.

Die Fürsten Deutschlands wußten sehr wohl, daß die Hauptstütze ihrer unbeschränkten Macht die Dummheit des Volkes war, sie wußten sehr wohl, daß die Macht der Fürsten von dem Augenblicke an gebrochen ist, wo sich der Gedanke frei bewegt, wo ihm die Mittel gegeben werden, einzubringen in das Volk. Die Fürsten hatten deshalb durch den Bundestag, wie wir bereits früher erzählt haben, einen vollständigen Unterdrückungskrieg gegen die freie Presse

geführt und dieselbe durch die Bundestagsgesetze systematisch in Fesseln geschlagen.

Jetzt aber war die Zeit gekommen, wo die Völker dringender als jemals das Bedürfniß fühlten, sich aufzuklären und zu belehren, jetzt tauchte daher mit erneuerter Macht die Forderung der uneingeschränktesten Preßfreiheit in allen Gegenden Deutschlands auf.

3) Auch das freie Wort war von den Regierungen der deutschen Länder in drückende Fesseln geschlagen, das natürliche Recht des Menschen, sich durch Gespräch zu belehren, war dem Deutschen bisher beschränkt gewesen, denn jede Vereinigung, jede Versammlung, welche die Besprechung politischer Tagesfragen zum Zweck hatte, war streng verboten, es wurde gegen dieselbe mit furchtbarer Härte eingeschritten, und langwierige Gefangenschaft war das Loos aller Derer, welche es wagten, dem Gesetze Trotz zu bieten und dennoch in Versammlungen Reden über Gegenstände der Politik zu halten.

Wachten die Regierungen ängstlich über die Presse, so thaten sie es noch viel mehr über die Versammlungen und Vereinigungen; nirgends durften Versammlungen und Gesellschaften sich bilden, welche irgend eine politische Tendenz hegten, überall waren die feinen Spürnasen der Polizei bemüht, Verrath, auch in den unschuldigsten Vereinigungen zu Privatzwecken, zu wittern.

Auch gegen die drückenden, das freie Versammlungs- und Vereinigungsrecht beschränkenden Gesetze wendete sich jetzt der Unwillen des Volkes und die Forderung der uneingeschränkten Gewährung dieses Rechtes war eine der

hauptsächlichsten, welche im Februar und März des Jahres 1848 in ganz Deutschland ausgesprochen wurden.

4) Mit der Forderung um freie Presse, freies Versammlungs- und Vereinigungsrecht hing innig zusammen die Forderung um Geschwornen-Gerichte.

Die Gerichte in Deutschland waren bisher nichts anderes gewesen, als Collegien von Fürstendienern, welche nur dazu dienten, den Verfolgungen derjenigen Männer, die sich der Sache des Volkes widmeten, den Anschein des Rechtes, der Gesetzmäßigkeit zu geben. Die Richter waren besoldete Diener der Fürsten, konnten meistens nach Willkühr derselben befördert oder gar abgesetzt werden, und mußten daher urtheilen ganz nach dem Willen ihrer Herren. Solche Richter konnten natürlicher Weise keinen Schutz gewähren gegen unrechtmäßige Uebergriffe der Behörden und der Fürsten selbst. Gegen diese ihr Recht zu verfechten, hatten die Völker keine Mittel in der Hand.

Auch wenn die Preßfreiheit und das freie Versammlungs- und Vereinigungsrecht gewährt worden wären, auch dann stellte sich noch die unabweisliche Nothwendigkeit freier und unabhängiger Gerichte heraus, welche die Aufgabe haben mußten, allerdings den ungesetzmäßigen Mißbrauch beider Rechte zu bestrafen; dagegen aber auch gegen die Willkühr der Polizei und anderer Behörden diejenigen in Schutz zu nehmen, welche sich des ihnen zustehenden Rechts bedient hätten, ohne gegen die Gesetze zu verstoßen.

Nur die Schwurgerichte, bei denen freie und unabhängige Bürger nach ihrer Ueberzeugung das Schuldig oder Nichtschuldig aussprechen über den Angeklagten, konnten

Schutz bieten gegen die Uebergriffe der Fürstenmacht, und diese wurden daher in ganz Deutschland dringend gefordert.

5) Ein anderer Uebelstand in der bisherigen Verfassung der meisten deutschen Länder hatte sich besonders in der Zeit der Noth sehr deutlich bemerkbar gemacht und vorzüglich in Preußen die dringende Nothwendigkeit der Verbesserung gezeigt; dies war das Heerwesen.

Deutschland mußte, wie es hieß, zum Schutze gegen die Uebergriffe fremder Nationen ein großes Heer ernähren, welches jährlich ungeheure Summen kostete, ohne das Geringste dem Lande einzubringen; in der That war aber dieses Heer mehr dazu bestimmt, den Thron der Fürsten zu sichern, diesen zu schützen gegen das Volk, wenn dieses einst, der Unterdrückung müde, aufstehen sollte gegen seine gekrönten Peiniger. Die Ereignisse des Jahres 1848 haben es deutlich genug gezeigt, daß dies die hauptsächlichste Bestimmung der ungeheuren stehenden Heere war.

Nicht nur außerordentliche Geldmittel, welche der arme hungernde Arbeiter im Schweiße seines Angesichts herbeibringen mußte, wurden zur Erhaltung dieser großen stehenden Heere ohne Nutzen für das Land verzehrt, es wurden außerdem auch durch die Einziehung so vieler junger kräftiger Leute zum Soldatenstande den Gewerken und besonders dem Ackerbau die besten Kräfte geraubt und dadurch dem Emporblühen des Gewerbfleißes ein mächtiges Hinderniß in den Weg gelegt.

Trotz dieses Uebelstandes wurde aber nicht einmal der eigentliche Zweck der stehenden Heere, nämlich der Schutz Deutschlands gegen Angriffe fremder Nationen vollständig erreicht, denn die Größe dieser Heere stand doch nur in

einem geringen Verhältniß zu der großen Anzahl der waffenfähigen Männer, welche Deutschland aufzustellen vermocht hätte, wenn alle jene Männer mit Waffen versehen worden wären.

Eine Verminderung des stehenden Heeres, dagegen aber eine Bewaffnung des gesammten deutschen, waffenfähigen Volkes erschien daher dringend nothwendig und wurde überall gefordert; aber gerade diese Forderung war es, welche die Fürsten unter keiner Bedingung zugeben zu können glaubten, weil sie wohl fühlten, daß dadurch ihre Macht gebrochen werden würde, daß sie dadurch für immer die Mittel verlieren müßten, mit uneingeschränkter Willkühr zu herrschen. Ihre einzige Hoffnung beruhete ja lediglich darauf, daß sie mit ihren wohleinexercirten, wohlbewaffneten Heeren leicht das unbewaffnete Volk besiegen und es zwingen würden, auch ferner unter dem eisernen Scepter der Willkühr beherrscht zu leben.

Aber wie sehr hatten sie sich getäuscht! Sie hatten vergessen, daß für den begeistert für die Freiheit kämpfenden Mann jeder schwache Stab eine furchtbare Waffe ist, sie hatten vergessen, daß Söldner im Lohne der Tyrannei dem freien Manne gegenüber niemals mit dem feurigen Muthe der Begeisterung und der Selbstaufopferung kämpfen können, welcher des Sieges stets gewiß ist.

6) Wie die Fürsten stets darauf bedacht gewesen sind, die Völker zur Erhaltung ihrer Macht zurückzuhalten von der höchsten geistigen Ausbildung, so haben sie denn zu diesem Zweck die Religion gemißbraucht, sie haben die Lehre Gottes angewendet, um ihr eigenes Volk in verschiedene Theile zu zerspalten und mit dem einen den andern zu unterdrücken.

In Baiern haben wir bereits gesehen, wie die ultramontane Regierungsparthei die Protestanten unterdrückte, in andern Ländern war es ähnlich; aber fast in ganz Deutschland gab es eine Religion, welche seit Jahrhunderten unter dem tiefsten Drucke schmachtete, dies war die der Juden.

Fast alle Länder Deutschlands hatten für die Juden strenge, bedrückende Ausnahmsgesetze. Die Juden durften keine Staatsämter bekleiden, sie konnten in vielen Städten nicht Bürger werden, mußten höhere Steuern bezahlen als die Christen und wurden überhaupt in jeder Art bedrückt.

Auch mit manchen Sekten der christlichen Religion war es in verschiedenen Ländern Deutschlands eben so, z. B. mit den Deutsch-Kathotiken in Oesterreich.

Der neu erwachte Geist der Zeit lehnt sich gegen jede ungerechte Bedrückung auf. Die Demokratie will gleiche Rechte für alle Glieder des Volks, welchem Stande, welcher Religion sie auch angehören mögen, und die Idee der Demokratie hatte schon vor der Pariser Februar-Revolution mächtige Wurzel im deutschen Volke gefaßt, wenn sie auch bisher noch nicht mit dem Namen öffentlich ausgesprochen worden war.

Allerdings bestand, besonders im Süden von Deutschland, im Februar und März unter den ungebildeten Klassen noch ein großes Vorurtheil gegen die Juden; aber um so mehr bezeichnet es den schönen und edlen Charakter, welchen die Bewegungen des Jahres 1848 tragen, daß trotzdem sich allgemein die Forderung um unbedingte Glaubens- und Gewissensfreiheit, um vollständige Gleichstellung im Staate, ohne Rücksicht auf die Religion geltend machte.

7) Eine letzte Forderung endlich, welche überall in Deutschland wiedertönte, war die um Aufhebung der verhaßten Privilegien, welche die Fürsten einem Theile des Volkes gegeben hatten, um den andern zu unterdrücken.

Es war von alter Zeit her die Maxime der Fürsten gewesen, sich Anhänger dadurch zu verschaffen, daß sie einzelne Gunstbezeugungen zum Nachtheil des übrigen Volkes an Einzelne oder besondere Klassen der Gesellschaft verwendet, daß sie diesen bestimmte Rechte zuertheilt hatten, um sich mit ihrer Hülfe sicher auf ihrem Throne zu erhalten.

So sind zum größten Theile die Bevorzugungen, die Privilegien des Adels entstanden; der Adel ist deshalb ein geborener Freund der Fürstenherrschaft und wird es bleiben.

Schon seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts waren allerdings durch Rückwirkung der ersten Revolution auf Deutschland viele der drückendsten Adelsvorrechte abgeschafft worden; aber immer noch bestanden deren eine große Menge, und besonders war der Bauernstand noch durch Frohndienste, Abgaben und andere Lasten an die adligen Gutsbesitzer in vielen Theilen Deutschlands schwer bedrängt und im Emporkommen gehindert. Der blühende Aufschwung der Landwirthschaft auf den kleinen bäuerlichen Gütern wurde durch diese Privilegien gehemmt, und daraus entsprang zum großen Theil die Theurung der nothwendigsten Lebensmittel, welche so viel Elend über unser Vaterland gebracht hat.

Das Drückende und eines freien Mannes Unwürdige dieser Lasten wurde mit jedem Tage fühlbarer und daher die Forderung um unentgeltliche Aufhebung aller Privilegien und der bäuerlichen Lasten fast in allen Ländern Deutschlands gestellt.

Dies sind die Forderungen, welche das Volk von Deutschland, seinen Fürsten gegenüber, stellte. Anfangs wurden dieselben nur in den Ständeversammlungen als demüthige Bitte hervorgehoben und in ähnlicher Weise auch in den Zeitungen und den Versammlungen, welche sich überall auch ohne die Erlaubniß der Regierungen bildeten, erörtert; aber bald sollten die Bitten einen ernsteren, strengeren Ton annehmen, sie sollten zu kathegorischen Forderungen werden, welche, wie wir schon in den nächsten Kapiteln sehen werden, mit den Waffen in der Hand erkämpft werden mußten, da die Fürsten Deutschlands ihre Zeit so schlecht verstanden, daß sie nicht einsahen, die Zeit der Willkührherrschaft, die Zeit, wo man die Fürsten als die Stellvertreter Gottes auf Erden betrachtete, sei vorüber. Sie sahen das nicht ein, sie zögerten, dem mächtigen Willen des Volkes nachzugeben; aber sie wurden endlich gezwungen und ihre Weigerung hat ihnen nichts genützt, sie hat ihnen im Gegentheil den Boden unter den Füßen fortgezogen, auf dem allein sie sicher stehen können, und das ist die Liebe des Volkes.

Die Zeit ist nicht fern, wo das deutsche Volk sich erinnern wird, daß seine Fürsten zu einer Zeit, wo es bat, nicht nachgegeben haben, es wird sich erinnern, daß diese Fürsten Ströme des edelsten Blutes haben fließen lassen, um die Herrschaft der Willkühr aufrecht zu erhalten, daß sie dann gezwungen nachgegeben, daß sie Versprechungen ertheilt haben, die, wie wir später zeigen werden, nicht gehalten worden sind, weil sie nur aus Furcht gegeben wurden. Das deutsche Volk wird sich dessen erinnern, es wird wissen, wie Tyrannen, wie Verräther zu bestrafen sind! —

Capitel IV.

Während in ganz Deutschland das Volk sich immer mehr und mehr seiner natürlichen Rechte bewußt wurde, während überall sich Volksversammlungen — trotz der dagegen bestehenden Verbote — bildeten, in denen die Interessen des Volkes freimüthig besprochen wurden, während es mit jedem Tage sich klarer und deutlicher zeigte, daß das Volk von Deutschland mit Gewalt sich die Bewilligung derjenigen Forderungen ertrotzen werde, welche wir im vorigen Kapitel dargestellt haben, wenn dieselben ihm von den Regierungen nicht in Güte und Frieden gewährt würden, saß in Frankfurt die alte deutsche Fürstenbehörde und berieth. —

Der Bundestag befand sich in einer schrecklichen Lage. Er sah den ganzen politischen Horizont mit dichten schwarzen Gewitterwolken bedeckt, schon ertönte von ferne der Donner der nahen Revolution, immer schwärzer, immer dichter zogen sich die schweren Wolken um sein Haupt zusammen, mit jedem Augenblicke mußte er fürchten, daß sie sich entladen, daß ihre tödtenden Blitze ihn treffen würden.

Er durfte den Interessen der Fürsten nichts vergeben, und dennoch mußte er es, wenn er nicht fürchten wollte, eine völlige Vernichtung über die sämmtlichen Fürstenhäuser Deutschlands zu bringen, eine völlige Vernichtung, denn im Westen stand die junge Republik Frankreich in jedem Augenblick bereit, die etwa in Deutschland ausbrechenden republikanischen Bewegungen mit kräftiger Hülfe zu unter-

stützen, im Osten regten sich wieder die Polen, um jeden Aufstand in Deutschland zu ihrer eigenen Befreiung vom drückenden Joche der Deutschen zu benutzen, und in Deutschland selbst gährte es, mit jedem Tage standen in Wien, in Berlin und in den übrigen Hauptstädten des deutschen Vaterlandes blutige Aufstände bevor.

In der Angst um seine Existenz, in der Furcht vor der gänzlichen Vernichtung der Fürstenmacht, griff der Bundestag zu einem letzten Mittel, er appellirte an die Großmuth, an das Vertrauen des deutschen Volkes. Der Bundestag, der bisher das Volk nur in so fern berücksichtigt hatte, als er dasselbe für ein Mittel zur Macht der Fürsten betrachtet hatte, der Bundestag, der bisher mit eiserner Konsequenz die Völker in die Unmündigkeit zurückgedrängt, der jeder Regung des freien Gedankens streng entgegengetreten war, um die Völker nicht zum Selbstbewußtsein kommen zu lassen, der nur mit den Regierungen, nie mit dem Volke selbst unterhandelt hatte, wendete sich jetzt an dieses, um es zur Sicherung Deutschlands, zu einmüthiger Kraftanstrengung aufzufordern.

Das war bedeutungsvoll! Die Proklamation des Bundestags lautete folgendermaßen:

„Der Deutsche Bundestag, als das gesetzliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands, wendet sich vertrauensvoll an die deutschen Regierungen und das deutsche Volk.

Verfassungsmäßig berufen, für die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands zu sorgen, spricht der Bundestag seine Ueberzeugung dahin aus, daß beide nur ungefährdet bleiben können, wenn in allen deutschen

Landen das einmüthigste Zusammenwirken der Regierungen und Völker und die innigste Eintracht unter allen deutschen Stämmen mit gewissenhafter Treue erhalten werde.

Nur auf dieser Eintracht und diesem Zusammenwirken beruht die Macht und die Unverletzlichkeit Deutschlands nach außen, und die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe, sowie die Sicherheit der Personen und des Eigenthums im Innern. Die Geschichte Deutschlands giebt die Belege hierzu, sowie die bittern Lehren über die traurigen Folgen, welche Zwietracht zwischen den Regierungen und Völkern und den einzelnen Stämmen die Kräfte der deutschen Nation zersplittern und schwächen und ihr Inneres zerreißen.

Mögen diese theuer erkauften Erfahrungen in der bewegten Gegenwart unvergessen sein und während der stürmischen Zukunft benutzt werden, die möglicherweise Deutschland nicht fern steht. Der Deutsche Bundestag fordert daher alle Deutschen, denen das Wohl Deutschlands am Herzen liegt, und andere Deutsche giebt es nicht, im Namen des gesammten Vaterlandes dringend auf, es möge Jeder in seinem Kreise nach Kräften dahin wirken, daß diese Eintracht erhalten und die gesetzliche Ordnung nirgend verletzt werde.

Der Bundestag wird von seinem Standpunkt aus Alles aufbieten, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutschlands nach außen, sowie für die Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens im Innern zu sorgen.

Deutschland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europa's gebührt,

aber nur der Weg der Eintracht, des gesetzlichen Fortschritts und die einheitliche Entwickelung führt dahin.

Die Bundesversammlung vertraut mit voller Zuversicht auf den in den schwierigsten Zeiten stets bewährten gesetzlichen Sinn, auf die alte Treue und die reife Einsicht des deutschen Volks.

Frankfurt a. M., 1. März 1848.

Die Deutsche Bundesversammlung und in deren Namen das Präsidium: Dönhoff."

Daß die Proklamation des Bundestags von gar keiner Wirkung auf das deutsche Volk war, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Ein 33jähriges Mißtrauen, ein 33jähriger Haß läßt sich nicht beschwichtigen durch eine Bitte um Vertrauen! So ging denn diese Proklamation an dem deutschen Volk vorüber, fast ohne den geringsten Eindruck zu machen.

Der Bundestag arbeitete nun rüstig fort. Während schon überall in Süddeutschland unruhige Bewegungen mit dem Ende des Februar und dem Anfange des März ausgebrochen waren, war es doch in Preußen bisher noch ruhig geblieben, auch Wien war dem Beispiel Frankreichs noch nicht gefolgt, und so schien es denn jener Fürstenbehörde, welche nur durch den Einfluß Oesterreichs und Preußens geleitet wurde, als ließe sich für diesmal der Sturm noch beschwören durch kleine Zugeständnisse, welche man den Völkern mache. Zu diesen war denn auch der Bundestag entschlossen. Am 3. März proklamirte er die Preßfreiheit durch folgenden Beschluß.

„Nachdem die Bundes-Versammlung sich die Aeußerungen sämmtlicher Regierungen über den unterm 9. Sept.

v. J. erstatteten ausführlichen Vortrag der Commission in Preß-Angelegenheiten behufs einer möglichst gleichförmigen Bundes-Preßgesetzgesetzgebung erbeten hat, so hat sie auf anderweitigen Vortrag der Commission beschlossen:

„1) Jedem Deutschen Bundesstaate wird freigestellt, die Censur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen.

2) Dies darf jedoch nur unter Garantien geschehen, welche die andern Deutschen Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen Mißbrauch der Preßfreiheit möglichst sicher stellen."

Durch dieses Zugeständniß glaubte der Bundestag ungeheuer viel gethan zu haben und sein Muth wurde noch verstärkt, als durch das folgende Manifest Lamartine's auch die Besorgniß vor einer bewaffneten Intervention Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten verschwand, oder sich wenigstens verminderte.

Dieses Manifest Lamartine's, welches derselbe an alle diplomatischen Agenten Frankreichs bei den auswärtigen Staaten erließ, ist eine gewichtiges Aktenstück auch für die Geschichte der deutschen Revolution, auf welche es von großem Einfluß gewesen ist, da die in demselben ausgesprochenen Ideen einen lauten Wiederhall fanden überall in den Herzen des deutschen Volkes, weil andererseits das Volk fühlte, daß es auch ohne die Hülfe der französischen Republik stark genug sein müsse, um sich selbst die Freiheit zu erringen, wenn es der Freiheit würdig sein wolle.

Das Lamartine'sche Manifest lautet folgendermaßen!

„Mein Herr! — Sie kennen die Ereignisse von Paris, den Sieg des Volkes, seinen Heldenmuth, seine Mäßigung, seine Beschwichtigung, die Wiederherstellung der Ruhe durch

die Mitwirkung aller Bürger, wie wenn, in dieser Zwischen-Herrschaft der sichtbaren Gewalten, die allgemeine Vernunft für sich allein die Regierung von Frankreich wäre. Die französische Revolution ist in ihre definitive Periode eingetreten. Frankreich ist Republik; die französische Republik bedarf der Anerkennung nicht, um zu existiren. Sie besteht durch natürliches Recht. Sie ist der Wille eines großen Volkes, welches nur sich seine Berechtigung abverlangt. Da jedoch die französische Republik in die Familie der eingesetzten Regierungen als eine geregelte Macht, und nicht als ein die europäische Ruhe störendes Phänomen einzutreten wünscht, so ist es angemessen, daß Sie der Regierung, bei welcher Sie accreditirt sind, schleunig die Grundsätze und die Tendenzen kundmachen, welche fortan die äußere Politik der französischen Regierung bestimmen werden. Die Proklamirung der französischen Republik ist durchaus kein Angriffsakt gegen irgend eine Regierungsform in der Welt. Die Regierungsformen haben eben so legitime Verschiedenheiten, wie die Verschiedenheiten des Charakters, der geographischen Lage und der geistigen, sittlichen und materiellen Entwickelung bei den Völkern. Die Nationen haben, wie die Individuen, verschiedene Alter. Die Grundsätze, welche sie regieren, haben auf einander folgende Phasen. Die monarchischen, aristokratischen, konstitutionellen, republikanischen Regierungen sind der Ausdruck dieser verschiedenen Stufen der Reife des Genius der Völker. Sie begehren mehr Freiheit in dem Maße, wie sie sich fähig fühlen, mehr zu vertragen; sie verlangen mehr Gleichheit und Volksherrschaft in dem Maße, wie sie von mehr

Gerechtigkeit und Liebe für das Volk begeistert sind. Dies ist eine Frage der Zeit. Ein Volk geht verloren, wenn es der Stunde dieser Reife vorgreift, wie es sich entehrt, wenn es sie unbenutzt entweichen läßt. Die Monarchie und die Republik sind in den Augen wahrhafter Staatsmänner keine absoluten Grundsätze, welche sich auf den Tod bekämpfen; es sind Thatsachen, welche einen Gegensatz bilden und Angesicht gegen Angesicht bestehen können, indem sie sich begreifen und sich achten. Der Krieg ist also nicht der Grundsatz der französischen Republik, gleichwie er im Jahre 1792 ihre fatale und glorreiche Nothwendigkeit wurde. Nach einem halben Jahrhundert auf den Grundsatz oder auf den Eroberungsgrundsatz des Kaiserreichs zurückkehren, dies wäre kein Vorschreiten, es hieße in der Zeit rückwärts gehen. Die Revolution von gestern ist ein Schritt vorwärts, nicht zurück. Die Welt und wir, wir wollen der Verbrüderung und dem Frieden entgegen gehen. Wenn die Lage der französischen Republik im Jahre 1792 den Krieg erklärte, so erklären die zwischen jenem Zeitraume unserer Geschichte und dem Zeitraume, worin wir leben, bestehenden Verschiedenheiten den Frieden. Suchen Sie diese Verschiedenheiten aufzufassen, um sie in ihrem Umkreise begreiflich zu machen. Im Jahre 1792 war die Nation nicht eine einzige. Zwei Völker bestanden auf dem nämlichen Boden. Ein schrecklicher Kampf verlängerte sich noch zwischen den ihrer Vorrechte entsetzten Klassen, und denen, welche Gleichheit und Freiheit erobert hatten. Die außer Besitz gesetzten Klassen vereinten sich mit dem gefangenen Königthum und mit dem eifersüchtigen Auslande, um Frankreich seine Revolution abzuläugnen

und um ihm die Monarchie, die Aristokratie und die Theokratie durch die Invasion wieder aufzulegen. Die Freiheit hat Alles frei gemacht. Die Gleichheit vor dem Gesetze hat Alles gleich gemacht. Die Verbrüderung, deren Anwendung wir verkünden und deren Wohlthaten die National-Versammlung organisiren muß, wird Alles vereinigen. Es giebt keinen einzigen Bürger in Frankreich, welcher Meinung er auch angehöre, der sich nicht um den Grundsatz „das Vaterland vor Allem" schaart, und der es nicht gerade durch diese Vereinigung allen Versuchen und Besorgnissen der Invasion unbezwingbar macht. Im Jahre 1792 war es nicht das gesammte Volk, welches in den Besitz seiner Regierung eingetreten war, es war blos die Mittel-Klasse, welche die Freiheit ausüben und dieselbe genießen wollte. Der Triumph der Mittel-Klasse war damals eigensüchtig, wie der Triumph jeder Oligarchie. Sie wollte die durch Alle errungenen Rechte für sich allein zurückbehalten. Sie mußte, um dies zu bewirken, dem Regierungs-Antritte des Volkes eine starke Diversion machen, indem sie es auf die Schlachtfelder schleuderte, um es zu verhindern, in seine eigene Regierung einzutreten. Diese Diversion, es war der Krieg. Der Krieg war der Gedanke der Monarchisten und der Girondisten; er war nicht der Gedanke der mehr vorgeschrittenen Demokraten, welche, wie wir, die aufrichtige, vollständige und regelmäßige Herrschaft des Volkes selbst wollten, indem sie unter diesem Namen alle Klassen, aus denen das Volk besteht, ohne Ausschließung und Bevorzugung verstanden. Im Jahre 1792 war das Volk nur das Werkzeug der Revolution, es war nicht der Gegenstand derselben. Heute hat sich die Revolution durch das Volk

und für dasselbe gemacht; es ist selbst die Revolution. Indem es darin eintritt, bringt es seine neuen Bedürfnisse der Arbeit, des Gewerbefleißes, des Unterrichts, des Ackerbaues, des Handels, der Sittlichkeit, des Wohlseins, des Eigenthums, des wohlfeilen Lebens, der Schifffahrt und der Civilisation mit, welche sämmtlich Bedürfnisse des Friedens sind. Das Volk ist der Friede; es ist ein und dasselbe Wort. Im Jahre 1792 waren die Ideen von Frankreich und Europa nicht vorbereitet, die große Harmonie der Nationen zu begreifen und zur Wohlthat des menschlichen Geschlechts unter sich aufzunehmen. Der Gedanke des ablaufenden Jahrhunderts war nur in den Köpfen einiger Philosophen. Heute ist die Philosophie populair. Fünfzig Jahre der Freiheit zu denken, zu reden und zu schreiben, haben ihr Ergebniß hervorgebracht. Die Bücher, die Journale, die Tribunen haben das Apostolat der europäischen Vernunft bewirkt. Die Vernunft, überall her strahlend, über die Grenzen der Völker hinaus, hat zwischen den Geistern diese große geistige Nationalität geschaffen, welche die Vollendung der französischen Revolution und die Errichtung der internationalen Verbrüderung auf dem Erdkreise sein wird. Kurz, im Jahre 1792 war die Freiheit eine Neuheit, die Gleichheit war ein Aergerniß, die Republik war eine Aufgabe. Das Anrecht der Völker, durch Fenelon, Montesquieu, Rousseau kaum entdeckt, war so sehr vergessen, vergraben, durch die alten feudalen, dynastischen und priesterlichen Ueberlieferungen entweiht, daß den Staatsmännern der alten Schule die rechtmäßige Einschreitung des Volkes in seinen Angelegenheiten eine Ungeheuerlichkeit bedünkte. Die Demokratie machte zugleich die Throne und die Grundlagen

der Gesellschaft zittern. Heute haben sich die Throne und die Völker an das Wort, an die Formen und an die regelmäßigen Agitationen der in verschiedenen Verhältnissen fast in allen Staaten ausgeübten Freiheit gewöhnt. Sie werden sich an die Republik gewöhnen, welche ihre vollständige Form bei den reiferen Nationen ist. Sie werden anerkennen, daß es eine konservirende Freiheit giebt; sie werden anerkennen, daß man in der Republik nicht blos eine bessere Ordnung, sondern daß man in dieser Regierung Aller für Alle mehr wahrhafte Ordnung haben kann, als in der Regierung Einiger für Einige.

Aber abgesehen von diesen uneigennützigen Betrachtungen sollte das alleinige Interesse der Befestigung und der Dauer der Republik schon den Staatsmännern von Frankreich Friedensgedanken einflößen. Nicht das Vaterland ist es, welches im Kriege die meiste Gefahr läuft; die Freiheit ist es. Der Krieg ist fast immer eine Diktatur. Die Soldaten vergessen die Institutionen über den Männern. Der Ruhm blendet die Vaterlandsliebe. Der Zauber eines siegreichen Namens umschleiert das Attentat auf die National-Souverainetät. Die Republik will Ruhm, ohne Zweifel, aber sie will ihn für sich selbst und nicht für Cäsare oder Napoleone. Täuschen Sie Sich nichts desto weniger nicht. Diese Ideen, welche die provisorische Regierung Sie beauftragt, als Pfand der europäischen Sicherheit den Mächten darzubieten, haben nicht zum Zwecke, der Republik für die Kühnheit, daß sie zu entstehen wagte, Verzeihung zu verschaffen, und noch weniger bezwecken sie, demüthig die Stelle eines großen Rechtes und eines großen Volkes in Europa zu verlangen. Sie haben einen edleren Zweck, den

nämlich, die Souveraine und die Völker nachdenken zu machen, ihnen nicht zu gestatten, sich unfreiwillig über den Charakter unserer Revolution zu täuschen, dem Ereignisse sein wahres Licht und seine richtige Physiognomie, und der Menschheit Unterpfänder zu geben, bevor wir deren unseren Rechten und unserer Ehre geben, wenn sie mißkannt oder bedroht würden. Die französische Republik wird also den Krieg gegen Niemand beabsichtigen. Sie hat nicht zu sagen nöthig, daß sie ihn annehmen wird, wenn man dem französischen Volke Kriegsbedingungen stellt. Der Gedanke der Männer, welche in diesem Augenblicke Frankreich regieren, ist folgender: Glücklich Frankreich, wenn man ihm den Krieg erklärt und wenn man es auf solche Weise zwingt, an Stärke und Ruhm, trotz seiner Mäßigung, größer zu werden! Schreckliche Verantwortlichkeit über Frankreich, wenn die Republik selbst den Krieg erklärt, ohne dazu herausgefordert zu sein! In dem ersteren Falle würden ihr kriegerischer Geist, ihre Ungeduld, während so vieler Friedensjahre angesammelte Kraft sie daheim unbesiegbar und vielleicht jenseits ihrer Grenzen furchtbar machen. Im zweiten Falle würde sie die Erinnerungen an ihre Eroberungen, welche die Nationalitäten abgeneigt machen, gegen sich wenden, und sie würde ihr erstes und ihr allgemeinstes Bündniß kompromittiren: den Geist der Völker und den Genius der Civilisation. Nach diesen Grundsätzen, mein Herr, welche die Grundsätze Frankreichs bei kaltem Blute sind, Grundsätze, welche es ohne Furcht, wie ohne Trotz, seinen Freunden und seinen Feinden bieten kann, werden Sie wohl die folgenden Erklärungen sich einprägen wollen: Die Verträge von 1815 bestehen nicht mehr von Rechtswegen

in den Augen der französischen Republik; die territorialen Umgrenzungen dieser Verträge jedoch sind eine Thatsache, welche sie als Grundlage und als Ausgangspunkt in ihren Beziehungen mit den anderen Mächten zuläßt. Wenn aber die Verträge von 1815 nur noch als durch gemeinsame Uebereinstimmung abzuändernde Thatsachen existiren, und wenn die Republik laut erklärt, daß sie das Recht und den Beruf hat, regelmäßig und friedlich zu diesen Abänderungen zu gelangen, so existiren der gesunde Verstand, die Mäßigung, das Gewissen und die Klugheit der Republik, und sind für Europa eine bessere und ehrenhaftere Garantie, als die Buchstaben dieser von ihm so verletzten und abgeänderten Verträge. Suchen Sie, mein Herr, diese Emancipation der Republik von den Verträgen von 1815 begreiflich zu machen, ihre aufrichtige Zulassung zu bewirken und zu zeigen, daß diese Freimachung nichts mit der Ruhe von Europa Unversöhnliches hat. So würde, wir sagen es laut, wenn die Stunde der Wiederaufrichtung einiger in Europa oder anderswo unterdrückten Nationalitäten uns in den Verfügungen der Vorsehung geschlagen zu haben schiene, wenn die Schweiz, unsere treue Verbündete seit Franz I., in der Bewegung des Wachsthumes, welche sie bei sich bewerkstelligt, um dem Bunde der demokratischen Regierungen eine Kraft mehr zu leihen, beschränkt und bedroht würde, wenn die unabhängigen Staaten Italiens angegriffen würden, wenn man ihren inneren Umbildungen Grenzen oder Hindernisse auferlegen würde, wenn man ihnen mit bewaffneter Hand das Recht bestritte, sich zu verbünden, um ein italienisches Vaterland zu befestigen — die französische Republik sich berechtigt glauben, selbst zu waffnen, um diese

legitimen Bewegungen des Wachsthums und der Nationalität der Völker zu beschützen. Die Republik, Sie sehen es, ist mit dem ersten Schritte über die Aera der Aechtungen und Diktaturen hinausgetreten. Sie ist entschlossen, die Freiheit im Innern niemals zu verhüllen. Sie ist in gleicher Weise entschlossen, nie ihr demokratisches Prinzip nach Außen zu verhüllen. Sie wird Niemand die Hand legen lassen zwischen das friedliche Strahlen ihrer Freiheit und den Blick der Völker. Sie verkündet sich als geistige und herzliche Verbündete aller Rechte, aller Fortschritte, aller legitimen Entwickelungen der Institutionen der Völker, welche nach dem nämlichen Grundsatze, wie der ihrige, leben wollen. Sie wird keine stumme oder brandstiftende Propaganda bei den Nachbarn machen. Sie weiß, daß es keine dauerhaften Freiheiten giebt außer denen, welche von selbst aus ihrem eigenen Boden erwachsen. Aber sie wird durch die Wärme ihrer Ideen, durch das Schauspiel der Ordnung und des Friedens, welches sie der Welt zu geben hofft, den einzigen und rechtlichen Proselytismus machen, den Proselytismus der Achtung und der Sympathie. Dies ist keineswegs der Krieg, dies ist die Natur; dies heißt nicht die Welt in Brand stecken, es heißt von seinem Platze aus auf den Gesichtskreis der Völker strahlen, um ihnen zugleich voranzugehen und sie zu leiten. Wir wünschen für die Humanität, daß der Friede bewahrt werde, wir hoffen es sogar. Eine einzige Kriegsfrage ist vor einem Jahre zwischen Frankreich und England gestellt worden. Diese Kriegsfrage hatte nicht das republikanische Frankreich gestellt, sondern die Dynastie. Die Dynastie nimmt mit sich die Gefahr des Krieges hinweg, welche sie durch den rein persönlichen

Ehrgeiz ihrer Familien-Bündnisse in Spanien für Europa angeregt hatte. So lastete diese häusliche Politik der gefallenen Dynastie, welche seit siebzehn Jahren auf unserer Nationalwürde lastete, zu gleicher Zeit, durch ihre Ansprüche auf eine Krone mehr in Madrid, auf unseren liberalen Bündnissen und auf dem Frieden. Die Republik hat keinen Ehrgeiz. Die Republik hat keinen Nepotismus; sie erbt nicht die Ansprüche einer Familie. Möge Spanien sich selbst regieren; möge Spanien unabhängig und frei sein. Frankreich rechnet für die Haltbarkeit dieses natürlichen Bündnisses mehr auf die Gleichförmigkeit der Grundsätze, als auf die Successionen des Hauses Bourbon. So ist, mein Herr, der Geist der Rathschläge der Republik. So wird unveränderlich der Charakter der freien, starken und gemäßigten Politik sein, welche Sie zu vertreten haben werden. Die Republik hat in der Geburt und inmitten eines nicht vom Volke veranlaßten Kampfes drei Worte ausgesprochen, welche ihre Seele enthüllt haben und welche auf ihre Wiege die Segnungen Gottes und der Menschen herabrufen werden: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft. Sie hat am andern Tage durch die Abschaffung der Todesstrafe in politischen Dingen den wahrhaften Commentar zu diesen drei Worten im Innern geliefert: geben Sie ihnen auch ihren wahren Commentar im Auslande. Der Sinn dieser drei Worte, auf unsere auswärtigen Beziehungen angewendet, ist folgender: Freimachung Frankreichs von den Ketten, welche auf seinen Grundsätzen und auf seiner Würde lasteten; Wiedererlangung des Ranges, den es im Niveau der großen europäischen Mächte einnehmen muß; endlich Erklärung von Bündniß und Freundschaft an alle Völker.

Wenn Frankreich seinerseits das Bewußtsein des liberalen und civilisirenden Berufes im Jahrhundert hat, so liegt darin nicht eins jener Worte, welche Krieg andeuten. Wenn Europa klug und gerecht ist, so liegt darin nicht eins jener Worte, welche nicht Frieden andeuten.

Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Lamartine,
Mitglied der provisorischen Regierung der Republik und
Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Während dies Manifest auf die Völker Deutschlands einen höchst günstigen Eindruck machte und sie entflammte, für die Freiheit zu wirken und nöthigenfalls zu kämpfen, glaubte auch der Bundestag durch dasselbe eine Sicherung empfangen zu haben, er war jetzt wenigstens darüber beruhigt, daß Frankreich nicht mit Waffengewalt die Republik in Deutschland zu proklamiren versuchen würde.

Der Bundestag gewann dadurch wieder neuen Muth, er ließ nun sofort Aufforderungen an die Regierungen ergehen, die Grenzen zu armiren, die Festungswerke in gehörigen Stand zu setzen, und agitirte in seiner alten gewöhnlichen Art. Nur eins ist in dem ferneren Wirken des Bundestags, mit dem wir fernerhin wenig mehr zu thun haben werden, da wir fast nur noch seine Auflösung zu erzählen haben, bemerkenswerth, das ist nämlich sein Beschluß, eine Revision der Bundesverfassung Deutschlands zu bewerkstelligen, deren Hohlheit und Unhaltbarkeit selbst den Bundestagsgesandten einleuchtete.

Am 10. März erließ der Bundestag eine Aufforderung an die Regierungen, unverzüglich Männer des öffentlichen

Vertrauens nach Frankfurt zu senden, welche dort eine Revision der deutschen Bundesverfassung vornehmen sollten. Am 25. März wiederholte der Bundestag diese Aufforderung, inwiefern sie befolgt wurde, und welche Maßregeln zur Auflösung des Bundestags von dem deutschen Parlament getroffen wurden, werden wir aus einer späteren Abtheilung ersehen. Wir gehen jetzt zur Erzählung der Revolutionen in den einzelnen Ländern Deutschlands über und beginnen bei Preußen.

Wenn wir die Geschichte der Berliner Revolution als die erste geben, so haben wir darüber einige Worte der Entschuldigung zu sagen, denn scheinbar sollten wir bei Baden und den übrigen süddeutschen Ländern anfangen, in denen die französische Revolution zuerst ihren Wiederhall fand, in denen die ersten revolutionairen Bewegungen Deutschlands sich zeigten.

Wir nehmen dessen ungeachtet die preußische Staatsumwälzung zuerst, weil uns diese als die wichtigste in ganz Deutschland erscheint und weil wir glauben, daß sie von dem wesentlichsten Einfluß auf die Gestaltung unseres Vaterlandes gewesen ist.

Ueberhaupt fühlen wir uns gedrungen, den gütigen Leser um Verzeihung zu bitten, wenn er in diesem Werke eine feste geregelte Ordnung vermißt. Im gegenwärtigen Augenblick eine systematische Geschichte der Jahre 1847 und 1848 zu schreiben, ist in der That unmöglich, erst nach Jahren werden wir einen sichern Ueberblick über die ereignißreiche und bedeutungsvolle Zeit gewinnen können, in der wir zu leben das Glück haben, dann werden auch in einer neuen Ausgabe dieses Werkes die Fehler der Ungeordnetheit und Zer-

rissenheit, welche wir selbst in demselben sehr wohl fühlen, verbessert werden. Bis dahin sollen diese Blätter nur dienen, um in dem Leser die Erinnerung an die Ereignisse, welche er theils selbst durchlebt, theils aus den Zeitungen gelesen hat, wach und lebenskräftig zu erhalten.

Capitel V.

Preußen.

1.

Schon in der allgemeinen Einleitung zu Deutschland haben wir das Wichtigste über die Zustände Preußens vor der Revolution gesagt, wir können uns deshalb hier kürzer fassen und nur mit wenigen Worten das Jahr 1847 berühren, um sogleich auf die weltgeschichtlichen Ereignisse überzugehen, welche der März 1848 für Berlin und damit für ganz Preußen brachte.

Am 3. Februar 1847 wurde vom König das folgende Patent veröffentlicht, mit welchem derselbe die Verheißungen seines Vaters Friedrich Wilhelm III. zu erfüllen glaubte.

„Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc. thun kund und fügen hiermit zu wissen: Seit dem Antritt Unserer Regierung haben Wir der Entwickelung der ständischen Verhältnisse Unseres Landes stets Unsere besondere Sorgfalt zugewendet. Wir erkennen in dieser Angelegenheit eine der wichtigsten Aufgaben des von Gott Uns verliehenen Königlichen Berufes, in welchem Uns

das zwiefache Ziel vorgesteckt ist: die Rechte, die Würde und Macht der Uns von Unsern Vorfahren ruhmreichen Andenkens vererbten Krone unversehrt Unsern Nachfolgern in der Regierung zu bewahren, zugleich aber auch den getreuen Ständen Unserer Monarchie diejenige Wirksamkeit zu verleihen, welche, in Einklang mit jenen Rechten und den eigenthümlichen Verhältnissen Unsrer Monarchie, dem Vaterlande eine gedeihliche Zukunft zu sichern geeignet ist. In Hinblick hierauf haben Wir, fortbauend auf den von Unsers in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät gegebenen Gesetzen, namentlich auf der Verordnung über das Staatsschuldenwesen vom 17. Januar 1820 und auf dem Gesetze wegen Anordnung der Provinzialstände vom 5. Juni 1823 beschlossen, was folgt: 1) So oft die Bedürfnisse des Staats entweder neue Anleihen, oder die Einführung neuer, oder eine Erhöhung der bestehenden Steuern erfordern möchten, werden Wir die Provinzialstände der Monarchie zu einem Vereinigten Landtage um Uns versammeln, um für erstere die durch die Verordnung über das Staatsschuldenwesen vorgesehene ständische Mitwirkung in Anspruch zu nehmen und zu letzterer Uns ihrer Zustimmung zu versichern.

2) Den vereinigten ständischen Ausschuß (bestehend aus einer Vereinigung der ständischen Ausschüsse der Provinzial-Landtage) werden Wir fortan periodisch (alle 4 Jahre) zusammenberufen.

3) Dem Vereinigten Landtage und in dessen Vertretung dem vereinigten ständischen Ausschusse übertragen wir:

a) in Beziehung auf den ständischen Beirath bei der Gesetzgebung diejenige Mitwirkung, welche den Provinzialständen durch das Gesetz vom 5. Juni 1823 §. III.

Nr. 2., so lange keine allgemeine ständische Versammlungen Statt finden, beigelegt war;

b) die durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 vorgesehene ständische Mitwirkung bei der Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden, soweit solche nicht der ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen übertragen wird;

c) das Petitionsrecht über innere, nicht blos provinzielle Angelegenheiten.

Alles dies nach näherer Vorschrift der Verordnungen vom heutigen Tage: über die Bildung des Vereinigten Landtages, über die periodische Zusammenberufung des vereinigten ständischen Ausschusses und dessen Befugnisse und über die Bildung einer ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen.

Indem Wir sonach über die Zusagen Unseres höchstseligen Herrn Vaters Majestät hinaus die Erhebung neuer, sowie die Erhöhung der bestehenden Steuern an die im Wesen deutscher Verfassung begründete Zustimmung der Stände gebunden und dadurch Unsern Unterthanen einen besondern Beweis Unsers königlichen Vertrauens gegeben haben, erwarten Wir mit derselben Zuversicht auf ihre so oft erprobte Treue und Ehrenhaftigkeit, mit welcher Wir den Thron Unserer Väter bestiegen haben, daß sie Uns auch bei diesem wichtigen Schritte getreulich zur Seite stehen und Unsere — nur auf des Vaterlandes Wohl gerichteten — Bestrebungen nach Kräften unterstützen werden, damit denselben unter Gottes gnädigem Beistande das Gedeihen nicht fehle. —

Urkundlich unter Unserer höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 3. Februar 1847.

Friedrich Wilhelm."

Hatte der König geglaubt, durch dieses Patent dem Lande eine Freude zu bereiten, seine längst verlorene Popularität wieder zu gewinnen, so hatte er sich sehr geirrt. Das preußische Volk war in den letzten Jahren in der politischen Bildung sehr vorgeschritten und es vermochte es daher sehr leicht, dieses Patent zu durchschauen, welches nichts anderes war, als eine nichts bedeutende, etwas verschleierte Form des Absolutismus. Die Redensart, der König habe noch über die Zusagen seines Vaters hinaus etwas gegeben, konnte daher nur neue Mißstimmung erregen und ihre verdiente Würdigung treffen.

Wie dies Patent eigentlich gemeint sei, gab der König in seiner Thronrede bei der Eröffnung des vereinigten Landtages am 11. April 1847 deutlich kund, indem er mit dürren Worten sagte, er werde nie eine Constitution geben. Diese Thronrede, eine Sammlung von Redensarten, wie die folgenden: „Wehe dem, der mir meine Krone antastet," oder — „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen," oder „Niemals solle ein Blatt Papier zwischen dem Könige und dem ihm von Gott anvertrauten Volke sein," — bewies deutlich genug, daß der König fest entschlossen war, auf dem alten Wege fortzugehen, das alte System mit aller Kraft aufrecht zu erhalten.

Wäre das Volk noch im Zweifel über diese Absicht des Königs gewesen, aber es war es nicht, so hätte es doch durch die Art, mit der derselbe die Beschlüsse des Ver-

einigten Landtages aufnahm, zur vollen Klarheit kommen müssen. Er verweigerte denjenigen Beschlüssen, welche ihm nicht gefielen, ohne Weiteres die Sanktion, ganz in derselben Art, wie er dies früher bei den Provinzial-Landtagen gethan hatte.

Ein besonderer Widerwille hatte sich im Volk und selbst im Landtage gegen die Wahl der ständischen Ausschüsse kund gegeben, aber die Regierung setzte diese Wahl durch, obgleich sich 60 Abgeordnete der Wahl ganz enthielten und 160 die Wahl nur unter Vorbehalt trafen. Es wurde dadurch eine Behörde geschaffen, welche mit der Machtvollkommenheit des Landtages an dessen Stelle sitzen und die Periodicität desselben mehr oder weniger überflüssig machen sollte. Diesem ständischen Ausschuß, der gegen den offen ausgesprochenen Willen des gesammten preußischen Volks ins Leben gerufen worden war, wurde ein Strafgesetzentwurf vorgelegt, der, unter dem berühmten Savigny verfaßt, eine Sammlung von Gesetzen war, welche die Willkührherrschaft des Despotismus in jeder Weise zu stärken berechnet waren. Es waren darin entehrende Strafen auf politische Vergehen und Verbrechen gelegt, selbst die Irreligiosität wurde streng bestraft unter allerhand Vorwänden.

So wurde von der preußischen Regierung das alte System noch im Jahre 1847 immer mehr und mehr ausgebildet, zu einem immer höheren Glanze gebracht, während es schon längst im Volke jeden Boden verloren hatte und überall Haß und Verachtung fand.

Es konnte dies in der That aber kaum anders sein, denn an der Spitze der Regierung standen Männer, wie Eichhorn, Thiele, Bodelschwing, Mühler, Sa-

vigny u. s. w., sämmtlich Männer, welche vollständig dem alten System angehörten, jede neuere Richtung verdammten und welche meistens, besonders die beiden Ersten, auch in religiöser Richtung dem Fortschritt schroff entgegen standen. Von diesen Männern war der König umgeben, sie beherrschten eigentlich den Staat und beuteten ihn aus, um für sich und ihre Kreaturen vortheilhafte und Ehrenstellen zu erjagen.

So hatten sich denn in Preußen schon im Jahre 1847 zwei Partheien gebildet, welche sich schroff gegenüber standen. Zu der einen, der absolutistischen, also damals konservativen Parthei, gehörte hauptsächlich der Hof, der größte Theil der Beamtenwelt, mit Ausnahme des Richterstandes, und der vornehme Adel, der mit unzerreißbaren Fäden stets am Hofe festhält.

Zu der andern, der sogenannten liberalen oder Fortschrittsparthei, gehörte fast das ganze irgend intelligente Volk, welches in den letzten Jahren eine von oben her nicht geahnte politische Reife sich erworben hatte. Aber auch diese liberale Parthei war noch sehr gemäßigt. Sie wollte nichts als eine Constitution, welche den Absolutismus einigermaßen beschränkte, Preßfreiheit, bei einem Preßgesetz, freies Associationsrecht und möglichst allgemeine Wahlfähigkeit, jedoch mit Census. An Einkammersystem, direkte Wahlen ohne Census, Volksveto oder höchstens suspensives Veto der Krone, und an alle die Forderungen, welche jetzt von der Demokratie aufgestellt werden, dachte jene durch eine ungeheure Majorität im Lande vertretene Parthei noch gar nicht, sie war vom Flügelschlage der Zeit so weit noch nicht getragen.

Noch eine dritte Parthei machte sich bemerklich; aber diese war sehr klein und wurde von den beiden anderen mit gleichem Haß verfolgt, ihre Zeit war noch nicht gekommen, es war die Parthei der Radikalen, in Preußen hauptsächlich durch Johann Jacoby, Simon und Andere vertreten.

Diese Parthei war der Zeit vorausgeeilt, sie blickte mit scharfen Augen in die Zukunft; aber sie vermochte es nicht, ihren Ideen eine weite Verbreitung zu geben, weil ihr das einzige Mittel, die Preßfreiheit, fehlte. Erst die französische Februar-Revolution mit ihrer Nachwirkung auf Deutschland sollte ihr diese mächtige Waffe leihen und dadurch ihre Herrschaft vorbereiten.

So standen sich die Partheien in Preußen schroff gegenüber, als der Freiheitssturm in Frankreich begann, als dort der Thron Louis Philipps morsch zusammenbrach und die europäische Revolution begonnen wurde.

Auch in Preußen erfaßte eine fieberhafte Aufregung die Gemüther, als die Kunde von den denkwürdigen Februar-Ereignissen in Paris nach Berlin kam, aber während schon in ganz Deutschland der Sturm rauschte, war Berlin noch ruhig.

Diese Ruhe war indessen nur eine scheinbare. Man hatte noch nichts gethan, aber in allen Gemüthern gährte es, und Jeder fühlte, daß die Zeit nahe sei, wo auch Berlin im Freiheitskampfe sich einmüthig erheben müsse.

Nach Außen freilich kam keine Kunde von der allgemeinen Aufregung, denn die Presse war durch eine strenge Censur aufs Schmachvollste unterdrückt. Jedes Wort, welches einen freisinnigen Anstrich hatte, jedes Wort, welches

das übrige Deutschland, unsere Mitbürger in entfernten Provinzen, und selbst den König über die Stimmung der Bürger, über die Wünsche, die Bitten, die Forderungen derselben hätte aufklären können, wurde unbarmherzig gestrichen. Während in ganz Deutschland schon Preßfreiheit herrschte, waren in Berlin die Fesseln, welche man der Freiheit des Gedankens auferlegte, drückender und lästiger als je, und selbst die Entschuldigung, welche die Regierung früher für die Unterdrückung der Preßfreiheit gehabt hatte, daß sie den Entschluß des Bundestages abwarten müsse, war jetzt nicht mehr stichhaltig, denn schon am 3. März hatte die Bundesversammlung die Preßfreiheit gestattet.

Der König machte dies selbst durch folgenden Erlaß im Staatsanzeiger bekannt.

„Nachdem die deutsche Bundesversammlung unter dem 3. d. M. folgenden Beschluß gefaßt hat: 1) Jedem deutschen Bundesstaate wird freigestellt, die Censur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen. 2) Dies darf jedoch nur unter Garantien geschehen, welche die anderen deutschen Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit sicherstellen; und dadurch die Grundlagen gegeben sind, auf welchen eine neue Bundes-Preßgesetzgebung zu bauen Ich seit geraumer Zeit beantragt habe, so würde meinerseits nunmehr kein Hinderniß mehr obwalten, die Censurfreiheit unter den nöthigen Garantien in Meinen Staaten einzuführen, wenn Mich nicht der dringende Wunsch davon zurückhielte, in dieser, wie in vielen andern wichtigen Angelegenheiten ein gemeinsames deutsches Bundesrecht zu erstreben. Demgemäß beauftrage Ich das Staatsministerium, unverzüglich solche Einleitungen zu treffen, daß Meine dahin

gerichteten Anträge bei der Bundesversammlung schleunigst zur Entscheidung gefördert werden. Sollte dies unerwartet auf Hindernisse oder Verzögerungen stoßen, so würde Ich dann mit einer auf Censurfreiheit begründeten, durchgreifenden Reform der Preßgesetzgebung, vorbehaltlich des späteren ständischen Beiraths, interimistisch vorgehen, weshalb auch dieserhalb die Vorbereitungen so zu treffen sind, daß eintretenden Falls sofort ein Meinen Absichten entsprechendes Gesetz erlassen werden könne.

Berlin, den 8. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

An das Staatsministerium."

Wieder vertröstete in einer Zeit der Revolution die Regierung das Volk mit Versprechungen, an die Niemand glaubte, sie sollte bald die Früchte ihrer Handlungen ernten!

Man glaubte, Berlin schlafe, und doch hätte ein tieferer Blick leicht das Gegentheil gezeigt. In allen Restaurationen, Konditoreien und Lesekabinetten war fortwährend ein zahlreiches Publikum versammelt, gemischt aus allen Ständen, welches mit der unendlichsten Begierde die Nachrichten erwartete, die von den Zeitungen aus Frankreich und Süddeutschland gebracht wurden. Eine wilde Aufregung hatte sich dabei aller Gemüther bemächtigt, das Lesen selbst ging den Leuten zu langsam, überall sah man Vorleser, auf Tischen und Stühlen stehend, den Versammelten die Nachrichten aus dem Westen und Süden mittheilen, und ein einziger Blick auf die in gespanntester Erwartung glühenden Gesichter der Zuhörer hätte dem tieferen Menschenkenner zeigen können, daß die Berliner Revolution nicht fern sei.

Wenn auch Alles scheinbar seinen gewöhnlichen Gang ging, so herrschte doch überall eine drohende Gewitterschwüle. Am besten zeigte sich dieselbe auf der Börse, diesem Thermometer der politischen Luft, denn alle Papiere fielen auf derselben mit furchtbarer Geschwindigkeit und die Geschäfte standen bald fast still; aber auch auf den Straßen der Residenz konnte man sie deutlich bemerken. Kleine Gruppen von Leuten bildeten sich an den öffentlichen Vergnügungsorten, und man hörte Reden, wie sie wohl sonst selten in den Mauern von Berlin vernommen worden sind. Niemand kümmerte sich mehr um die Policisten, deren viele in Civilkleidung in der Stadt umherstreifen sollten. Ueberall sprach man frei und offen seine Meinung aus über die Begebenheiten des Tages, über die Schritte, welche auch in Berlin gethan werden müßten, um dort die Freiheit zu erkämpfen.

Die eigentliche Berliner Bürgerschaft freilich schien noch wenig Theil an den Berathungen zu nehmen, welche Deutschland erschütterten. Eine 33jährige Ruhe ist so süß, es ist schwer, sie aufzugeben, Körper und Geist werden ermattet durch einen so langen Schlummer. Es bedurfte der Ereignisse der folgenden Tage, um die Bürgerschaft aus dem langen todähnlichen Schlafe emporzuschrecken und ihr die Energie einzuflößen, welche zum Kampf um die Freiheit nöthig ist.

Von einigen jungen Litteraten, denen sich viele Studierende und andere junge Leute des höheren Mittelstandes anschlossen, ging die erste, die allgemeine Ruhe unterbrechende Bewegung aus. Diese beschlossen am 6. März eine Adresse an den König zu richten, welche die bekannten süd-

deutschen Forderungen des Volkes an ihre Fürsten enthalten, und dann zur freiwilligen Unterschrift in der Stadt kursiren sollte. Eine Zusammenkunft in den Zelten vor dem Brandenburger Thore wurde Behufs der Entwerfung dieser Adresse auf Dienstag den 7. März Abends verabredet.

Das Gerücht über diese Versammlung hatte sich schnell in Berlin verbreitet, und sehr viele junge Leute, die aus vollem Herzen einer solchen Adresse beistimmten, fanden sich daher am Abend in der Versammlung ein. Ein Herr Löwenberg, Candidat der Philologie, war es, der sich ganz besonders thätig für den Entwurf und das Zustandekommen der Adresse interessirte und aus diesem Grunde auch von der Versammlung durch Zuruf zum Präsidenten erwählt wurde. Die Adresse wurde berathen und die Verhandlungen über dieselbe in sehr ruhiger, würdiger und parlamentarischer Weise geführt. Abends trennte sich die Versammlung, ohne daß irgend eine Ruhestörung oder Gesetzwidrigkeit von derselben ausgegangen wäre.

Die Adresse selbst lautete folgendermaßen:

„Allerdurchlauchtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Die ernsten Begebenheiten, welche Europa bewegen, machen ein treues Zusammenhalten der deutschen Fürsten und Völker zur unabweisbaren Nothwendigkeit.

Ew. Majestät haben selbst das deutsche Volk Preußens aufgefordert, sich um seinen König zu schaaren, wie eine eherne Mauer, damit die Bahn des geistigen und materiellen Fortschritts, welche die Völker Europa's so rüstig betreten haben, nicht durch die Stürme der Zeit unterbrochen werde.

Wir hegen daher die feste Zuversicht, Ew. Majestät werde uns ein huldvolles Gehör schenken.

Aber die Kraft der Begeisteruug, welche ein Volk um seinen König schaart, die Kraft der Vaterlandsliebe wird weder durch den Zufall der Geburt, auf der bestimmten Scholle, noch durch die gemeinsame Sprache und Sitte, noch durch den äußerlichen Staatsverband so mächtig in einem Volke erzeugt, als durch die sichere Gewährleistung freier Institutionen, welche Jeden aus dem Volke mit dem gleich freien Mannesstolze bewaffnen, dem andere Völker ihre nationale Größe verdanken.

Das bestimmte, ins Bewußtsein des Volkes übergegangene Bedürfniß nach größerer politischer Freiheit ist der sicherste Maßstab zur Beurtheilung der Reife einer Nation.

Dies Bedürfniß ist vorhanden.

Wir drängen aber mit Besonnenheit alle Wünsche zurück, welche erst die weitere Entwickelung des geistigen und materiellen Fortschritts im Volke an den Tag bringen wird, und schließen uns den Wünschen der übrigen deutschen Völker an, welche bereits an die deutschen Fürsten gelangt und von Einzelnen gewährt sind. Diese Wünsche sind:

1) Unbedingte Preßfreiheit.
2) Vollständige Redefreiheit.
3) Sofortige und vollständige Amnestie aller wegen politischer und Preßvergehen Verurtheilen und Verfolgten.
4) Freies Versammlungs- und Vereinigungs-Recht.
5) Gleiche politische Berechtigung Aller, ohne Rücksicht auf religiöses Bekenntniß und Besitz.
6) Geschwornengericht und Unabhängigkeit des Richterstandes.

7) Verminderung des stehenden Heeres und Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer.

8) Allgemeine deutsche Volksvertretung.

9) Schleunigste Einberufung des Vereinigten Landtages.

Nur die Gewährung dieser Wünsche wird im Stande sein, die Eintracht zwischen König und Volk zu sichern, auf welcher allein die Kraft der Nation nach Innen und nach Außen beruht.

In tiefster Unterthänigkeit gegen Ew. Majestät verharren wir ꝛc."

An demselben Tage beschäftigte sich in einer Sitzung der Magistrat mit einem, von den drei Mitgliedern Schulze, Duncker und Gärtner gestellten Antrage folgenden Inhalts: „In einer ehrfurchtsvollen Adresse Sr. Majestät treu und wahr die Besorgnisse auszusprechen, welche uns die gegenwärtige Lage des Staates einflößt, und daran die Bitte zu knüpfen, schleunigst die Stände des Reichs um sich zu versammeln und sie mit denjenigen Gaben zu empfangen, welche geeignet sind, die begründeten Wünsche der Nation zu befriedigen und dadurch ein neues, unzerreißbares Band zwischen König und Volk, zwischen Preußen und Deutschland zu schlingen." Der Antrag war noch weiter motivirt und bat besonders noch um: „Erweitertes Wahlrecht der Bürger und Bauern mit Beseitigung der Differenzen des Patents vom 3. Februar 1847 und der früheren Gesetzgebung, und um Gewährung wahrer Freiheit der Presse und der Kirche."

„Für einige Opfer seiner Machtvollkommenheit," heißt es schließlich mit Beziehung auf den König in dem Antrage, „wird das Volk, wenn es Noth thut, Gut und Leben an

dem Altare des Vaterlandes opfern und Preußen wird nicht nur die etwaige französische Invasion siegreich bestehen, sondern auch Deutschland aufs Neue sich geistig erobern und einen neuen schönen Tag über das ganze herrliche Vaterland herbeiführen."

Die ganze Adresse war den Vorgängen Süddeutschlands gegenüber gewiß höchst gemäßigt, und es mußte einleuchtend sein, daß dem Magistrat, der ersten Communalbehörde Berlins, ganz vorzüglich die Pflicht obläge, die Wünsche und Forderungen der Bürgerschaft dem Könige kund zu thun, aber dennoch, wir gestehen es mit Schmerzen, war das Resultat einer mehrstündigen Debatte ein höchst unbefriedigendes. Der Magistrat beschloß mit 18 gegen 9 Stimmen, dem Antrage keine Folge zu geben, weil der Bürgermeister von Berlin versicherte, daß er am Tage vorher schon bei der Ständetafel im Königl. Schlosse den Minister des Innern von den Wünschen der Bürgerschaft unterrichtet habe.

Das Resultat der Verhandlungen wurde natürlich bald in ganz Berlin bekannt und machte dort viel böses Blut. Das Vertrauen auf den Oberbürgermeister war schon längst erschüttert und eine bloße Besprechung desselben mit dem Minister des Innern genügte der Bürgerschaft keineswegs. Man war sehr unzufrieden über die Zurückweisung des Antrages der drei Magistratsmitglieder.

Am Donnerstag den 9. März Abends vereinigten sich die Stadtverordneten im Kölnischen Rathhause. Es waren denselben von der Bürgerschaft drei Petitionen übergeben worden, deren hohes Zeitinteresse ein außerordentlich großes Publikum in den Zuhörerraum gelockt hatte. Wir können

uns leider, da wir möglichst schnell den Ereignissen des 18. März zueilen müssen, nicht mit den Einzelheiten von zwei der Petitionen, deren eine über das Wohl der arbeitenden Klasse und eine andere über Organisation von Schutzkommissionen handelte, beschäftigen. Eben so müssen wir auch die sonst höchst interessanten Verhandlungen der Versammlung unberücksichtigt lassen; nur über die dritte Petition können wir etwas Näheres mittheilen: in derselben wird gewünscht, daß die Stadtverordneten-Versammlung sofort eine Adresse an den König beschlösse und in dieser theils um die schleunigste Einberufung des Vereinigten Landtags bitte, theils aber auch diejenigen Fragen und Wünsche darlege, welche gegenwärtig die Nation bewegen. Als solche wurden bezeichnet:

„Kein Krieg mit Frankreich, außer, wenn es deutschen Boden antastet. Gesetzliche Freiheit im Innern, damit wir die Franzosen stolz zurückweisen können, wenn sie uns diese Freiheit bringen wollen. Wir finden diese Freiheit aber in der rückhaltslosen Erfüllung der der deutschen Nation und dem Preußischen Volke gegebenen Verheißungen. Also:

1) Preßfreiheit, damit stets die Wünsche des Volkes unverfälscht und unverhüllt gesagt werden können und dürfen;

2) Vermehrung der Vertreter der Land- und Stadt-Gemeinden, Aufhebung der Wahlbeschränkungen, Periodicität der Reichsstände mit beschließender Stimme. Mit einem Wort, wahrhafte Repräsentation des Volkes;

3) Endlich, damit wir nicht blos als Preußen muthig und vereint jedem Feinde, komme er von Westen oder Osten,

entgegentreten können, sondern auch als Deutsche fest und unerschütterlich in jedem Sturm bestehen mögen: Innige Verbindung der gesammten deutschen Nation, und zu diesem Zweck Vertretung derselben durch Ausschüsse sämmtlicher Stände-Versammlungen beim Landtage."

Diese Petition wurde einstimmig durch die Stadtverordneten-Versammlung einer Deputation zur möglichst schleunigen Begutachtung übergeben, und zum Sonnabend den **11.** Vormittags eine außerordentliche öffentliche Sitzung beschlossen, in welcher man das Gutachten berathen wollte.

An demselben Abend kamen um 8 Uhr in den Zelten wieder diejenigen jungen Leute zusammen, welche schon vorgestern die bekannte Adresse berathen hatten. In den zwei Zwischentagen hatte sich das Gerücht von den öffentlichen Freiheitsreden, welche unter den Zelten gehalten werden sollten, schon fast durch ganz Berlin verbreitet, und eine ungeheure Menschenmenge nach den Zelten herausgelockt.

Es war kaum 8 Uhr, als schon über 3000 Einwohner Berlins, welche den verschiedensten Ständen angehörten, sich unter den Zelten, theils in dem großen Saale des einen Lokals, theils auf dem freien Platze vor demselben versammelt hatten.

Das Wetter war keineswegs einladend, es war kalt und unfreundlich, der Fußboden im Freien schmutzig und naß; aber das schreckte die Versammelten nicht zurück; im Eifer für die gute Sache, ertrugen sie gern die geringen Beschwerden.

Gleich nach 8 Uhr eröffnete der Präsident Loewenberg die Versammlung. Ein Tisch wurde in den Saal, in die Nähe der offenen Thür gestellt, und auf diesem stand der

Redner, um Allen, auch den im Freien Stehenden verständlich zu sein. Loewenberg las zuvörderst noch ein Mal die Adresse vor und machte dann die Versammlung darauf aufmerksam, daß man über die Art der Uebergabe der Adresse an den König zu berathen habe, indem er darauf hinwies, daß der Polizei-Präsident Herr v. Minutoli ihm versichert habe, er werde den Versammlungen außerhalb der Stadt, und der Unterzeichnung der Adresse nichts in den Weg legen, müsse sich aber der Absendung einer Deputation auf das Schloß nöthigenfalls mit Gewalt widersetzen, da der König ihm selbst erklärt habe: „er werde die Adresse aus den Händen einer Deputation nicht entgegennehmen."

Es entspann sich nun eine lebhafte Debatte. Viele Redner traten auf, meist Litteraten, aber auch Studenten und Handwerker. Alle bewiesen vielen Takt und große Mäßigung. Ueberhaupt gingen die Debatten, wenn auch für Augenblicke durch stürmische Beifalls-Bezeugungen unterbrochen, doch mit bewundernswürdiger Ordnung vor sich.

Da kein Soldat, kein Polizist in Uniform zu sehen war, war auch durchaus keine Ordnungswidrigkeit zu fürchten, und selbst als am Abende nach 10 Uhr die ganze Versammlung sich ins Freie begab, um dort zur Abstimmung über die verschiedenen Vorschläge zu kommen, welche man wegen der Uebergabe der Adresse an den König gemacht hatte, herrschte die musterhafteste Ordnung. Man beschloß endlich mit sehr überwiegender Majorität, die Adresse durch die Stadtverordneten-Versammlung dem Könige übergeben zu lassen, indem man mit völliger Bestimmtheit darauf rechnete, daß diese einem solchen Auftrag von mehr als 1000 Einwohnern der Stadt sich bereitwillig unterziehen

würde. Nach der Abstimmung trennte sich die Versammlung und jeder Einzelne verfügte sich still und ruhig nach seiner Wohnung. Erst am folgenden Tage erfuhr man, daß die Regierung sehr unnöthige Vorsichtsmaßregeln gegen die friedlichen und unbewaffneten Unterzeichner der Adresse genommen hatte. Es sollen, wie man hörte, mehrere Bataillone bereit gewesen sein, gegen die Adressanten vorzurücken, wenn irgend eine Ungesetzmäßigkeit vorgekommen wäre.

Am Sonnabend den 11. Vormittags war abermals Sitzung der Stadtverordneten, der sich das Publikum noch eifriger zudrängte, als das letzte Mal. Man discutirte den Adreß-Entwurf, welchen die in der letzten Sitzung erwählte Deputation entworfen hatte, nachdem die Vorfrage, ob denn überhaupt eine Adresse an den König erlassen werden sollte, fast einstimmig bejaht worden war. Als Hauptbitte wurde die schleunigste Einberufung des Landtages in den Vordergrund gestellt, dann aber noch folgende Wünsche der Bürgerschaft hervorgehoben:

1) Wahre Preßfreiheit, gegründet auf ein, den Mißbrauch der Presse verhinderndes Preßgesetz.

2) Angemessene volksthümliche Vertretung der Stadt- und Land-Gemeinden bei dem vereinigten Landtage, beschließende Stimme des Landtags nach einfacher Majorität.

3) Gleiche Berechtigung aller religiösen Confessionen im Staate.

4) Einführung von Geschwornen-Gerichten.

5) Fortentwickelung des deutschen Bundes durch Vertretung der Interessen der Nation.

Dieser Adreß-Entwurf wurde von den Stadtverordneten, nachdem man längere Zeit über denselben discutirt hatte, einstimmig angenommen, und beschlossen, den Magistrat einzuladen, sich der Adresse anzuschließen. Wenn aber auch der Magistrat dies verweigerte, sollte die Adresse dennoch jedenfalls durch eine Deputation am Montag den 13. dem Könige überreicht werden; der Uebergabe der Zelten-Adresse an den König unterzog sich aber die Stadtverordneten-Versammlung nicht.

Die Ueberreichung der Adresse fand denn auch wirklich am 14. statt. Wir schildern den Vorgang mit den Worten des Magistrats selbst, welche uns einen klaren Beweis davon geben, wie wenig diese Behörde es vermochte, einzudringen in den in Berlin herrschenden Geist, wie tief sie noch befangen war im alten Schlamm, wie leicht sie sich noch täuschen ließ durch einige schöne königliche Worte:

„Unter dem Vortritte des Ober-Bürgermeisters hatte heute Mittags 2 Uhr eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten hiesiger Residenz die Ehre, Sr. Maj. dem Könige die aus Veranlassung der Zeitereignisse beschlossene Adresse zu überreichen.

Se. Majestät geruhten, nach einigen, die Gesinnungen und Hingebung der Bürger Berlins zu ihrem Könige darlegenden Worten des Ober-Bürgermeisters, dem Letzteren die Vorlesung der Adresse in huldreichsten Worten zu gestatten. Der Magistrat beeilt sich, seinen harrenden Mitbürgern sowohl die Adresse, als die darauf ertheilte Allergnädigste Antwort hier mitzutheilen.

Wir halten uns überzeugt, daß dieselbe Begeisterung unsere Mitbürger ergreifen wird, wie die Abgeordneten noch

ergriffen waren, als sie uns die Kunde von dem großen, erhabenen, ja heiligen Augenblick brachten, in dem das Herz unseres theuren Königs die Herzen der Bürger Seiner treuen Vaterstadt so mächtig bewegt hatte.

Berlin, den 14. März 1848.

Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rath hiesiger Königl. Residenz.

An Seine Majestät den König, unseren Allergnädigsten Herrn.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Die ernsten und verhängnißvollen Ereignisse der letzten Tage, die von einem Lande zum andern sich fortpflanzen, erfüllen die Gemüther mit einer Spannung, wie wir sie noch niemals empfunden haben, mit der Erwartung einer nahen Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes, in der das gegenwärtige Geschlecht, seit 33 Jahren der Zuschauer der Ereignisse, die ungenutzte und deshalb fast erstorbene Thatkraft wiederfinden wird. Das deutsche Volk empfindet es tief und stark, daß es reif und mündig geworden ist, mit zu sitzen im Rathe seiner Fürsten und durch den würdigen Gebrauch der freien Presse von seinen geistigen und materiellen Bedürfnissen Zeugniß abzulegen.

Ew. Majestät Allerhöchster Wunsch und Wille war es, daß eine solche Zeit das preußische Volk nicht unvorbereitet treffen möge. Mit weiser Voraussicht haben Ew. Majestät seit Allerhöchstihrem Regierungs-Antritte Stein an Stein gefügt und noch vor wenigen Tagen durch die Allerhöchste Botschaft vom 5. d. M. einen bedeutsamen Schritt in der

Entwickelung der verfassungsmäßigen Rechte des preußischen Volks gethan. Die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 8. März c. bringt uns ferner die freudige Nachricht, daß Ew. Majestät Fürsorge die Hindernisse beseitigt hat, die sich der Gewährung der seit einem Menschenalter dem deutschen Volke verbürgten Preßfreiheit bisher in den Weg gestellt haben; wir sehen dem verheißenen Preßgesetz in dem Vertrauen entgegen, daß es sich auf die Bestrafung der wahren Mißbräuche der Presse beschränken wird.

Aber der Augenblick drängt, jeder Tag bringt die Kunde neuer Ereignisse, der politische Gesichtskreis kann sich plötzlich verfinstern und zur That herausfordern, noch bevor das Vaterland sich im Rathe geeinigt hat. Die mannigfachsten Wünsche, Fragen und Hoffnungen durchkreuzen sich, das Mißtrauen in eine fraglich gewordene Gegenwart, der ängstliche Hinblick auf eine ungewisse Zukunft lähmen den Verkehr, Handel und Gewerbe beginnen zu stocken, die Arbeit ist bedroht, das Gefühl der nahenden gewerblichen Krisis muß diese Krisis beschleunigen, deren Folgen menschliche Weisheit nicht zu ermessen vermag.

Unter diesen Umständen vereinigen sich Aller Wünsche dahin, daß Ew. Majestät die schleunige Berufung des Vereinigten Landtages zu befehlen geruhen mögen. Im Namen unserer Mitbürger, im Namen ihrer heiligsten und theuersten Interessen legen wir Ew. Majestät diese Bitte ans Herz, um deren Gewährung wir unsern Allergnädigsten König und Herrn aus tiefbewegter Seele beschwören. Schon die Gewißheit, daß Ew. Majestät Sich in so schwierigen Zeiten mit den Männern umgeben werde, die durch ihre Berathungen vom vergangenen Jahre die Achtung der Wohl-

gesinnten erworben, die das preußische mit dem deutschen Vaterlande unauflöslich zu verknüpfen begonnen haben, wird Ruhe und Zuversicht den Gemüthern, Sicherheit und Bestand den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens wiedergeben.

Es giebt Zeiten, in denen neue Zustände unter der Hülle der alten reif geworden sind, wo es der Anerkennung dieser unwiderstehlichen Thatsachen bedarf, wenn auch fernerhin in gesetzmäßiger Entwickelung stark und besonnen fortgeschritten werden soll. Eine solche Zeit ist die unsrige, und wir halten es daher für eine heilige Pflicht, Wünsche und Ueberzeugungen, die von Kommunen und Ständen schon seit Jahren ausgesprochen worden sind, in solcher Zeit Ew. Majestät unmittelbar vorzulegen.

Was die übereinstimmende Ansicht der Bürgerschaft vor allen Dingen als die unerläßliche Vorbedingung einer gedeihlichen Zukunft betrachtet, ist die Vollendung des preußischen Verfassungswerkes, dessen allmäliger Ausbau unter den gegenwärtigen Umständen die Stimmung mehr aufregt als beschwichtigt. Als einen treuen Abdruck der Volksmeinung und Volksgesinnung können wir die Stände aber nur in dem Falle betrachten, wenn sie aus einer angemesseneren volksthümlichen Vertretung hervorgehen und ein beschließendes Votum bei einfacher Stimmenmehrheit erhalten.

Seitdem Ew. Majestät durch die Einführung der Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, zunächst in hiesiger Stadt, eine Umgestaltung der Rechtspflege veranlaßt haben, hat sich der Wunsch von Tage zu Tage immer mehr befestigt, auch diesen Neubau durch das Institut der Geschworenen baldigst gekrönt zu sehen.

Die völlige Gleichstellung aller religiösen Bekenntnisse ohne staatliche Bevorzugung des einen vor dem andern, so wir die bürgerliche Gleichstellung ihrer Bekenner, ist, als das Ergebniß der milderen und versönlicheren Gesinnung unserer Tage, in der Sitte vollzogen, und es ist daher gewiß an der Zeit, daß die Gesetzgebung auch ihrerseits die an das religiöse Bekenntniß geknüpften Beschränkungen fallen läßt.

Wenn Preußens Monarch, auf den in diesem Moment ganz Deutschland mit gespannter Aufmerksamkeit seine Blicke lenkt, in Uebereinstimmung mit seinem vereinigten Landtage in dieser Richtung vorschreitet, dann wird Deutschland auf der unerschütterlichen Grundlage gemeinsamer politischer Institutionen beruhen, dann wird die glorreiche Erbschaft des hochseligen Königs, der Zoll-Verein, dann werden auch die hochherzigen Absichten für die Begründung eines deutschen Rechts, die Ew. Majestät durch die von Preußen angeregte Berathung eines deutschen Wechselrechts und Postvertrages an den Tag gelegt haben, mächtig gefördert werden. Die Deutschen werden die Stelle unter den Völkern einnehmen, die ihnen gebührt. Und hat Deutschland, wie die Proklamation des Bundestages eingesteht, diese Stelle bisher nicht einzunehmen gewußt, so müssen wir einen Theil der Schuld in den Mängeln der Bundesverfassung suchen und dürfen dem bewährten deutschen Sinne Ew. Majestät vertrauen, daß diese Verfassung in nächster Zeit gekräftiget werde, um die Interessen der Nation im vollsten Sinne vertreten zu können.

Nur in einem Zwiespalt mit dem übrigen Deutschland erblicken wir eine ernstliche Besorgniß. Ist erst die innige

Verbrüderung der deutschen Stämme errungen, ja wird sie nur erst offen und kräftig angestrebt, so kann im Fall eines Krieges, sofern derselbe nicht in diplomatischen Verwickelungen, sondern in der Verletzung des deutschen Bodens seinen Grund hat, von einer Gefahr für Deutschlands Fürsten und Völker nicht mehr die Rede sein.

In tiefster Ehrfurcht ersterben wir

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigste treugehorsamste

Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rath. Stadtverordnete zu Berlin.

Berlin, den 13. März 1848.

Se. Majestät geruhten hierauf im Wesentlichen Folgendes zu äußern: Se. Maj. fühlten die Bedeutung des Augenblickes; es sei die erste Adresse, welche Sie in dieser bewegten Zeit von Hand zu Hand entgegen nähmen, und es sei Allerhöchst-Ihnen ein angenehmes Gefühl, daß sie von Ihrer lieben Vaterstadt komme, die sich auch in dieser Zeit der Bewegung in erfreulichster Weise bewährt habe. — Wenn es ringsum koche, dürfe man freilich nicht erwarten, daß hier allein die Stimmung unter dem Gefrierpunkt stehe, und erwäge man dies, so sei es anerkennungswerth, daß in einer Stadt von solcher Größe, in der es an reichlichen Elementen der Unruhe nicht fehle, die Ordnung nicht erheblich gestört sei. Selbst der gestrige Abend könne dieses Anerkenntniß nicht wesentlich trüben, denn bei allen denen, auf deren Benehmen Se. Majestät Werth lege, wäre die ruhigste und besonnenste Haltung zu erkennen, und Sie seien über die Haltung der Bürger erfreut gewesen.

Was die Adresse selbst betreffe, so könne Se. Majestät nicht, wie es in andern Ländern Sitte sei, darauf in wohl stilisirter Rede antworten; nur im Konversationston wollten Sie einige Worte erwiedern. Zunächst freuten Sie Sich, auf die Hauptbitte erwiedern zu können, daß Sie bereits gewährt sei. Die Einberufung des vereinigten Landtages sei seit mehreren Tagen beschlossen, und das Berufungs-Patent bereits vollzogen. Mit Zuversicht sehe der König dessen naher Versammlung entgegen, da ächt preußische Gesinnung in Tagen der Gefahr am wenigsten fehlen werde. Mit vollster Offenheit und vollstem Vertrauen würden Se. Majestät dem Landtage entgegentreten. Ihre Loosung sei: „freie Völker, freie Fürsten"; nur wenn beide frei wären, könne die wahre Wohlfahrt gedeihen! Die anderen Bitten könnten nur durch den Landtag ihre Lösung erhalten; ein näheres Eingehen darauf sei daher nicht nöthig.

Doch eines Ausdrucks der Adresse müßten Se. Maj. erwähnen, desjenigen nämlich, welcher gegen die allmälige Entwickelung der Verfassung gerichtet sei; diesem könnten Sie nicht unbedingt beitreten. Es gebe gewisse Dinge, die sich nicht übereilen ließen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, sie auf den Kopf zu stellen. — Das lehre ja auch die Geschichte des Nachbarlandes, wo sich innerhalb Menschengedenken 15 beschworene Verfassungen einander verdrängt hätten, wo erst neuerdings das selbstgeschaffene Gebäude zusammengefallen sei. — Nicht in 6 Wochen dürfe man ein Haus bauen, welches zu bauen anderthalb Jahre erfordere; auch nicht auf Sand dürfe man es bauen, wenn es bestehen solle! — „Kühn und bedächtig," das seien die Loosungsworte jedes guten Feldherrn, ungestraft

dürften sie nicht getrennt, nicht das Eine über dem Andern vergessen werden! Das wollten auch Se. Majestät nicht vergessen. — Die gute alte deutsche Ordnung dürfe nicht unbeachtet bleiben; auch die Gliederung der Stände sei deutsch; wer dagegen anstrebe, der setze sich Gefahren aus. Auch dafür fehle es nicht Beispielen! Ebenso der Besitz als althergebrachte Grundlage der Standschaft komme in Betracht. Doch alles dieses könne nur mit dem Landtag erledigt werden, wie Se. Majestät ihm vertraue, so möchte auch das Volk ihm vertrauen und „dadurch eine recht innige Vereinigung der Regierung, der Stände und des Volkes erwirken.“ Diese Einigkeit müsse das höchste Ziel des Strebens sein bis zum Landtage, während des Landtages. Nur durch festes Zusammenhalten könne übrigens das Unheil vom deutschen Vaterlande abgewendet werden, welches der Revolutionskrieg über dasselbe gebracht hätte! Se. Majestät möchten die Verantwortlichkeiten des Zwiespalts nicht über sich nehmen. Was überhaupt Deutschland betreffe, so liege dessen Schicksal nicht in Ihrer Hand, Alles aber, was Ihre Kraft vermöge, wollten Sie redlichst und ernstlichst anwenden, damit auch diese Zeit der Krisis zu dessen Einigkeit, Kraft und Größe ausschlage; sie liege Ihnen so nahe am Herzen, als diejenige Preußens.

Schließlich geruhten Se. Majestät die Deputation zu ermächtigen, die Allerhöchste Antwort ihren Mitbürgern mitzutheilen.

An demselben Tage erschien ein Königliches Patent wegen Einberufung des Landtages. Es lautete:

Patent
wegen Einberufung des Vereinigten Landtages.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden,
König von Preußen rc. rc.

haben im Verein mit der Kaiserlich Oesterreichischen Regierung Unsere deutschen Bundesgenossen eingeladen, sich unverzüglich zu einer gemeinsamen Berathung über diejenigen Maßregeln zu vereinigen, welche unter den gegenwärtigen schwierigen und gefahrvollen Verhältnissen das Wohl des deutschen Vaterlandes erheischt, und sind entschlossen, mit allen Unseren Kräften dahin zu wirken, daß diese Berathungen zu einer wirklichen Regeneration des deutschen Bundes führen, damit das deutsche Volk in ihm wahrhaft vereinigt, durch freie Institutionen gekräftigt, nicht minder aber auch gegen die Gefahren des Umsturzes und der Anarchie geschützt, die alte Größe wieder gewinne, damit Deutschland den ihm gebührenden Rang in Europa einnehme. Welches aber auch der Erfolg dieser Unserer Bemühungen sein möge, so werden jedenfalls dadurch Maßregeln für Unsere Staaten bedingt, zu deren Ausführung Wir der Mitwirkung Unserer getreuen Stände bedürfen. Dieserhalb und weil Wir überhaupt in so großen und entscheidenden Epochen, wie die gegenwärtige, Uns nur in Vereinigung mit Unseren Ständen stark fühlen, haben Wir beschlossen, den Vereinigten Landtag auf Donnerstag, den 27. April d. J. in Unserer Haupt- und Residenzstadt Berlin zu eröffnen, und beauftragen das Staats-Ministerium, die Einberufung desselben durch den Minister des Innern zu ver-

anlassen, auch die sonst erforderlichen Vorbereitungen zu treffen.

Gegeben Berlin, den 14. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Prinz von Preußen.

Mühler. v. Rother. Eichhorn. v. Thile. v. Savigny. v. Bodelschwingh. Graf zu Stolberg. Uhden. Frhr. v. Canitz. v. Düesberg. v. Rohr.

Während Magistrat und Stadtverordnete in ihrer alten schläfrigen, durch den Geist der Zeit nur wenig veränderten Weise wirkten, war Berlin schon der Schauplatz unruhiger Bewegungen, schon zeigten sich die Vorläufer des 18. März.

Am Sonnabend und Sonntag Abend hatten sich wieder viele Leute nach den Zelten hinausbegeben, weil in Berlin das Gerücht verbreitet war, es würden alle Abende Volksversammlungen unter den Zelten gehalten. Einige Redner waren aufgetreten, aber ohne Ordnung, und jene Versammlungen erschienen von sehr untergeordnetem Interesse. Am allerwenigsten aber durften sie Besorgniß vor einem Aufstande einflößen, denn die Versammelten waren sehr ruhig zusammengewesen.

So strömte denn auch am Montag Abend eine Menge Menschen den Zelten zu, um dort nach dem Beispiele der vorhergehenden Abende sich zu besprechen. Zum größten Staunen Aller fand man den Platz vor den Zelten mit einer langen Reihe Gensd'armen zu Pferde in voller Uniform besetzt, die sich übrigens völlig neutral hielten und die Leute reden ließen, was sie wollten. — Wenn es dabei geblieben wäre, würde auch am Montag Abend die öffent-

liche Ruhe noch nicht gestört worden sein. Man würde wie früher sich versammelt und sich zerstreut haben, ohne daß Mittel der Gewalt nöthig gewesen wären. Aber dem sollte nicht so sein. Auch in der Stadt, besonders unter den Linden, hatte die Regierung in unseliger Verblendung eine große Menge von Truppen aufgeboten, um waffenlose Bürger, welche an gar keine Unruhe dachten, zur Ruhe zu bringen.

Wie bei jeder Parade, bei jedem Aufzuge des Militairs, versammelte sich auch an jenem Abend eine Menge Gesindel um dasselbe, und Züge von Straßenjungen folgten den Kavalleriemassen, welche theils im Kreise auf dem Pariser Platz, theils an beiden Seiten der Linden auf und nieder ritten.

Die Gassenbuben machten sich dann, wie dies ja oft geschieht, auch damals den Spaß, das Militair zu necken. Die Soldaten waren schon vorher aufgebracht gegen das Volk, weil sie diesem die Nächte voll Unruhe zuschrieben, welche sie seit mehreren Tagen, der unbegreiflichen Besorglichkeit der Regierung wegen, erleiden mußten, und der Befehl einzuhauen, der endlich, um das Volk aus einander zu treiben, gegeben wurde, flößte ihnen eine wahrhaft bestialische Wuth ein. Man metzelte die Flüchtenden nieder, völlig waffenlose Leute, die ruhig ihres Weges gingen, wurden zusammengehauen, und überhaupt auf eine wahrhaft schändliche Weise gehaust.

So ging es drei Abende, drei unselige Abende. Die Wuth des Volkes wurde immer mehr erregt. Die Erbitterung stieg von Tag zu Tage und selbst den friedliebensten Bürger mußte es empören, wenn er hörte, daß nach einer

aus dem Fenster der Bel-Etage schauenden Dame mit roher Mordlust von einem Ulanen gestochen worden war, daß Leute zusammengehauen wurden, welche sich flüchteten und sich schon in der Thüre eines Hauses gerettet glaubten.

Am dritten Abend, am Mittwoch, wurde zuerst geschossen. Die Regierung glaubte mit wunderbarer Kurzsichtigkeit das Volk durch Feuerwaffen abschrecken zu können, sie glaubte durch den Mord waffenloser Leute die Menge einzuschüchtern und auseinanderzutreiben. Die Furcht vor dem Erschießen sollte von einer Revolution zurückhalten!

Unbegreifliche Verblendung! gerade das Gegentheil geschah. Die Bewohner Berlins wußten jetzt, daß Bürgerblut den Soldaten nicht als etwas Werthvolles erschien, und sie beschlossen nicht wieder waffenlos sich morden zu lassen. Wer irgend Waffen auftreiben konnte, that es in der Stille. Man wußte, daß jetzt die Zeit der Ruhe vorüber, daß die Zeit des Handelns gekommen sei, aber dennoch zögerten noch immer die Meisten.

Es wurden freilich schon Versuche gemacht Barrikaden zu bauen; aber diese waren nur höchst unbedeutend und wurden von dem unbewaffnet dahinter stehenden Volke verlassen, ohne daß nur der Versuch zur Vertheidigung gemacht worden wäre.

Die Behörden waren während dieser Zeit nicht unthätig. Der Magistat erließ folgendes Plakat, welches so wenig zum Geiste der Zeit paßte, als nur irgend möglich:

„Die unruhige Stimmung in den Nachbarländern hat auch in unserer Stadt die Gemüther erregt und in unserer Bürgerschaft Wünsche erzeugt. Wir haben, im Vereine mit

den hiesigen Stadtverordneten, diese Wünsche am Throne Sr. Majestät unseres Königs niedergelegt.

„Mitbürger und Einwohner Berlins! Wir kennen ja Alle das Herz und den Willen unseres Königs! Sie sind unablässig gerichtet gewesen auf die Wohlfahrt und die politische Entwickelung des Vaterlandes, und vor wenigen Tagen noch haben wir die schönsten Zeichen Seines Vertrauens zu seinem Volke erhalten. Verlassen wir daher nicht den Weg des Gesetzes und der Ordnung, halten wir uns fern von allen Schritten, die einer Mißdeutung fähig, zur Vermehrung der Aufregung und Störung der Ordnung führen könnten, und vertrauen wir, wie bisher, der landesväterlichen Weisheit unseres Königs.

„Wir beklagen mit allen gut gesinnten Bürgern und Einwohnern unserer Stadt den Unfug des gestrigen Abends, welcher die Mitwirkung der bewaffneten Macht zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung nothwendig machte. Wir müssen daher dringend wünschen, daß Jeder von uns sich selbst und alle diejenigen, welche seiner Aufsicht unterstellt sind, von jeder Theilnahme aufregender Versammlungen fern halte, die zur Erreichung unserer Wünsche weder nothwendig, noch förderlich sein können, wohl aber nur unsere Familien großen Gefahren aussetzen müssen."

Berlin, den 14. März 1848.

Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rath hiesiger Königlichen Residenz.

Auch der Polizeipräsident und der Gouverneur von Berlin erließen Warnungen vor Volksaufläufen durch Plakate, in denen sie darauf aufmerksam machten, daß das Militär

nach dreimaligem Trommeln befugt sei, von seinen Waffen Gebrauch zu machen.

Aber diese Warnungen nutzten natürlicher Weise nichts, denn es handelte sich jetzt in Berlin nicht mehr um einen jämmerlichen Straßenauflauf, sondern darum, ob das Volk von Berlin Kraft genug habe, seinen Willen, dem der Regierung gegenüber, durchzusetzen.

Am Donnerstag Abend, so hieß es allgemein, sollte endlich die langvorbereitete Revolution ausbrechen. Mit erwartungsvoller Spannung sah man der bezeichneten Zeit entgegen, aber sie ging vergleichungsweise ruhig vorüber. Allerdings fielen auch an jenem Abend wieder zwei Opfer, es wurden auf dem Opernplatze wieder zwei Menschen erschossen, welche sich nicht schnell genug nach der Aufforderung: „Auseinander zu gehen" hatten entfernen können, denn der dreimalige Trommelschlag war so schnell erfolgt, daß eine Rettung nicht möglich gewesen war; aber sonst blieb Alles ruhig, ruhig wie die Oberfläche eines Vulkans, in dessen Tiefe die siedende Lava sprudelt und zischt, jeden Augenblick bereit, die schwache Decke zu durchbrechen und ihre Feuerströme zu ergießen.

Es hatte sich an jenem Abend das Gerücht von der Wiener Revolution mit außerordentlicher Schnelligkeit im Volke verbreitet. An allen Ecken standen kleine Gruppen von Männern aus allen Ständen und besprachen die Vorgänge der vergangenen Tage. „Man mordet uns," so hieß es überall, „weil wir gerechte Forderungen geltend machen möchten. In Süddeutschland, in Wien, überall hat das Volk gesiegt, sollten wir allein zurückbleiben?" „Aber wir sind waffenlos," riefen Andere, Zaghaftere. „Wir werden Waffen haben," wurde

diesen entgegnet, „wenn wir nur wollen.“ So ging es bis in die tiefe Nacht.

Am Freitag blieb Alles ruhig, wie man glaubte in Folge einer Maßregel der Bürgerschaft, welche aus sich selbst Schutzbeamte gewählt hatte, die mit einem Band um den Arm und einem weißen Stock in der Hand durch die Straßen zogen und die versammelte Menge zur Ruhe und zum Frieden ermahnten. Die guten Leute, sie verkannten ihre Zeit. Man wollte keine Straßen-Aufläufe mehr, man wollte eine förmliche Revolution und die unzeitigen Friedensboten wurden daher überall, wohin sie auch kamen, mit Spott, oft mit recht derben Berliner Witzen empfangen. Waffen hatten diese Friedensengel nicht und sie mußten sich daher den Spott ruhig gefallen lassen.

Ueber ihre Stellung dem Publikum gegenüber giebt die folgende Bekanntmachung des Magistrats Aufschluß:

„Seit drei Tagen ist das Eigenthum und die Sicherheit der Bürger Berlins in der größten Gefahr. Die Stimme der Bürgerschaft hat sich mit Entschiedenheit gegen ein solches Beginnen erklärt und ist zu helfen bereit. Es ist daher beschlossen worden, daß in jedem Bezirke der Stadt eine Schutz-Kommission gebildet werde, aus den sämmtlichen bürgerlichen Kommunal-Beamten bestehend, welche aus der Zahl der Mitbürger ihres Bezirks die geeignetsten und bekanntesten hinzuwählen und insbesondere die Gewerks-Altmeister und Innungs-Vorsteher hierbei zuziehen werden.

„Das Abzeichen der Schutz-Beamten ist eine um den linken Arm getragene schwarz und weiße Binde, mit der aufgedruckten Bezeichnung: „Schutz-Beamte“, und ein weißer Stab.

„Widersetzlichkeiten gegen die Schutz-Beamten werden gleich denen gegen Abgeordnete der Obrigkeit und beziehungsweise gegen Schildwachen bestraft.

„Wer Binde oder Stab des Schutz-Beamten trägt, ohne dazu berufen zu sein, wird eben so bestraft, als wenn er sich widerrechtlich die Ausübung eines obrigkeitlichen Amtes angemaßt hätte, und hat sofortige Verhaftung zu gewärtigen.

„Wir haben das Vertrauen zu unseren Mitbürgern und zu der gesammten Bewohnerschaft, daß sie dieser, im Interesse der öffentlichen Ruhe und Ordnung getroffenen Einrichtung volle Anerkennung und Unterstützung zuwenden werden."

Berlin, den 16. März 1848.

Ober-Bürgermeister, Bürgermeister und Rath hiesiger Königlichen Residenz.

Auch einige Studenten hatten sich dieser Schutzkommission angeschlossen. Daß übrigens die Ruhe am Freitag nicht durch die weißbebänderten Friedensengel hervorgebracht worden war, geht schon daraus hervor, daß dieselben bereits am vorigen Tage ihre Functionen angetreten und dennoch das Blutvergießen am Abend nicht hatten verhindern können.

Die Ruhe des Freitag ist nur dadurch zu erklären, daß man an jenem Tage bereits zu der festen Ueberzeugung gekommen war, der König müsse in kürzester Frist nachgeben, oder es werde zum blutigen Kampf kommen; auf den letzten Fall aber mußte die Bürgerschaft Berlins sich vorbereiten, denn sie wollte nicht vollständig waffenlos einem wohlbewaffneten Heere gegenüberstehen.

Daß die Entscheidung in den nächsten Tagen kommen müsse, das wurde dadurch um so klarer, daß am Freitag Abend Deputationen von den Rheinlanden ankamen, welche die Be-

willigung der bekannten Volkswünsche forderten, widrigenfalls sie mit dem Abfall von Preußen drohten.

Das Gerücht von dieser Deputation, sowie von Aufständen in den Provinzen hatte sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt verbreitet, und trug wesentlich dazu bei, das Volk darauf vorzubereiten, daß der folgende Tag, der 18te März, der Tag der Entscheidung sein müsse.

Am Sonnabend endlich beschloß die Berliner Bürgerschaft, daß man sich bewaffnen müsse. An vielen verschiedenen Orten der Stadt, wie im Köllnischen Rathhause, im Berliner Rathhause, im Betsaale der lutherischen Gemeinde, waren Bürgerversammlungen, welche über diesen Gegenstand beriethen. Auch die Stadtverordneten hatten an jenem Morgen eine Versammlung, um auf's Neue durch eine Deputation dem Könige die Wünsche der Bürgerschaft darzubringen.

Gegen 1 Uhr Mittags kam die Deputation der Stadtverordneten, die Herren Behrends, v. Raumer, Schäffer, Seidel und Dr. Veit, vom Schlosse zurück und theilte der Versammlung mit, daß alle von den Stadtverordneten dem Könige vorgetragenen Bitten von demselben sehr günstig aufgenommen, theilweise auch schon gewährt worden seien. Allgemeiner Jubel erfüllte die Stadtverordneten und die Zuhörer. Man beschloß am Abend die Stadt zum Zeichen der Freude zu erleuchten. Die Erleuchtung fand freilich Statt, aber die Freude blieb leider aus.

Während dessen hatte sich vor dem Schlosse eine große Menge von anständigen Bürgern, ja, wir können dreist behaupten, die Elite der Bürgerschaft aufgestellt.

Es waren mittlerweile an den Straßenecken folgende Proklamation des Magistrats angeschlagen:

„Der Magistrat ist amtlich davon unterrichtet, daß ein auf die freisinnigsten Grundlagen sich stützendes Preßfreiheitsgesetz bereits unwiderruflich vollzogen ist, und bürgt der Magistrat mit seiner ganzen Wirksamkeit für die Verwahrheitung dieser Regierungsmaßregel; gleichzeitig ist Se. Maj. der König gegenwärtig mit der Vollziehung von Entschließungen beschäftigt, welche das Wohl des Vaterlandes dauernd sichern werden.

Der Landtag wird zum 2. April einberufen werden."

Dieser Proclamation folgte denn auch in der That am Mittag gegen 2 Uhr ein Extrablatt des Preußischen Staatsanzeigers, welches das folgende Königliche Plakat und ein Gesetz über Preßfreiheit enthielt, welches allerdings eine Art Fortschritt bildete, aber doch bei weitem nicht genügend war, denn es knüpfte das Erscheinen neuer Zeitungen an hohe Cautionen, es bestrafte die Drucker und Verleger für Preßvergehen und führte dadurch wieder eine willkürliche Censur durch diese ein.

Aber nichts desto weniger wurde das Preßgesetz von dem genügsamen Volk von Berlin freudig begrüßt, ebenso das königliche Plakat, obgleich dasselbe nichts Anderes enthielt, als leere Versprechungen für die Zukunft, Versprechungen, auf deren Erfüllung das Volk von Preußen nun schon seit 33 Jahren wartete, deren Wiederholung es aber jetzt trotzdem freudig zujauchzte.

Patent

wegen beschleunigter Einberufung des vereinigten Landtags.

Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen :c. :c.

Als Wir am 14. d. M. Unsere getreuen Stände zum 27. April d. J. berufen, um vereint mit ihnen, diejenigen Maßregeln zu beschließen, welche die, Unseren deutschen Bundesgenossen vorzuschlagende Regeneration Deutschlands auch für Preußen nothwendig bedingen, konnten Wir nicht ahnen, daß in denselben Stunden große Ereignisse in Wien einerseits die Ausführung Unserer Vorschläge wesentlich erleichtern, andererseits aber auch die Beschleunigung ihrer Ausführung unerläßlich machen würden.

Jetzt, nach jenem wichtigen Ereigniß, finden Wir Uns vor Allem bewogen, nicht allein vor Preußens, sondern vor Deutschlands — so es Gottes Wille ist — bald innigst vereintem Volke laut und unumwunden auszusprechen, welches die Vorschläge sind, die Wir Unsern deutschen Bundesgenossen zu machen beschlossen haben.

Vor Allem verlangen Wir, daß Deutschland aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dies eine Reorganisation der Bundesverfassung verursacht, welche nur im Verein der Fürsten mit dem Volke ausgeführt werden kann, daß demnach eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß.

Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine constitutionelle Verfassung aller deutschen Länder nothwendig erheische, damit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig nebeneinander sitzen.

Wir verlangen eine allgemeine Wehrverfassung und werden beantragen, solche im Wesentlichen derjenigen nachzubilden, unter welcher Unsere — Preußens Heere — in den Freiheitskriegen unverwelkliche Lorbeeren sich errangen. Wir ver-

langen, daß das deutsche Bundesheer unter einem Bundesbanner vereinigt werde, und hoffen einen Bundesfeldherrn an seiner Spitze zu sehen. Wir verlangen eine deutsche Bundesflagge und hoffen, daß in nicht zu langer Frist eine deutsche Flotte dem deutschen Namen auf nahen und fernen Meeren Achtung verschaffen wird.

Wir verlangen ein deutsches Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten staatsrechtlichen Ursprungs zwischen Fürsten und Ständen, wie auch zwischen den verschiedenen deutschen Regierungen.

Wir verlangen ein allgemeines deutsches Heimathsrecht und volle Freizügigkeit in dem gesammten deutschen Vaterlande.

Wir verlangen, daß fortan keine Zollschranke mehr den Verkehr auf deutschem Boden hemme, und den Gewerbefleiß seiner Bewohner lähme; Wir verlangen also einen allgemeinen deutschen Zollverein, in welchem gleiches Maaß und gleiches Gewicht, gleicher Münzfuß, ein gleiches deutsches Handelsrecht auch das Band materieller Vereinigung um so fester schließen möge.

Wir schlagen vor, Preßfreiheit mit gleichen Garantieen gegen deren Mißbrauch, für das gesammte deutsche Vaterland.

Das sind Unsere Vorschläge, Unsere Wünsche, deren Verwirklichung Wir mit allen Unseren Kräften zu erstreben suchen werden. Mit stolzem Vertrauen rechnen Wir dabei auf die bereiteste Mitwirkung Unserer deutschen Bundesgenossen und des gesammten deutschen Volkes, welches Wir mit Freuden durch Einverleibung Unserer nicht zum Bunde gehörigen Provinzen in den Bund verstärken werden, wenn, wie Wir voraussetzen, deren berufene Vertreter diesen Wunsch theilen und der Bund sie aufzunehmen bereit ist.

Wir geben der freudigen Hoffnung Raum, daß die Ausführung Unserer Absichten, ja, daß schon deren Anbahnung die Spannung heben wird, die jetzt zu Unserm großen Schmerz das deutsche Vaterland erfüllt, die Verkehr und Gewerbe lähmt, es spaltet, die es zu zerreißen droht, — ja, Wir hoffen, daß jene Maßregeln Deutschland in sich stark, nach Außen geachtet machen werden, damit in seinen vereinigten Kräften Europa die sicherste Gewähr eines dauernden, gesegneten Friedens finden möge.

Damit aber die Erfüllung Unserer Absichten am wenigsten in Unseren Staaten Zögerung und Hinderniß finden können, damit Wir desto eher diejenigen Vorschläge zu entwickeln im Stande sind, welche Wir für die Verfassung Unserer Staaten nöthig erachten, haben Wir beschlossen, die Berufung des vereinigten Landtages zu beschleunigen und beauftragen das Staatsministerium, diese Einberufung auf Sonntag den 2. April d. J. zu bewirken.

Gegeben Berlin, den 18. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Prinz von Preußen.

Mühler. v. Rother. Eichhorn. v. Thiele. v. Savigny. v. Bodelschwingh. Graf zu Stolberg. Uhden. Freiherr von Canitz. v. Düesberg. v. Rohr.

Das Extrablatt des Staatsanzeigers, welches die beiden Actenstücke enthielt, wurde in vielen Exemplaren unter die auf dem Schloßplatz stehenden Bürger vertheilt und erregte einen ungeheuern, unbeschreiblichen Jubel.

Der König selbst erschien auf dem Balcon, er sprach zum Volke, aber seine Stimme vermochte den allgemeinen Jubelruf von Tausenden nicht zu durchdringen. Mehrere Herren vom

Hofe, unter ihnen der Graf von Arnim, gingen unter das Volk, um die beiden vorgenannten Nachrichten noch weiter zu verbreiten. Man empfing sie mit ungeheuchelter Freude, welche noch erhöht wurde, als sich unter den Versammelten schnell das Gerücht von der Abdankung des Ministeriums verbreitete.

Das Entzücken war bei allen Versammelten gleich. Man umarmte sich, man küßte sich. Unter dem Schwenken des Hutes wurde dem Könige für die beiden so geringfügigen Conzessionen ein donnerndes Lebehoch nach dem andern gebracht. Es war ein Augenblick seliger Freude, wie er vielleicht in Berlins Mauern selten vorgekommen ist, ein wunderbarer Kontrast zu den Schreckensscenen, welche bald darauf die Hauptstadt erfüllen sollten.

Während man noch im allgemeinen Jubel war, bemerkte man, daß an der Stechbahn eine Abtheilung Kavallerie Posto faßte; man bemerkte ferner, daß das ganze Schloß mit Soldaten angefüllt war. Ein solches Mißtrauen in solchem Augenblick mußte die Gemüther schmerzlich verletzen. Man gab Vertrauen, man wünschte aber auch wieder Vertrauen zu empfangen. Fort mit den Soldaten! so schrie man von allen Seiten, und viele Bürger wendeten sich persönlich an den Grafen von Arnim und an die Kommandeurs der verschiedenen Truppenmassen. Der Graf von Arnim versprach dem Könige die Wünsche der Bürgerschaft mitzutheilen, und die Kavallerie, welche an der Stechbahn stand, zog sich vor den andrängenden Bürgern, welche fortwährend riefen: „das Militair fort! das Militair fort!“ soweit zurück, als dies nur irgend möglich war.

Auf den Bericht des Grafen von Arnim an den König über das Verlangen der Bürger, soll der König geantwortet

haben: daß ein unehrenhafter Rückzug der Truppen wohl nicht im Ernste gefordert werden könne. Man erfuhr dies auf dem Schloßplatz, aber nur im Allgemeinen und einer rief es dem andern zu. Der Enthusiasmus wurde dadurch schon etwas gedämpft, da knallten plötzlich Schüsse vom Schlosse her, wie viele, wir wissen es nicht, die verschiedensten Gerüchte laufen darüber um. Wir selbst waren zu jener Zeit in der Nähe des Schloß-Platzes und glauben nur zwei Schüsse gehört zu haben, von anderen Seiten aber wird versichert, es wäre öfter geschossen worden.

„Der Major von Falkenberg läßt schießen," so tönte es plötzlich durch die Menge, deren Enthusiasmus in einem Momente in Schrecken, in Wuth verwandelt wurde. „Wir sind verrathen, wir werden ermordet!" so schrie alles durcheinander.

In wilder Flucht suchten die Menschenmassen vom Schloßplatz sich zu entfernen, sie wurden aber auch noch außerdem gedrängt durch die Kavallerie, welche ganz plötzlich mit blanker Waffe in die schon auf der wildesten Flucht befindlichen Bürger einhieb. Daß dies so geschehen, bestätigen viele glaubwürdige Augenzeugen, welche dem achtbarsten Bürgerstande angehören.

Wenige Minuten und der Schloßplatz war geräumt. Der Jubelruf, es lebe der König! war verstummt; aber von den fernen Straßen her tönte laut das wilde Geschrei der wüthenden Volksmenge. Die Sturmglocken heulten, Schüsse knallten dazwischen, die Revolution von Berlin hatte begonnen.

Es ist später von Seiten der reaktionären Partei oft ausgesprochen worden, die auf dem Schloßplatz gefallenen Schüsse seien aus der Mitte des Volks auf den König abgefeuert wor-

den; aber so oft auch diese Behauptung aufgestellt worden ist, niemals hat sie durch Beweise Glaubwürdigkeit erhalten können.

Noch immer ist der Schleier über jene verhängnißvollen Schüsse, welche ganz wesentlich die Berliner Revolution veranlaßt haben, nicht gelüftet.

2.

Nach allen Seiten zu flohen die Bürger auseinander. Ein Theil stürzte die Werderschen Mühlen entlang, nach der Schleuse und Jägerstraße.

„Wir sind verrathen! wir werden ermordet!" so riefen sie in eiligster Flucht, sich in die Jägerstraße wendend, Jedem zu, der neugierig nach der Ursache ihrer Aufregung fragte. An der Jäger- und Oberwallstraßen-Ecke machten die Flüchtlinge zuerst Halt. Sie erzählten den sie Umringenden die Vorfälle auf dem Schloßplatz, sie erzählten sie mit grellen, vielleicht übertriebenen Farben. Noch wußte man nicht, ob auf dem Schloßplatz Bürger gefallen seien, aber nach den Erzählungen, die man hörte, zu schließen, mußte ein furchtbares Blutbad unter den friedlichen und waffenlosen Bürgern und Schutzbeamten angerichtet worden sein. Diese Nachricht war indessen falsch, die Dragoner hatten nur flach eingehauen, denn es ist mit Ausnahme eines Bürgers, der übergeritten wurde und sich dabei verletzte, bei jenem Angriff Niemand verwundet worden.

Die Wuth des Volkes wuchs bei der Anhörung solcher Erzählungen mit jedem Augenblick. „Zu den Waffen! zu den Waffen!" so schrie man laut und ein aus etwa hundert Bürgern, Arbeitern und Studenten in buntem Gemisch be-

stehender Haufen stürzte sich auf den Waffenladen an der Jäger- und Wallstraßenecke, erbrach denselben und entleerte ihn mit außerordentlicher Geschwindigkeit.

Vor der Bank standen zwei Schildwachen, denen wohl bei dem wüsten Lärm bange werden mochte, welche aber zu gute Soldaten waren, um den ihnen anvertrauten Posten zu verlassen. —

Plötzlich bemerkte das Volk die Unglücklichen. „Nieder mit den Hunden von Soldaten!“ rief eine rauhe Stimme und im nächsten Moment stürzte sich ein Theil des sich immer vergrößernden Volkshaufens auf beide Soldaten. Man suchte ihnen die Gewehre zu entreißen, aber die Grenadiere widerstanden tapfer. Sie hielten ihre Waffen so fest, daß sechs bis acht kräftige Männer sich vergeblich bemühten, dieselben ihren Händen zu entringen. —

„Laß nur Dein Gewehr los, es geschieht Dir nichts!“ rief ein den bessern Ständen angehöriger Mann dem einen Grenadiere zu.

„Ich bin Soldat,“ erwiderte dieser, „und darf meine Waffe nicht lassen.“

„Aber Du siehst ja, Du kannst sie nicht mehr vertheidigen!“

Der Soldat erwiderte nichts. Mit bewunderungswürdigem Muth, mit einer Pflichttreue, welche einer besseren Sache würdig gewesen wäre, kämpfte er um die ihm anvertraute Waffe. Man sah endlich Messer in der Luft blinken, ebenso auch den Säbel, den einer der Angreifer dem Soldaten aus der Scheide gezogen hatte, und jeden Augenblick mußte der Arme das Schlimmste befürchten.

Der Kampf wurde immer heftiger, noch dachte aber Nie-

mand daran, dem Unglücklichen in der That etwas zu Leide zu thun. Man wollte nur das Gewehr haben und schlug zu diesem Zwecke dem Grenadier auf Hände und Arme, damit er seine Waffe loslassen sollte.

So spann sich der Kampf mehrere Minuten hin, endlich ermatteten die Kräfte des Soldaten. Nur am obern Ende des Laufs hielt er seine Waffe noch fest, indem er die Mündung gegen seinen Leib drückte. Da knallte plötzlich ein Schuß, das Gewehr hatte sich in dem heftigen Kampfe entladen und die Kugel den Unglücklichen tödtlich getroffen. Seine Hände ließen das Gewehr los, welches er so tapfer vertheidigt, einige Schritte taumelte er rückwärts, dann sank er zusammen, vielleicht der erste, der am 18. März im Freiheitskampfe fiel!

Dem anderen Soldaten ging es glücklicher. Ein Arbeitsmann hielt den Lauf des Gewehrs in die Luft und ein anderer drückte unten ab. Man wollte nicht morden, nur entwaffnen und gebrauchte daher die eben beschriebene Vorsichtsmaßregel, damit nicht auch dieser Grenadier, wie sein Kamrad, durch einen unglückseligen Irrthum ums Leben kommen sollte. Dann entriß man ihm das Gewehr und ließ ihn laufen.

Der ganze eben beschriebene Kampf war das Werk weniger Minuten, aber in diesen wenigen Minuten war außerdem noch viel vorgegangen. Die Straßen hatten sich plötzlich mit Menschen angefüllt. Jeder, der das Geschrei, das Geräusch auf den Straßen hörte, ließ seine Arbeit liegen und eilte vor die Thür. Wer Waffen hatte, brachte diese mit, und gar Manche hatten Waffen, wenn es auch nur Aexte, Messer und Eisenstäbe waren, denn man war durch die vorhergehenden Abende zum Kampf vorbereitet, Schießgewehre freilich sah man nur sehr wenige.

Wie in diesem Theile der Stadt, war es überall. Die Kunde von den Vorgängen auf dem Schloßplatze hatte sich mit einer überraschenden Geschwindigkeit durch ganz Berlin verbreitet. In allen Straßen, selbst in den entferntesten, z. B. am Frankfurter Thore, griffen die Bürger zu den Waffen. Jedes Beil, welches sich in einer Haushaltung befand, jeder schwere Stock sollte als Werkzeug zum Kampfe dienen.

Barrikaden wurden in allen Straßen gebaut, mit einer Eile, mit einer Geschicklichkeit, wie man sie dem Berliner wohl kaum jemals zugetraut hat. Man nahm, was man bekommen konnte. In der Gegend des Döhnhofplatzes war die Arbeit eine leichte, denn die zum bevorstehenden Jahrmarkte aufgebauten Buden gaben ein treffliches Material zu den Barrikaden her.

Wir können hier einen wirklich rührenden Zug von dem Geiste, der an jenem Tage das Volk beseelte, nicht unerwähnt lassen, der, so unbedeutend er scheint, doch am allerbesten die Gefühle charakterisirt, von denen alle Kämpfer des 18. März, selbst die Knaben, erfüllt waren.

An der Ecke der Charlottenstraße und einer der Querstraßen, wir wissen nicht genau, ob der Zimmer-, oder der Schützenstraße, sollte eine Barrikade erbaut werden. Eine Bude, welche verschlossen an der Ecke stand, schien zu derselben einen sehr geeigneten Stoff hergeben zu können, man warf sie daher um, und erst als sie niederfiel, sah man, daß sie mit Pfefferkuchen gefüllt war, die beim Zerbrechen der Bude auf die Straße rollten.

Mehrere Jungen von 10 bis 14 Jahren zeigten sich ganz besonders thätig bei dem Bau der genannten Barrikade.

Wohl blickten sie lüstern auf die über das Pflaster rollenden süßen Kuchen, auf die Zuckermandeln und anderen Delikatessen; aber keiner von allen wagte auch nur eine Mandel zu nehmen und zu genießen. Sie packten Alles auf's Sorgfältigste in schnell herbei geholte Körbe und brachten diese in ein Nachbarhaus in Sicherheit.

Ein eben solcher Geist beseelte alle Arbeiter. Obgleich in jener Nacht vom 18. zum 19. in ganz Berlin die Häuser und Wohnungen geöffnet waren, hat man doch nicht gehört, daß irgend wo, trotz der lockenden Gelegenheit ein Diebstahl begangen worden wäre.

Fast in allen Straßen sah man Studenten, Literaten und andere dem höheren Mittelstande angehörige junge Leute, oft auch ältere angesehene Bürger, den Bau der Barrikaden leiten, und das Volk unterwarf sich mit einer bewunderungswürdigen Subordination den Anordnungen und Befehlen, welche ihm seine Anführer gaben. In allen Straßen, bis in die äußersten Vorstädte hinaus, riß man das Pflaster auf, selbst die Granitplatten auf dem Bürgersteig. Man baute in vielen Straßen wahre Schanzen, mit einer solchen Festigkeit, daß sie lange Zeit dem heftigsten Feuer widerstanden und die hinter ihnen liegenden Mannschaften vor jedem Angriffe sicherten. Die vom Barrikadenbau übrig gebliebenen Pflastersteine wurden theils in Fässer gefüllt, theils auf die umgestürzten Wagen gelegt, welche die Barrikaden bildeten, um dem ganzen mehr Schwere und Festigkeit zu geben; theils legte man sie als Wurfwaffe zurecht, in dem man mit ihnen das Militair empfangen wollte. Die Eckhäuser betrachtete man als die Festungen, in welche das Volk sich zurückziehen könnte, wenn es etwa hier oder dort hinter den Barrikaden fortgetrieben würde, man deckte

daher die Dächer ab und brachte Körbe voll Pflastersteine auf die Böden; Frauen in der elegantesten Kleidung sah man bei diesen Arbeiten in vielen Gegenden der Stadt hülfreiche Hand leisten und in den Schürzen oder Körben schwere Steine nach den Dächern tragen.

So war denn in wenigen Stunden die ganze Stadt verschanzt. Jede Straße glich einer Anzahl kleiner Festungen und wenn auch meist nur unbewaffnete Männer hinter den Barrikaden standen, wenn auch nur wenige mit Schießgewehren versehen waren, so ersetzte die glühende Be.geisterung, die Kampfbegier, welche alle Seelen erfüllte, reichlich die Waffen. Man war stark, weil man sich stark fühlte. Die innere Aufregung gab auch dem Schwächlichen Kräfte und machte es Leuten, die sonst nur daran gewöhnt waren, die Feder zu führen, möglich, 18 Stunden ohne Aufhör theils Barrikaden zu bauen, theils dieselben im erbittertsten Kampfe nur durch Steinwürfe gegen die heranrückenden Soldaten zu vertheidigen! Diese Einigkeit, welche beim Bau und bei der Vertheidigung der Barrikaden überall und zwischen allen Ständen herrschte, hatte etwas Wunderbares, etwas tief Ergreifendes. Hier sah man zwei Männer einen schweren Balken tragen, der eben zu einer angefangenen Barrikade benutzt werden sollte. Der vorderste war ein Arbeitsmann mit zerrissener Blouse, der andere hingegen ein Herr mit schwarzem Frack und feinem Hut, dessen goldene Uhr und brillantene Tuchnadel deutlich genug für seinen Stand sprachen. An jenem schönen Abende war Alles gleich, Jeder war bereit, sein Leben im Kampfe für die Freiheit auf's Spiel zu setzen, ein Zeichen, die schwarz-roth-goldene Kocarde, schmückte einen großen Theil der Kämpfer, und die schwarz-roth-goldene Fahne,

in der Eile aus Stücken verschiedenartigen Zeuges zusammengeflickt, wehte von allen Barrikaden! Allüberall jubelte das Volk ihr entgegen. „Die Freiheitsfahne lebe hoch!“ so tönte es durch ganz Berlin, und die deutschen Farben sind von jenem Augenblicke an wieder ein Eigenthum jedes freien Preußen geworden.

Nach und nach begann nun ein Kampf an verschiedenen Orten der Stadt.

Noch ein Versuch der Vermittlung wurde allerdings von der Bürgerschaft gemacht; aber dieser schlug gänzlich fehl.

Der Stadtverordnete Heymann nämlich, der beim ersten Angriff, welchen die Dragoner auf dem Schloßplatz gemacht hatten, in die Brüderstraße geflüchtet war, drang mit einigen andern Stadtverordneten noch einmal durch die Truppenmassen, um dem König die Zurückziehung des Militairs angelegentlichst an das Herz zu legen; aber es gelang diesen Männern nicht, den König zu sprechen, die Minister v. Bodelschwingh und v. Arnim versagten ihre Mitwirkung zu einer Vermittlung unter solchen Bedingungen und der Prinz von Preußen erwiderte den Stadtverordneten auf ihre dringenden Bitten sehr stolz: „Eher will ich mein Fürstenblut verspritzen, ehe ich das Militair nur einen Zoll zurückziehe!“ —

Der Schloßplatz hatte sich mittlerweile wieder durch eine Menschenmasse angefüllt, welche dem Polizeipräsidenten, der eben ins Schloß gegangen, gefolgt war. Die Drogoner, welche vorhin den Angriff gemacht hatten, waren abmarschirt und eine Schwadron Ulanen hielt ruhig an ihrer Stelle. Fast schien es einen Augenblick als sollte Alles noch friedlich enden, da sollte die Brutalität eines Offiziers den letzten Anstoß zum Kampfe geben.

Ein alter Bürger hatte sich an den die Schwadron kommandirenden Ulanen-Offizier gewendet, um ihn dringend zum Frieden aufzufordern. Im Eifer der Rede legte er die Hand auf das Bein des Offiziers und augenblicklich riß dieser das Pferd zurück und den Säbel aus der Scheide. Die ganze Schwadron folgte seinem Beispiel.

Kaum sahen die auf dem Schloßplatz wieder versammelten Bürger die blanken Klingen in der Luft blitzen, als sie einen neuen Angriff befürchtend, mit lautem Wuthgeschrei auseinanderstürzten und sich in die nächstgelegenen Straßen flüchteten. Von diesem Augenblick an war der Kampf entschieden, jede Vermittlung fruchtlos.

Das Militair hatte den Schloßplatz und die Linden inne, ebenso auch den Gensdarmenmarkt und den Opernplatz. Von diesen Orten aus griff es das Volk an, um sich in den Besitz der Stadt zu setzen. Der militairische Operationsplan scheint in jener Nacht folgender gewesen zu sein.

Die Hauptmacht sollte um das Schloß, auf dem Gensdarmenmarkt und unter den Linden conzentrirt bleiben, von dort aus sollten dann die einzelnen Stadttheile genommen werden. Es war zu diesem Behuf besonders wichtig, daß erstens die Friedrichsstraße bis zum Halleschen Thor, die Leipzigerstraße, die alte und neue Königsstraße in den Besitz der Truppen käme, diese hatten dann 6 Thore inne und eine freie Communikation durch die ganze Stadt.

Im Kampfe waren im Ganzen das 1. und 2. Garde-, das Kaiser Franz- und Alexander-Regiment, ferner das 2., 8. und 12. Regiment, auch das 31. Regiment und das Schützenbataillon standen zur Disposition. Außerdem waren die Garde-Kuirassiere, Dragoner, Ulanen und Artillerie beim

Kampfe betheiligt, im Ganzen etwa 20000 Mann. Durch die Eisenbahnen konnten indessen in kurzer Zeit noch etwa 10000 Mann Trupoen herbeigezogen werden.

Der Kampf begann, er war ein bewunderungswürdiger. Die Soldaten stürmien mit großer Tapferkeit verschiedene Barrikaden; aber mit eben so großer Tapferkeit, mit wahrem Heroismus wurden sie von den meist unbewaffneten Männern empfangen, welche hinter den Barrikaden standen.

Der Kampf war ein furchtbar erbitterter! Die Bürger waren wüthend, sie wollten sich rächen für die Mißhandlungen, welche sie an den Abenden vorher erlitten hatten, für das Blut ihrer an jenen Abenden ermordeten waffenlosen Brüder. Die Soldaten wollten sich rächen für die Unruhe und Mühe, welche ihnen die Bürger von Berlin schon seit mehr als einer Woche gemacht hatten!

Es war kaum drei Uhr Nachmittags, als eine Abtheilung Dragoner die Jägerstraße hinabsprengte, um die Barrikaden anzugreifen, welche dort überall entstanden; sie wurden aber sofort zurückgetrieben, wie denn überhaupt an jenem ganzen Abende die Kavallerie wenig oder gar nicht wirken konnte; wo sie auch angriff, wurde sie zurück geworfen, da überall das aufgerissene Steinpflaster und die Barrikaden ihr ein weiteres Vordringen unmöglich machten; meistens standen die Kavalleriemassen auf dem Gensdarmenmarkt und andern Plätzen conzentrirt völlig unthätig, oder sie ritten höchstens in denjenigen Straßen auf und nieder, welche vom Militair besetzt waren.

Kaum waren die Dragoner in der Jägerstraße zurückgetrieben, als von den Linden her ein Bataillon Infanterie durch die Oberwallstraße auf die noch nicht fertigen Barrikaden an der Ecke der Werderstraße marschirte.

Es war den Vertheidigern dieser Barrikade ganz unmöglich, dieselbe vor dem Angriffe einer so bedeutenden Truppenmasse zu halten. Sie mußten sich in die umliegenden Häuser flüchten und zu einem Steinhagel ihre Zuflucht nehmen, den sie gegen die angreifenden Truppen richteten, weil ihnen Schußwaffen fehlten. Die Truppen sahen sich dadurch genöthigt nach den Dächern und nach den Fenstern zu schießen, wodurch denn mehrere Leute in den Häusern erschossen wurden, z. B. der Konditor Riprecht in der Zeitungshalle und ein Dienstmädchen in demselben Hause. Erst als die Häuser vom Militair gesprengt und in Besitz genommen wurden, flüchteten sich die Kämpfer über die Dächer hinweg und entkamen so meist der Verhaftung.

Jetzt, Nachmittags, etwa gegen 4 Uhr, hörte man das erste Läuten der Sturmglocke, deren dumpfer, trauriger Ton weit hin schallte, um alle Bewohner Berlins zur Theilnahme an dem Kampfe aufzufordern. Schon früher hatten mehrere Bürger versucht die Sturmglocke in der Werderschen Kirche zu läuten und zu diesem Zweck sogleich die Kirchthüren mit Aexten eingeschlagen, aber sie hatten nicht bis zum Glockenthurm vordringen können, weil der Angriff des Militairs zu schnell und unerwartet gekommen war.

Etwas später hatte sich der Kampf auch an verschiedenen anderen Orten der Stadt entsponnen, besonders in der Königsstraße, welche durch treffliche Barrikaden gehalten wurde.

An der breiten Straße begann der Kampf erst viel später, gegen Abend. Hier war eine außerordentlich schöne und feste Barrikade vom Köllnischen Rathhause nach der gegenüberstehenden Ecke gebaut. Ein Wachtfeuer brannte hinter

derselben und 6 bis 8 tüchtige Schützen standen umgeben von einem unregelmäßig bewaffneten Haufen, in jedem Augenblick bereit, die Barrikade gegen die Angriffe des Militairs zu vertheidigen.

Auch im Köllnischen Rathhause und in den beiden Eckhäusern der Roßstraße, im Hause des Konditors d'Heureuse und im Caffé de l'Europe waren in den Fenstern Schützen postirt, welche sich in dem Café de l'Europe auf dem Balkon noch besonders verbarrikadirt hatten.

Erst Abends wurde die Barrikade angegriffen.

Fünfmal stürmten die Soldaten und fünfmal wurden sie zurückgeworfen, indem sie jedesmal einige Todte zurückließen, denn die nie fehlenden Bürgerschützen erlegten bei jedem Schusse ihren Mann. Kühnen Muthes sprangen nach solchem abgeschlagenen Sturm die Vertheidiger der Barrikaden hinter denselben hervor und trieben die Flüchtigen nach dem Schloßplatz zurück.

Endlich wurden Kanonen vor der Breitenstraße aufgefahren. Man beschoß die Barrikade mit Granaten und Kartätschen, so daß das Haus des Konditor d'Heureuse, welches hinter der Barrikade lag, von den Kugeln furchtbar zerstört wurde, daß das Schloß und die angrenzenzen Straßen von dem Kanonendonner erzitterten.

Immer neue Truppen wurden herangezogen, Bataillone, um eine von 6 Scharfschützen vertheidigte Barrikade zu nehmen! Erst nach dreistündigem Kampfe gelang dies und ein Theil der Schützen mußte sich in das köllnische Rathhaus flüchten, ein anderer Theil zog sich hinter die Barrikaden zurück, welche zu beiden Seiten sehr schnell und trefflich erbaut worden waren.

Noch war der Kampf an diesem Punkte nicht beendet. Das Köllnische Rathhaus war noch im Besitz der Bürger und wurde mit herrlicher Tapferkeit von diesen vertheidigt; auf dem Dache waren Steinmassen aufgehäuft, die man jetzt in verzweifelter Wuth auf die Truppen hinabschleuderte. Endlich wurde auch dieser Punkt genommen, indem die Soldaten (das Kaiser Franz-Regiment war hier im Kampf) durch die untern Fenstern von der Scharrenstraße aus in das Gebäude eindrangen. Die kämpfenden Bürger mußten sich gefangen geben und wurden nun unter den scheußlichsten Mißhandlungen von den Truppen nach dem Schlosse gebracht. Viele Waffenlose, die sich gefangen geben wollten, wurden schwer verwundet, und diese waren noch glücklich daran, denn im Allgemeinen wurde während jener Nacht von Seiten der Soldaten selten Pardon gegeben.

Auch das Köllnische Rathhaus war, nachdem es eingenommen, der Schauplatz furchtbarer Mordthaten. Mit Lichtern suchten die Soldaten auf den Böden und in den übrigen Räumen umher nach den Kämpfern, welche sich dort versteckt hatten, und schossen dieselben auf der Stelle nieder, oder schlugen sie mit den Kolben todt, wenn in ihrer Nähe Waffen gefunden wurden, welche bewiesen, daß sie an dem Kampfe Theil genommen hatten.

Auch in die Wohnung des Direktor August vom Köllnischen Realgymnasium drangen die Soldaten ein, und verwundeten den ihnen ruhig gegenübertretenden alten Mann in seinem eigenen Hause ohne alle Veranlassung. Ein Offizier beging diese Schandthat.

Aber auch in andern Häusern der Breiten Straße ging es ähnlich zu.

So wurde z. B. in einem Hause der Breiten Straße aus dem nach der Aussage eines Polizisten ein Schuß gefallen sein sollte, die friedlichen Bewohner von dem eindringenden Militair gefangen nach den Kellern des Schlosses geführt, und, obgleich sie sich bei der Gefangennahme gar nicht vertheidigten, erhielt doch einer derselben, der Kaufmann Bendix, nicht weniger als acht Hiebwunden und ein anderer, Herr Behrends, der Bruder des bekannten Stadtverordneten wurde, wie uns versichert worden ist, auf dem kurzen Wege nach dem Schloß viermal über den Kopf gehauen! — Unter den empörendsten Mißhandlungen wurden die Gefangenen nach dem Schloßkeller geschleppt. Als sie bei den auf dem Schloßplatz stehenden Kürassiren vorbei kamen, soll ein Offizier derselben gerufen haben: „Haut doch die Hunde nieder!"

Das war der Geist, der an jenem Abend die Truppen beseelte, der Geist, der die Lorbeeren, die sie sich sonst, obgleich besiegt, durch ihre wirklich großartige Tapferkeit erkämpft haben würden, befleckt hat. Der Mord Waffenloser, die Mißhandlung wehrloser Gefangener, ist eine feige Niederträchtigkeit und leider haben sich die Soldaten derselben an jenem Abend häufig schuldig gemacht, während das Volk im Allgemeinen nach ganz anderen Prinzipien handelte. Ein Beispiel mag dies beweisen:

In der Charlottenstraße ging am Nachmittage ein alter General mit seinem Adjutanten. Er wurde sofort vom Volke gefangen genommen. Wohl tönten aus dem wilden Haufen, welcher die beiden Offiziere umgab, einzelne rauhe Stimmen hervor, welche den Tod derselben forderten, aber diese wurden bald unterdrückt, und die Anführer des Haufens, einige anständige Bürger und Studirende umgaben schützend die Ge-

fährdeten, sie redeten gütlich dem Volke zu und bald war die Wuth desselben gedämpft. Nachdem die Offiziere freiwillig ihre Degen übergeben und sich dadurch für Gefangene erklärt hatten, wurden sie in ein Haus geleitet, um dort vor jeder etwaigen Mißhandlung geschützt zu sein.

Welcher Unterschied zwischen dem wildaufgeregten Volkshaufen, der selbst gewählten Führern, deren Befehl ihn kein Gesetz unterwarf, mit so musterhafter Disciplin gehorchte, und jenen an Subordination gewöhnten Soldaten, die entfesselten Dämonen glichen und mit wüthender Bestialität alle Menschlichkeit verleugneten, auf vielen Stellen sogar auf das Gemeinste plünderten! Dies scheint übertrieben, aber leider ist es nur zu wahr. Wir begnügen uns, ein Factum als Beispiel anzuführen, obgleich wir wohl von mehreren sprechen könnten.

Das Haus des Restaurateur Flügge in der Leipziger Straße dicht bei der Friedrichsstraße wurde gestürmt, weil aus demselben auf die Soldaten geschossen war. Die wüthende Rotte drang in das Haus. Schon auf dem Flur schoß sie zwei Leute nieder, dann stürmte sie die Treppe hinauf und drang in die im ersten Stock befindliche Restauration ein. Sie begnügte sich nicht damit, zwei der ruhig dort anwesenden Gäste niederzumachen und die übrigen gefangen zu nehmen, sondern hauste auch außerdem noch wahrhaft vandalisch. Die Gläser wurden blos aus Muthwillen zerschlagen, die Thüren, verschiedene Schränke eingerannt und die etwa darin befindlichen Flaschen mit Wein oder Rum herausgeholt. Nachdem die Soldaten auf diese Weise in dem Locale gewirthschaftet hatten, entfernten sie sich, unterließen aber nicht, zuvor

dem Wirthe, Herrn ꝛc. Flügge das Geld aus der Tasche zu nehmen!

Unter den Gefangenen, welche aus diesem Hause nach der Schloßwache gebracht wurden, befand sich auch der Eisenbahn-Inspektor Braun, ein außerordentlich ruhiger und gesetzter Mann, der am Aufstande und am Kampfe selbst gar keinen Theil genommen hatte. Unverwundet verließ er die Restauration von Flügge als ein Gefangener preußischer Soldaten. Seine Freunde fanden wenige Tage darauf seinen blutigen Leichnam mit einer Kugel im Kopfe in der Werderschen Kirche, als sie dort die Leichen der gefallenen Freiheitskämpfer betrachteten.

Das sind einzelne Facta, aber es sind Facta, und sie beweisen viel! Sie zeigen uns den ehrenwerthen Charakter der Proletarier, der Männer, auf welche der vornehme Adlige und Reiche mit so vieler Verachtung herabsieht, sie beweisen uns ferner, daß die Kämpfer für die Freiheit sich wohl bewußt waren, daß sie für eine Sache kämpften, welche von ihnen vor allen Dingen auch eine edle Hochherzigkeit verlangte! Wir sind entzückt, die Behauptung aussprechen zu dürfen, daß der Freiheitskampf der Berliner Bürger an jenem Abend, trotz der furchtbaren Aufregung, welche sich aller Gemüther bemächtigt hatte, doch durch keine Gräuelthat befleckt wurde! Die aufgestellten Facta beweisen uns endlich, daß die Soldaten, welche nicht für eine Idee, sondern nur auf den Befehl ihrer Vorgesetzten kämpfen, sich nimmer zu einem so edelmüthigen Heroismus erheben können, als ein Volk, welches unter dem Freiheitsbanner zu siegen oder zu sterben geschworen hat.

Doch zurück zu der Erzählung derjenigen Kämpfe, welche in dem dunkeln Gewirr der unzähligen heldenmüthigen Thaten

jener ereignißreichen Nacht besonders hell hervorleuchten. Wir können uns nicht darauf einlassen, jede einzelne Barrikade zu beschreiben, wie sie gebaut, wie sie vertheidigt, wie sie genommen oder erhalten worden ist, wir können nicht jede einzelne That kühnen Muthes hier anführen, denn jene furchtbare Nacht würde uns sonst den Stoff für ein bändereiches Werk geben; so können wir denn nur einzelne Züge aus dem gewaltigen Drama hervorheben.

Die ganze Friedrichsstadt wurde wahrhaft heldenmüthig gegen das Vordringen der Soldaten von den Bürgern vertheidigt. An jeder Straßenecke erhob sich eine Barrikade, deren manche, besonders in der Friedrichsstraße, mit außerordentlicher Festigkeit gebaut waren. Die Barrikaden nach den Linden hin freilich vermochten nicht lange den Angriffen der Infanterie zu widerstehen, da man zum Bau keine Ruhe gehabt hatte; je weiter man aber von den Linden nach dem Halleschen Thor hinkam, um desto schöner und fester, um desto schwerer einzunehmen wurden die Barrikaden. Man hatte in jener Gegend mehr Ruhe gehabt, hatte mehr für die Vertheidigung thun können. Auf alle Eckhäuser hatte man Steine geschleppt, auf einige sogar Granitplatten, um mit diesen von oben ganze Reihen der angreifenden Soldaten niederzuschmettern.

An der Tauben- und Friedrichsstraßen-Ecke stand ebenfalls eine Barrikade von großer Schönheit und Festigkeit. Ein Wagen mit Oelfässern, der vorübergekommen war, als man eben baute, hatte halten und seine Ladung hergeben müssen. Hinter diesen Fässern versteckt lagen etwa 8 tüchtige Schützen. Ein Bataillon marschirte auf die Barrikade zu, um sie zu nehmen; es wurde zurückgeschlagen und der Major

stürzte getroffen vom Pferde. Lauter Jubel erhob sich unter dem Volke, als man dies sah, denn vor wenigen Minuten erst hatte der Major den Friedensvorschlag der Bürger, daß von beiden Seiten nicht geschossen werden sollte, mit Verachtung zurückgewiesen.

Zum zweiten Male rückte das Bataillon vor, ein anderer Offizier befehligte dasselbe; aber auch er ward von den nie fehlenden Schützen getroffen und stürzte vom Pferde. Ohne die Barrikade nehmen zu können, mußte das Bataillon sich zurückziehen, so auch beim dritten Sturm. Man konnte nichts mehr mit der Infanterie gegen diese heldenmüthig vertheidigte Barrikade machen und begann daher mit Kartätschen auf dieselbe zu feuern, so daß die Schützen gezwungen wurden, sich nach und nach hinter eine andere Barrikade zurückzuziehen, an welcher dann der Kampf auf's Neue begann und besonders bei der Friedrichs- und Kronenstraßen-Ecke außerordentlich heftig geführt wurde. Das Dach des einen Eckhauses war mit Steinen ganz vollgetragen und von diesem herab wurden nun die Soldaten sowohl durch Steinregen als durch wohlgezielte Schüsse auf eine furchtbare Weise empfangen. Viele Soldaten blieben vor diesem Hause; aber mit unverzagtem Muth drangen sie vor, um die Barrikade zu nehmen, welche allein das Eckhaus noch mit den übrigen Kämpfern in Verbindung hielt, da die ganze Friedrichsstraße zwischen Linden und Kronenstraße schon in der Gewalt des Militairs war.

Es war augenscheinlich, daß, wenn diese letzte Barrikade genommen wurde, alle Diejenigen der Gnade des Militairs Preis gegeben waren, welche sich auf dem Dache des Eckhauses befanden, und der Gnade dieser wuthentbrannten Unmen-

schen sich übergeben zu müssen, war in jenen Augenblicken des Kampfes fast einem Todesurtheil gleich zu achten. Der einzige Weg für die Besatzung des Eckhauses war der, sich hinter die Barrikade zu flüchten, ehe sie genommen war und der Augenblick drängte, denn in jedem Moment mußte die kaum mehr vertheidigte Barrikade von den Truppen erobert sein. Einige Mann von der Besatzung, aber leider nur sehr wenige, flüchteten sich auch in der That, die übrigen blieben auf ihrem gefährlichen Posten. Die einzige rettende Barrikade fiel und Besatzung war nun völlig abgeschlossen von jeder Hilfe der Bürger. Erst mehrere Stunden später, in der Nacht etwa gegen 2 Uhr, entwickelte sich ein gräßliches Trauerspiel in den Mauern jenes Hauses. Ein Kampf, wie er wohl außerdem nur an wenigen, an sehr wenigen Punkten Berlins in jener kampfreichen Nacht stattgefunden haben mag.

Die Truppen sprengten die Thür des Hauses und drangen in dasselbe ein, nachdem sie schon vorher ein langes und furchtbares Feuer nach den Fenstern und dem Dach gerichtet hatten. Wuthentbrannt stürzten die aller Subordination ledigen, rachegierigen Soldaten die Treppen hinauf nach dem Boden und nach den Zimmern, Alles niedermachend, was Ihnen begegnete.

Man fand am anderen Morgen eine große Anzahl Leichen in den verschiedenen Räumen dieses Hauses. Das Gerücht spricht von 17; doch möchten wir eine so große Anzahl nicht verbürgen, sondern für übertrieben halten. Jedenfalls aber steht es fest, daß dies Haus eines von jenen war, welche in der Nacht vom 18. zum 19. März am meisten gelitten haben.

Die 9. Compagnie des 2. Garderegiments unter dem

Hauptmann v. Plehwe war es, welche bei dem Eindringen in das Haus alle Menschlichkeit verläugnete.

Ein interessanter Zwischenfall ereignete sich an diesem Punkt noch vor der Einnahme der Barrikade.

Ein Bataillon des 2. (Stettiner) Regiments hatte zu wiederholten Malen, wie bereits erzählt, die Barrikade angegriffen, war aber immer wieder zurückgeworfen worden, es war ihm dabei die Munition ausgegangen. Aus diesem Grunde machte das Bataillon Kehrt, marschirte bis znr Mohrenstraße zurück und nahm hier das Gewehr beim Fuß.

Plötzlich verbreitete sich unter den Vertheidigern der Barrikade das Gerücht, dies Bataillon wolle nicht mehr kämpfen.

Ein lautes Freudengeschrei erhob sich und die Kämpfer stürzten nun hinter der Barrikade hervor, um mit den Soldaten zu fraternisiren, ihnen Brod und Schnaps und was sie sonst von Lebensmitteln hatten zur Stärkung zu verabreichen.

Vor kurzer Zeit noch hatten sich Soldaten und Bürger im heftigsten, tödlichen Kampf gegenüber gestanden und jetzt drückten sie sich die Hände, jetzt herzten und küßten sie sich.

Aber diese Einigkeit sollte nicht lange dauern, sie war nur eine Kriegslist der schlauen Offiziere, welche fürchteten, daß das Bataillon aufgerieben werden könute, da es ihm an Munition fehlte; sobald sie neue Zufuhr erhielten, zogen sie sich zurück und begannen nun den Kampf auf's Neue! —

Es war mittlerweile längst Nacht geworden, und einen wunderbaren Anblick boten die Straßen der Residenz in jener Nacht dar, so hell, so festlich erleuchtet waren alle Fenster. Man hätte glauben sollen, man befände sich an einem Orte des Jubels und der Freude, nicht aber in einer Stadt, welche

durch die blutige Geißel des Bürgerkrieges verheert wird, so herrlich strahlten alle Fenster von glänzenden Lichtern, so lange eine Straße noch von den Bürgern besetzt war, so lange der Kampf noch in derselben wüthete. Man wollte Helligkeit in den Straßen haben. Die vermittelst Fackeln angesteckten Gaslaternen genügten zu diesem Zwecke nicht, das Volk hatte deshalb seinen gebieterischen Willen kundgegeben, daß illuminirt werden müsse, und Niemand wagte es, diesem Machtwort zu widerstehen.

Alle Fenster waren mit Lichtern besetzt; aber augenblicklich verloschen dieselben, sobald die Truppen eindrangen in eine Straße; dann wurden plötzlich alle Fenster zum Zeichen der Trauer wieder dunkel.

Berlin glich an jenem denkwürdigen Abende wirklich einer belagerten Festung. Es machte einen merkwürdigen Eindruck, diese tapferen Blousenmänner zu sehen mit ihren ausdrucksvollen, charakteristischen Gesichtern, wie sie thätig waren hinter den Barrikaden, wie sie dort saßen um ein Wachtfeuer, welches man auf der Mitte des Dammes von großen Holzkloben angezündet hatte, wie andere fleißig Kugeln gossen oder Wasser siedend machten, um mit diesem die heranrückenden Truppen zu empfangen.

Wüste, wirre Gerüchte wurden während der ganzen Nacht in Berlin verbreitet, Gerüchte, welche theils das Volk zur Freude, zum Muth, zur Ausdauer anregen, theils es erschrecken und einschüchtern sollten. Im Nordosten sah man gegen elf Uhr plötzlich eine großartige Feuersäule am Horizonte aufsteigen. Nach der Richtung zu urtheilen, mußte das Feuer vom südlichen Theile der Stadt ausgesehen, wohl in der Louisenstadt oder in der Gegend des Neuen oder Oranien-

burger Thore sein. Die Communikation zwischen beiden Stadtvierteln war völlig abgebrochen, denn der Strich zwischen den Linden und der Leipziger Straße war von den Königlichen Truppen eingenommen. Man durfte daher nicht wagen, ihn zu passiren.

Die verschiedenartigsten Gerüchte cursirten natürlich über den Grund des Feuers. Endlich bekam man die sehr bestimmte Nachricht: daß die Kaserne des zweiten Garde-Regiments in der Karlstraße, sowie auch die am Thierarzneischulplatz, von den siegreich vorgedrungenen Bewohnern der dortigen Gegend angesteckt worden sei.*) Es verbreitete sich ferner das Gerücht, es sei ein großer Theil der Truppen zum Volke übergegangen. Solche Nachrichten erregten überall Jubel und Freude, und wenn es auch hieß, der Prinz von Preußen habe neue Regimenter vor den Thoren zusammengezogen und beabsichtige ganz Berlin in Grund und Boden zu schießen, so schüchterte dies doch nur Wenige ein, denn die Kämpfer waren alle in einer solchen Aufregung, daß ihnen jeder neue Kampf willkommen erschien.

Das Gefecht war unterdessen in allen Stadtvierteln Berlins mit gleichem Eifer fortgesetzt worden. In der großen Frankfurter Straße hatte man sich heldenmüthig geschlagen, um die neu einrückenden Frankfurter Truppen nicht in die Stadt dringen zu lassen.

Nachdem die Frankfurter Thorwache bereits am Nach-

*) Erst am andern Morgen brachten wir in Erfahrung, daß dies Feuer die Königl. Eisengießerei und die Artillerieschuppen vor dem Oranienburger Thore verzehrt habe, und daß es vom Volk angelegt sei, um durch dieses Signal die Bewohner der umliegenden Dörfer zur Hülfe zu rufen.

mittage genommen und vom Volke besetzt worden war, hatte dieses die Thore stark verrammelt; aber durch Verrath (man bezeichnet einen Polizeikommissarius als Verräther, vermag dies jedoch nicht zu beweisen) war ein Nebenpförtchen des Thores geöffnet und dadurch der Eingang für die Truppen möglich gemacht worden.

Erst nach heftigen Kämpfen gelang es indessen den Truppen durch die Frankfurter und Kaiser Straße nach dem Alexanderplatz zu kommen.

In der Königsstraße hatte man viele und treffliche Barrikaden errichtet. Durch heftiges Kartätschenfeuer war die Königsstraße allerdings geräumt worden und die Truppen hatten bis zum Alexanderplatz vordringen können, aber nicht über diesen hinaus, denn in der neuen Königsstraße erhob sich eine völlig unüberwindliche Barrikade. Einige tapfere Schützen der Berliner Schützengilde, welche in jener Nacht sich an so vielen Orten der Stadt unvergängliche Lorbeeren erkämpft haben, hatten sich hinter diese Barrikade gelegt und vertheidigten sie mit einem glänzenden Muthe, mit einer unerschütterlichen Ausdauer. Man hatte aus dem Berliner Schützenhause die Kanonen der Schützengilde geholt und sie an diesem Punkte aufgepflanzt, welcher vielleicht einer der wichtigsten der ganzen Stadt war, weil er die Communikation der am Schlosse und in der Königsstraße befindlichen Truppen mit den noch unter den Frankfurter Linden stehenden unterbrach. Diesen Punkt zu halten, war daher die schwierige Aufgabe der Besatzung; aber sie hat dieselbe auf das Glänzendste gelöst.

Angriff nach Angriff geschah von Seiten der Truppen auf diese Barrikade, aber fortwährend wurde das Militair

zurückgeschlagen. Eine Schaubude auf dem Alexanderplatz diente den zurückgetriebenen Soldaten als willkommener Schutz, wenn sie sich sammeln wollten; die Bürger beschlossen daher, die Schaubude anzuzünden, um den Platz vor sich frei zu erhalten. Dies geschah auch. Der Alexanderplatz bot nun ein freies Feld zwischen den in der Königsstraße liegenden Truppen, welche sich an der Königsbrücke ebenfalls eine Schanze von Mehlsäcken gemacht hatten, und den hinter der Barrikade verschanzten Bürgern dar.

Das Extrablatt der Freude von der Vossischen Zeitung ausgegeben, erzählt uns einen schönen Zug gegenseitigen Edelmuths zwischen den Bürgern und Soldaten, der an dieser Barrikade vorgekommen sein soll und den wir hier aufzunehmen, uns nicht enthalten können.

Ein Bürger, der sich zu weit vorgewagt hatte, stürzte von einer Kugel getroffen nieder und fiel über die Barrikade hinweg nach der Seite der Truppen zu. Da sprang mitten im Kugelregen einer der Bürger auf die Barrikade hinauf; mit einem Tuch in der Hand, rief er den Soldaten zu: „Haltet ein, einen Augenblick, bis wir die Leiche unseres gefallenen Bruders gerettet haben. Haltet Ihr nicht, so hauen wir Euch in Stücken." Wirklich hielt das Feuern einen Augenblick ein, die Leiche wurde von den Bürgern geholt, und dann wüthete der Kampf weiter.

Der Kampf dauerte bei dieser Barrikade auch mit am längsten in der ganzen Stadt. Erst um 11 Uhr Morgens, als schon ganz Berlin in Frieden, als schon überall das Resultat unserer Revolution bekannt war, als schon alle Bürger im Freudentaumel schwelgten, zogen die Truppen vom Alexanderplatz fort, nachdem der General von Möllendorf

vorher von der Bürgerschaft gefangen genommen war. Man hatte ihn ins Schützenhaus geführt und ihn dort gezwungen, einen Befehl an die ihm untergebenen Truppen zu unterzeichnen, daß der Kampf sofort eingestellt und der Alexanderplatz geräumt werde.

Noch in einer andern Gegend der Stadt, in der Lindenstraße, dauerte der Kampf bis etwa 10 Uhr Morgens. Am Abend gegen 9 Uhr hatte ein junger Arbeiter, wie man hört ein Hallenser Namens Hesse, den Plan angeregt, das Landwehrzeughaus zu stürmen und die in diesem befindlichen Waffen zu erobern.

Mit Jubel wurde der Vorschlag von den Versammelten aufgenommen. Man schritt zur Ausführung, fand aber einen Widerstand, auf den man vorher nicht gerechnet hatte. Eine Anzahl Militairs, die Büchsenschützen des Garde-Kuirassier-Regiments, hatten sich in die Fenster postirt und wohl verschanzt. Von hier aus schossen sie auf die Angreifenden, mit jedem Schusse einen Bürger niederstreckend.

Das Blutvergießen war fürchterlich, aber der Muth der tapfern Bürger wurde durch den heftigen Widerstand nicht gebrochen, sondern nur mehr angefacht. Immer auf's Neue rückte man unter dem heftigsten Kugelregen gegen das Gebäude vor, immer auf's Neue wurde man mit Hinterlassung von Todten oder Verwundeten zurückgeschlagen. Da wurde endlich beschlossen, zum äußersten Mittel, zum Feuer die Zuflucht zu nehmen, das Landwehrzeughaus anzuzünden.

Schon hatte das Volk Brennmaterial, Stroh u. s. w. herbeigeschafft, schon fürchteten die Bewohner der umliegenden Häuser, in jedem Augenblick die Feuersäule sich über dem Zeughaus erheben zu sehen, schon hatte man gerechten Grund zu

der Besorgniß, daß eine weit um sich greifende Feuersbrunst entstehen könne, da ließen sich die Angreifenden von mehreren Bürgern bereden, von ihrem Vorhaben abzustehen, um nicht die Umgebung des Zeughauses und die ganze Stadt zu gefährden.

Mittlerweile war die Barrikade an der Taubenstraße, von deren tapferer Vertheidigung wir dem Leser bereits erzählt haben, da sie nicht mehr haltbar war, geräumt worden, und mehrere von den Schützen hatten sich nach der Jerusalemer- und Lindenstraße zurückgezogen; sie hörten kaum von dem Sturme, der das Landwehrzeughaus bedrohte, als sie sich demselben anschlossen und durch tüchtige, wohlgezielte Schüsse mehrere Fenster demontirten. —

Im Ganzen dauerte der mörderische Kampf vor diesem Gebäude etwas über 10 Stunden, manches Opfer von beiden Seiten fordernd. Erst am Morgen zersprengte das Volk die Thüren und vertheilte nun die eroberten Waffen unter sich.

Die Gewehre waren allerdings für den Augenblick nicht brauchbar, indem die Pistons an ihnen fehlten; aber augenblicklich machten sich die Schlosser und Schmiede an die Arbeit und binnen wenigen Stunden war eine große Anzahl Gewehre in schußfähigem Zustande.

Während dieser ganzen Zeit hatte der junge Arbeiter, der die Masse anführte, unaufhörlich gearbeitet. Er hatte keine Gefahr gescheut, fortwährend war er thätig gewesen. Trotz des Kugelregens, in dem er sich fortwährend befand, war er doch unverwundet geblieben, fast schien es, als wäre er hieb- und schußfest. Sein Beispiel, sein Zureden, sein nicht zu zerstörender Frohsinn und Muth, hatte immer neue Frei-

willige zu dem gefahrvollen Sturme herangelockt, und er ist es daher eigentlich, der das Landwehrzeughaus erstürmt hat.*)

So tobte der Kampf die Nacht hindurch in allen Theilen der Stadt und überall wurde er mit gleichem kühnen Muth von beiden Seiten geführt, wir könnten noch unzählige Thatsachen aufführen, welche als Beweis für diesen Ausspruch gelten dürfen; aber der beschränkte Raum erlaubt es uns nicht.

Vergeblich versuchte es das Militair, über die wenigen Theile fortzudringen, welche es inne hatte. Ueberall wurde es durch Barrikaden aufgehalten, die zu erstürmen den ermüdeten und ausgehungerten Soldaten völlig unmöglich war; die Bürger aber blieben frisch und kräftig hinter ihren Schanzen, denn Speise und Trank flossen ihnen im reichlichsten Maaße zu, und waren sie erschöpft, dann traten andere an ihre Stelle, die durch ein Stündchen Ruhe sich gestärkt hatten.

Ehe wir die Erzählung der Ereignisse dieser Nacht beschließen, fühlen wir uns vor allen Dingen verpflichtet, hier ein Zeugniß abzulegen über die Bemühungen, denen sich am Abend des 18. sechs Ehrenmänner unterzogen, um den Frieden Berlins wieder herzustellen.

Am Sonnabend Abend begab sich eine Deputation, aus den Herren Dr. Gumbinner, Lademann, Ring, Dr. Löwe und Remin bestehend, zum Bischof Neander. Furchtlos waren sie durch die wildaufgeregten kampffertigen Haufen gedrungen, ohne die Gefahr zu scheuen.

Die Deputation forderte den Bischof Neander auf, sich ihr anzuschließen und mit ihr vereint den König zu dem Be-

*) Wie wunderbar die Menschen sich in wenigen Monaten ändern können, davon giebt Gustav Hesse ein merkwürdiges Beispiel, — der Zeughausstürmer und Barrikadenheld ist nämlich Konstabler geworden. —

fehl zu veranlassen, das Militair zurückzuziehen, wodurch allein dem Blutbad ein Ende gemacht werden konnte.

Die Aufforderung an den Bischof war keine vergebliche. In vollem Priesterornate stellte er sich an die Spitze der Deputation und zog mit dieser, entblößten Haupts, nach dem Schloß, um das schöne Friedenswerk wenigstens zu versuchen.

Die Menge machte den Vorübergehenden eifrig Platz, sie rief ihnen Beifall zu, und erwartete mit Ungeduld den Erfolg, welchen die Bitten der braven Männer haben würden.

Nur mit Schwierigkeit gelang es der Deputation durch die vor dem Schlosse aufgestellten Truppenmassen zu dringen, um sich Zutritt beim König zu verschaffen. Endlich zur Audienz beim König gelassen, sprachen die Deputirten offen ihre Ansicht über den Zustand der Stadt aus. Der König soll geantwortet haben, daß er nur dann die Truppen zurückziehen könne, wenn das Volk zuerst die Barrikaden aufgegeben habe; an das Fenster tretend und nach der Königsstraße zeigend, soll er geäußert haben: „Sehen Sie, diese Straße gehört mir!" Uebrigens versprach er gern Alles zu gewähren; aber nur der Bitte, nicht der Gewalt.

Solche Antwort war freilich nicht geeignet, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und neuem Schlachten vorzubeugen. Mit Worten läßt sich ein Volk, welches, die Waffen in der Hand, seine heiligsten Rechte erkämpfen will, nicht abspeisen. Es giebt nicht errungene Vortheile für leere Versprechungen hin! Mit Hohn wurden daher die Friedensstifter zurückgewiesen, als sie den Barrikadenmännern den Vorschlag machten, die Schanzen zu zerstören, durch welche sie allein vor plötzlichen Ueberfällen des Militairs geschützt waren.

Das Militair wurde nicht zurückgezogen, und die furchtbaren Ereignisse jener Nacht, welche wir bereits erzählt haben, waren die Folge davon.

3.

Es war ein wunderschöner, herrlicher Frühlingsmorgen. So freundlich hatte die Sonne lange nicht geschienen, als am Morgen des 19. März, wo ihre heiteren Strahlen die blutgerötheten Straßen Berlins erleuchteten.

Als der Tag anbrach, war eine momentane Stille im Kampfe eingetreten, die Geschütze schwiegen und nur hier und dort knallte noch ein Schuß. Die Kämpfer hatten eine Art stillschweigenden Waffenstillstands geschlossen, hervorgegangen aus beiderseitiger Ermattung. Man bedurfte eines Augenblicks der Ruhe nach einer solchen Nacht der furchtbarsten Aufregung, des fortwährenden Kampfes.

Die Bürger ließen indessen diese Zeit nicht unbenutzt vorübergehen. Ueberall bereiteten sie sich auf's Neue zum Kampfe vor, verstärkten ihre Barrikaden und suchten sich mehr Munition und Waffen zu verschaffen. Auch sie waren allerdings vom Kampfe angegriffen; viel mehr aber waren es die Soldaten, denn diese befanden sich nun schon seit mehr als zwölf Stunden unter den Waffen, ohne einen Augenblick der Ruhe gehabt, ohne eine Erfrischung genossen zu haben.

Die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde. Schon wankte der preußische Königsthron, schon war er in seinen Grundfesten erschüttert, noch wenige Stunden des Kampfes, und er wäre wahrscheinlich in sich selbst zusammengestürzt!

Schon am Morgen konnte der Ausgang des Kampfes keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein. Man hat allerdings vielfach den Berliner Bürgern den Sieg abstreiten wollen, weil die Soldaten einige Barrikaden genommen, einige Straßen geräumt hatten; aber eine solche Behauptung ist in der

That lächerlich. Was hatte es zu sagen, wenn einige Straßen in dem Besitz der ermatteten, halb verhungerten Truppen waren, während die ganze übrige Stadt von den kräftigen, kampfglühenden Bürgern besetzt war, die sich mit jedem Augenblick besser bewaffneten und organisirten, die an vielen Stellen schon die Vertheidigung aufgaben, um anzugreifen. Jeder gefallene Soldat war ein Kämpfer weniger für den absoluten König, jeder gefallene Bürger rief neue Streiter hervor, welche ihre hingeopferten Freunde, ihre Verwandten rächen wollten, neue, kräftige, kühne Kämpfer, welche mit frischem Muth in die Schlacht zogen.

Hätte der Kampf noch wenige Stunden länger gedauert, dann wären die Folgen des 18. März furchtbar, gar nicht zu berechnen gewesen!

Am Morgen des 19. März begab sich eine Deputation von 12 hiesigen angesehenen Einwohnern unter der schützenden weißen Parlamentairsflagge nach dem Schloß. Die Deputirten forderten eine Audienz beim Könige, welche ihnen sofort bewilligt wurde, und sie stellten nun dem Könige mit ernsten, eindringlichen Worten vor, daß die Bürgerschaft Berlins nur dann zu bewegen sein würde, den Kampf aufzugeben, die Barrikaden abzureißen und die Ruhe wieder herzustellen, wenn ihnen alle die früher kundgegebenen Wünsche des Landes gewährt, wenn die Truppen sofort zurückgezogen, und alle wegen politischer Vergehen Verhafteten freigegeben würden.

Der König sprach sehr freundlich mit den Deputirten. Er drückte seinen tiefsten Schmerz über das Geschehene aus und versprach endlich nach einer langen Berathung, daß die Wünsche der Berliner Bürgerschaft erfüllt werden sollten, na-

mentlich solle sofort eine Volksbewaffnung eingerichtet und eine Veränderung im Ministerium getroffen werden.

Es hatte während dieser Zeit der Kampf in den meisten Gegenden der Stadt, mit Ausnahme der Königsstadt, der Lindenstraße und einiger anderen Straßen schon nachgelassen. Der Frieden war allerdings noch nicht hergestellt, und Bürger und Soldaten betrachteten sich noch immer mit feindseligen Blicken, aber eine Art Waffenstillstand war eingetreten.

Schon gingen wieder viele unbewaffnete Leute durch die Straßen, um den Schauplatz der Kämpfe in der vergangenen Nacht zu betrachten, und das Militair ließ sie ungehindert ziehen; denn die Barrikaden standen noch fest und waren noch immer mit kampfesmuthigen, jetzt meist wohlbewaffneten Männern besetzt. —

Die Straßen Berlins boten an jenem Morgen einen wunderbar schrecklichen Ablick dar; eines ähnlichen mochten sich wohl die ältesten Leute nicht erinnern, denn die Revolution vom 18. ist ein Ereigniß, unerhört in der Geschichte Berlins.

Die Residenz glich einem Schlachtfelde, welches noch von den im Waffenstillstand befindlichen Truppen behauptet wird. Hier sah man die kräftigen, rüstigen Barrikadenmänner hinter ihren Schanzen stehen, oder auf denselben neben der schwarz-roth-goldenen Fahne sitzen, jeden Augenblick bereit, den Kampf auf's Neue zu beginnen; dort lagen, nicht fern von ihnen in einer andern Straße, die Militairs, ermattet, erschöpft von dem Kampfe der furchtbaren Nacht. Sie hatten sich auf dem Steinpflaster gelagert und aneinander gelehnt, um einen Augenblick der Ruhe zu genießen, vielleicht nur einen kurzen Augenblick, denn in jeder Minute konnte ja der Kampf wieder beginnen.

Die Straßen selbst waren geröthet von Blut; hier und dort, besonders an den Barrikaden und an einzelnen Häusern, standen förmliche Blutlachen, selbst die Rinnen führten in manchen Straßen Blutströme mit sich, wo gerade der Kampf am heftigsten gewesen war.

Die furchtbar entstellten Leichen der Bürger lagen noch auf dem Pflaster. Jetzt erst, in dieser Zeit des Waffenstillstands, wurden sie auf schnell bereitete Tragbahren gelegt und fortgeschafft. Dort saß wohl auch ein Verwundeter, der erschöpft von dem Blutverlust der unverbundenen Wunden, kaum noch den Ort herzustammeln vermochte, wohin man ihn bringen sollte; aber der Verwundeten waren nur wenige, denn die Soldaten hatten meistens schon dafür gesorgt, daß man nur Leichen finde. Todte oder verwundete Militairs bemerkte man nicht, denn die Truppen hatten ihre Gefallenen immer gleich mit sich fortgeführt. —

Unter den Linden wogte während dieser Zeit schon eine große Menge neugieriger Menschen auf und nieder, denen man aber meistens auf den bleichen hohläugigen Gesichtern die Schrecken der vergangenen Nacht deutlich ansah. Viele unter ihnen hatten die Nacht tapfer hinter den Barrikaden gekämpft und waren bereit, es in jedem Augenblicke wieder zu thun. Sie zogen jetzt nur Erkundigungen ein über den Zustand anderer Stadtgegenden.

An den öffentlichen Gebäuden standen kleine Haufen von sechs, acht bis zwölf Menschen, welche eine eben erschienene, dort angeschlagene Proklamation des Königs lasen, eine Proklamation, welche die tapferen Kämpfer der Barrikaden mit dem tiefsten Unwillen, mit wahrer Entrüstung erfüllte.

Es lautete diese Proklamation folgendermaßen:

An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufungspatent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten deutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Haufen Ruhestörer aufrührerische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße, als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis ins Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Cavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden und zwei Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob! ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte Bösewichter, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergossenes Blut erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse von der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen meiner Truppen war die nothwendige Folge davon. An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuester Freund beschwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig ist, den unseligen Irrthum!

kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des ächten alten Berliner Geistes mit Worten, wie sie sich Eurem König gegenüber geziemen, und Ich gebe Euch mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militairische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger Anderen und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins und vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen, um der großen Zukunft Willen, die unter dem Friedenssegen Gottes, für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen.

Geschrieben in der Nacht vom 18. — 19. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Es läßt sich in der That nach einer Nacht, wie die vom 18. zum 19. kaum eine Proklamation denken, die weniger geeignet sein konnte, Vertrauen zu erwecken und die Ruhe wiederherzustellen, als gerade die: „An meine lieben Berliner!“

Der König mußte auf eine merkwürdige Weise getäuscht worden sein, sonst hätten so offenbare Unwahrheiten unmöglich in einer seiner Proklamationen Platz finden können. Tausende haben es ja gesehen, wie die Cavallerie mit blanker Waffe, nicht mit eingesteckter, den Schloßplatz am Mittage vorher gesäubert hatte, und alle diese achtungswerthen, zum angesehensten Bürgerstande gehörigen Männer wußten, daß nicht

eine Rotte von Bösewichtern „Verrath" und „Zu den Waffen" rufend durch die Straßen geeilt sei, denn sie selbst hatten es gethan. Der Nachsatz endlich, „das siegreiche Vorrücken meiner Truppen war die nothwendige Folge davon," mußte die Männer kränken und erbittern, welche eben aus dem heftigen Kampfe kommend, wohl fühlten, daß der Sieg in ihrer Hand sei, daß es in ihrer Macht läge, diese sogenannten siegreichen Truppen vollends zu vernichten.

„Man will uns vergeben!? Wir sollen die Barrikaden wegräumen!" so tönten einzelne Stimmen aus dem aufgebrachten Volke, „nimmermehr, wir wollen keine Versprechungen mehr, wir wollen Thaten!"

Solche und ähnliche Reden hörte man überall, wo die Proklamation angeschlagen war, und an vielen Orten wurde sie herab und in Stücke gerissen; Beruhigung aber brachte sie nirgends, denn Unwahrheiten können kein Vertrauen erwecken.

Endlich bekamen die Truppen in Folge dringender, dem Könige gemachter Vorstellungen den Befehl, sich zurückzuziehen. Sie thaten es, indem sie theils mit Choralmusik, theils aber auch mit klingendem Spiel, unter dem Jubel und Jauchzen des Volkes, unter dem Winken von zahllosen weißen Tüchern abmarschirten. Die Bürgerbewaffnung war genehmigt und wurde sogleich ins Werk gesetzt.

Zahllose Menschenmassen drängten sich jetzt dem Schlosse und den Linden zu, denn hier am Mittelpunkte der Stadt erfuhr man am besten, was sich in der vergangenen Nacht überall in allen Stadtvierteln zugetragen hatte.

So kam auch ein großer Menschenschwarm vom Alexan-

derplatz her die Königsstraße entlang, welchem hier Herr Krausnick, der Oberbürgermeister von Berlin, begegnete.

Wie wir schon früher erwähnten, hatte Herr Krausnick längst das Vertrauen der Bürgerschaft verloren und es war daher nicht zu verwundern, daß die noch vom wilden Kampfe aufgeregte Menge, als sie den Oberbürgermeister sah, diesen umringte und von ihm mit vielleicht etwas unsanften Demonstrationen forderte: „Er solle sogleich abdanken!" Der Oberbürgermeister wünschte möglichst wenig mit den aufgebrachten Leuten in Berührung zu bleiben und zog sich deshalb in ein Haus zurück, wohin ihm aber mehrere Männer, als Deputirte des Volkes, folgten, welche ihm die unangenehme Eröffnung zu machen hatten, daß die Bevölkerung von Berlin nicht mehr das nöthige Vertrauen zu ihm habe, daß man seinen unzeitgemäßen Ansichten und Maßregeln einen großen Theil der Schuld an dem Blutvergießen der vergangenen Nacht zuschreibe, und daß daher die sofortige Erklärung seiner Abdankung vom Volke verlangt werde. —

Herr Krausnick versuchte es nun, von einem der Fenster aus eine Rede an die versammelte Menge zu halten, welche aber durch den fortwährenden Ruf: „Abdanken! Abdanken!" oft unterbrochen wurde, und endlich mußte Herr Krausnick es sich gefallen lassen, unter dem Schutze, oder wenigstens unter der Eskorte mehrerer Männer nach dem Schlosse geführt zu werden, wo er dem gebieterischen Volkswillen nach sofort seine Abdankung fordern sollte.

Auch von anderen Seiten hatten sich während dieser Zeit viele Menschen nach dem Schloßplatze gedrängt, vielleicht angezogen durch ein furchtbares Schauspiel, welches sich dort entwickelte.

Aus den verschiedenen Gegenden der Stadt her kamen, wie auf eine gemeinsame Verabredung, mit langsamen feierlichen Schritten Züge von Männern, welche auf ihren Schultern, auf Bahren, die Leichen der im Kampfe der vergangenen Nacht ruhmvoll Gefallenen trugen. Die Leichen waren mit Kränzen und Blumen geschmückt und ihre tödtlichen Wunden offen gelegt. Es war ein gräßlicher Anblick!

Tausende von Menschen begleiteten mit unbedecktem Haupte die Trauerzüge, und alle wendeten sich nach dem Schloß. Einer dieser Züge hielt vor dem Balkon des Königs, man wollte, daß dieser die Opfer der vergangenen Nacht selbst sehe, und ein stürmischer Ruf: „der König soll erscheinen," wurde unter dem versammelten Volke laut.

Die Herren Graf Arnim und Graf Schwerin traten endlich durch den Lärm veranlaßt auf den Balkon. Sie wollten das Volk beruhigen, versöhnen, aber vergeblich. Der Ruf: „der König soll kommen," ertönte unaufhörlich und wurde mit jedem Augenblicke lauter und gebieterischer.

Endlich folgte der König der Aufforderung seines Volkes, er trat Arm in Arm mit der Königin auf den Balkon und begrüßte die Versammelten. Sein Gesicht war bleich, seine Züge matt von den Anstrengungen der vergangenen Nacht. Auch die Königin sah sehr leidend aus. Schmerzlich bewegt, bebte sie zurück bei dem gräßlichen Anblick der blutigen Leichen.

Der König wollte zu dem Volke sprechen, aber vergeblich, man ließ ihn nicht zu Worte kommen, denn die furchtbare Aufregung der Menge machte sich fortwährend in wilden Ausrufungen Luft; welcher Art dieselben waren, geht aus der Aeußerung eines schlichten Arbeitsmannes hervor, der zu sei-

nem Nachbar gewendet sagte: „Ich hatte in der Nacht einen schlimmen Posten, aber den dort oben im Schloß hätte ich doch um alles Gold der Welt nicht haben mögen! — Er hatte wohl nicht Unrecht! — Nach mehreren vergeblichen Versuchen zu sprechen grüßte der König und zog sich in seine Zimmer zurück. Jetzt versuchte es der Graf v. Arnim, einige Worte an das Volk zu richten, und diesem gelang es auch in der That, sich wenigstens einigermaßen verständlich zu machen, wenn er auch mehrmals in seiner Rede unterbrochen wurde. Er benachrichtigte das Volk, daß ein neues Ministerium gebildet werde, und bat, daß die Bürger Berlins selbst in dieser schwerbedrängten Zeit zur Wiederherstellung der Ordnung beitragen möchten.

Rufe der verschiedensten Art wurden während und nach dieser Rede laut; aber nur der nach Waffen und das Verlangen, daß der Prinz von Preußen dem Throne entsagen solle, wurden aus dem wirren Geschrei herausgehört.

Der Graf v. Arnim konnte hierauf nichts erwidern und zog sich daher in das Schloß zurück.

Auch der Graf v. Schwerin sprach zu dem Volke und mit mehr Beifall, denn der Ruf: „Schwerin lebe hoch!" erhob sich mehrere Male und wurde mit Jauchzen aufgenommen. Er verkündete, daß eben ein neues Ministerium gebildet werde, zu dem auch er gehöre; er versicherte, daß er nach Kräften die Rechte des Volkes wahrnehmen werde, daß er dagegen aber auch erwarte, die Bürger Berlins würden selbst zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung beitragen. Damit dies mit Erfolg geschehen könne, solle eine Bürgerbewaffnung unverzüglich stattfinden und der allgemein beliebte Polizei-Präsident v. Minutoli an die Spitze derselben treten.

Während dies vor dem Schlosse geschah, hatten sich auch unter den Linden und in der Königsstraße große Mengen Volkes versammelt, welche an zwei Männern die Volksjustiz vollstreckten, denen man einen schändlichen Verrath an der Sache der Freiheit Schuld gab. Unter den Linden wohnt unweit der Friedrichsstraße der Handschuhmacher Wernicke. Dieser hatte am Sonnabend Abend drei Polen, welche unter das kämpfende Volk Geld vertheilt hatten, dem Militair verrathen und dadurch deren Gefangennahme und Abführung nach Spandau veranlaßt.

Durch wen das Volk von dieser nichtswürdigen Handlung benachrichtigt worden, wissen wir nicht. Nur soviel können wir sagen, daß das Gerücht von derselben sich wie ein Lauffeuer verbreitete, und mit einer wunderbaren, Blitz ähnlichen Schnelligkeit allgemein bekannt wurde.

Ein großer Volkshaufen, unter dem man auch viele anständige, ja vornehm gekleidete Männer bemerkte, versammelte sich vor der Thür des Herrn Wernicke, und beschloß, durch einen Akt der Volksjustiz den Verrath desselben auf der Stelle zu bestrafen.

Der Laden wurde erbrochen, und Alles, was sich in demselben befand, theils demolirt, theils auf die Straße geschleppt. Die sämmtlichen Handschuhe, welche sich daselbst befanden, wurden in kleine Stücke zerrissen, und überhaupt Alles, was irgend Werth hatte, vernichtet. Eine wunderbare Ordnung zeigte sich bei diesem ganzen Vorfalle. Wenn man auch zerstörte, so war man doch weit davon entfernt, irgend etwas zu nehmen, ja man bestrafte einen Knaben, der einen fast werthlosen Lederlappen zu sich stecken wollte, auf der Stelle durch tüchtige Prügel. „Wir sind keine Diebe!“ so

rief dem Jungen ein Arbeitsmann zu, indem er denselben derb züchtigte, und das war auch in der That die Meinung Aller. Man wollte strafen, nicht rauben! An die Thür des Ladens schrieb man nach vollbrachter Strafe mit Kreide die Worte: „So straft man einen Verräther!"

Nachdem man auf diese Weise die sämmtlichen Mobilien und Waarenvorräthe des Verräthers der Vernichtung preisgegeben hatte, zog der Volkshaufen weiter dem Palaste des Prinzen von Preußen zu. Auch die Wohnung dieses Prinzen, dem das Volk, ob mit Recht oder Unrecht wollen wir unentschieden lassen, die größte Schuld an dem Blutbade der vergangenen Nacht zuschrieb, wollte man demoliren. „Kein Stein soll auf dem andern bleiben!" so rief manche wilde Stimme.

Zwei Bürger standen vor dem Palais, um dasselbe zu beschützen. Man forderte dieselben auf, diesen Posten zu verlassen, da derselbe kein Ehrenposten für einen Berliner Bürger sei, und wollte dann die Zerstörung beginnen, als eine laute Stimme, alles Geschrei übertönend, aus dem Volkshaufen laut wurde: „Schont das Nationaleigenthum, das Palais des Prinzen von Preußen wird hiermit zum Nationaleigenthum erklärt!" Ein ungeheurer Jubel erhob sich unter dem Volke, der immer lauter wurde, als auf den Balkon ein Redner trat, der eine große schwarz-roth-goldene Fahne in der Hand hielt und sie schwenkte, dann aber mit wenigen ergreifenden Worten zur Ruhe mahnte, so lange die für die Freiheit gefallenen Helden noch nicht bestattet seien. Man brachte einige große Inschriften: „Volkseigenthum," „Nationalgut" und zweimal „Eigenthum der ganzen Nation" an dem Gebäude an und dann zerstreute sich die Menge ruhig.

In der Königsstraße fand ein ähnlicher Akt der Volksjustiz, wie bei dem Handschuhmacher Wernicke statt.

Der Major a. D. von Preuß sollte in der Nacht vom 18. zum 19. mehrere junge Leute, wie man sagt Studenten, unter dem Vorgeben in seine Wohnung gelockt haben, daß sie von den Fenstern derselben mit größerer Sicherheit auf das Militair schießen könnten; dann aber habe er sich, so erzählt man, in Uniform geworfen, habe Soldaten geholt, und diesen befohlen, die jungen Leute zu erschießen.

Eine so furchtbare Anklage mußte die Wuth des Volkes im höchsten Maße erregen, und daß von einer Untersuchung, ob die Anklage begründet sei oder nicht, bei einer Volksaufregung wie die damals herrschende, natürlich gar nicht die Rede sein konnte, versteht sich wohl von selbst.

Auch vor der Wohnung des Major von Preuß versammelte sich ein Volkshaufen. Man erbrach die Thür und brachte Alles, was sich irgend von Werth vorfand, auf die Straße. Die kostbarsten Meubel, herrliche Spiegel u. dergl. m. wurden aus den Fenstern geworfen.

Mitten auf dem Damme hatte man ein Feuer angezündet, welches von den Meubeln, die man aus dem Hause brachte, genährt wurde, und in dieses warf man alles irgend Werthvolle; kostbare Gemälde, silberne Leuchter, ganze Packete von Papiergeld und werthvollen Scheinen wurden in die Flammen geworfen und ohne Gnade vernichtet; Niemand aber nahm auch nur eine Kleinigkeit an sich, Niemand wollte sich mit dem Gute des vermeintlichen Verräthers besudeln. Wie man später allgemein gehört hat, ist dem Major von Preuß ein schweres, bitteres Unrecht geschehen. Er soll an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen ganz unschuldig sein, und sich

sogar in jener Nacht höchst edel benommen haben; indem er mehrere junge Leute, welche sich in seine Wohnung geflüchtet hatten, vor den Nachforschungen der Soldaten und dadurch vor einem fast gewissen Tode schützte.

Es liegt auf dieser ganzen Sache ein Dunkel, welches auch bis zu diesem Augenblick noch nicht aufgeklärt ist.

Unter solchen unruhigen Auftritten verging der Sonntag Vormittag, am Nachmittage schon las man an den Straßen-Ecken eine Proclamation des Königs, welche die Ernennung eines Ministeriums Arnim mit Zuziehung des Grafen Schwerin für die geistlichen Angelegenheiten und des frühern Landtags-Abgeordneten Auerswald für das Innere anzeigte.

Die Berliner waren am 19. März noch sehr genügsam, sie freuten sich über diesen Ministerwechsel, und vergaßen ganz und gar, daß der Graf Arnim einer der Hauptträger der Aristokratie und des Absolutismus gewesen war, daß auch die Herren Schwerin und Auerswald keinen andern Ruf, als den eines sehr gemäßigten Freisinns auf dem alten Landtag für sich hatten, gar bald sollten jedoch die guten Berliner sich davon überzeugen, daß die Liberalen des Landtags nicht mehr die Männer der Freiheit waren, daß der Geist des Jahres 1848 sie weit überflügelt hatte.

Auch die Bewilligung einer Bürgerbewaffnung, deren Kosten der Staat übernahm, wurde gegen Abend durch Straßenanschlag bekannt gemacht und erregte die allgemeinste Freude. Das Volk bedachte nicht, daß die einseitige Bewaffnung der Bürger, den unbewaffneten Arbeitern gegenüber, nichts Anderes war, als eine Fortsetzung des undemokratischen Kastengeistes, welcher bisher im Staate geherrscht hatte, und der Grund der meisten Uebelstände gewesen war. Diese Trennung des Bür-

gers vom Arbeiter mußte wiederum zwei feindlich sich gegenüberstehende Partheien erzeugen und dadurch die Veranlassung zu den blutigen Konflikten geben, welche wir später zu erzählen haben werden.

Das aber bedachte man am 19. März nicht, das Volk von Berlin war so voll von Jubel und Freude über seine gelungene Revolution, daß es eben durch diesen Freudenrausch die Früchte derselben verscherzte und der Regierung die Zeit ließ, neue Kräfte zu sammeln, um ihre Reaktionspläne auszuführen. —

Die Bürger-Bewaffnung war schon am Sonntag gegen Mittag zur Ausführung gekommen.

Das Zeughaus war geöffnet worden, und der Graf Arnim, so wie der Graf Schwerin, hatten sich selbst äußerst thätig bei der Vertheilung von Gewehren an die Bürger gezeigt. Schon Nachmittags um fünf Uhr hatte man die hohe Freude, das Schloß von bewaffneten Bürgern besetzt und bewacht zu sehen.

Es war ein eigenthümliches Schauspiel, wie man es bisher in Berlin noch nie gehabt hatte, diese guten Bürger zu sehen, wie sie gravitätisch einherschritten im Bewußtsein ihrer Würde und der ihnen obliegenden Verpflichtung, das Gewehr auf der Schulter, wie sie, ganz friedlich ihre Cigarre rauchend, gemüthlich mit Freunden und Bekannten, die sie umgaben, plauderten. Jede Bürgerschildwache hatte einen kleinen Kreis von acht bis zehn Menschen um sich, mit denen sie sich über die Begebenheiten des Tages unterhielt.

So nahe liegen Heiterkeit und Freude dem Schrecken und der Trauer. Vor wenigen Stunden noch durchtobte ein mörderischer Kampf die Straßen der Hauptstadt, und jetzt

jubelte, jetzt scherzte Alles. Schon flatterte die schwarz-roth-goldene Fahne von vielen Häusern, schon prangte die schwarz-roth-goldene Kokarde auf den meisten Hüten, und das Volk jauchzte den Farben zu, die es sich mit seinem Blute erkauft hatte.

Die ganze Stadt war am Abend festlich erleuchtet. In allen Straßen hörte man jubeln und singen, heitere, geputzte Männer und Frauen durchzogen die Stadt, Freudenschüsse knallten, und selbst Feuerräder und Raketen sah man an vielen Orten in die Luft steigen. Alles war voll Freude und Lust. Man vergaß, daß man das Glück des Augenblicks durch den Kampf, durch den Tod von Freunden und Brüdern errungen hatte.

Unordnungen oder unruhige Auftritte kamen an jenem Abende der Freude nirgends vor, obgleich, oder vielmehr weil nirgends Polizisten und andere Freudenstörer in Uniform zu sehen waren. Auf den öffentlichen Plätzen und in mehreren Straßen versammelten sich allerdings große Volkshaufen, aus deren Mitte Redner erstanden, die auf schnell geschaffene Tribünen, einen Kellerhals, einen Eckstein und dergl. traten, und von dort aus dem Volke improvisirte Reden hielten, aber Alles blieb dabei in vollster Ruhe und Ordnung. Die Redner selbst ermahnten zur Ruhe, sie machten das Volk darauf aufmerksam, daß es im gegenwärtigen Augenblicke vor Allem die Pflicht habe, sich durch gesetzliches Handeln der Freiheit würdig zu zeigen, die es ruhmvoll erkämpft habe; aber sie fügten auch meistens die Ermahnung hinzu, daß man nicht einschlummern, sich nicht von der Freude berauschen, sondern auf der Hut bleiben solle, bis die Regierung durch Thaten gezeigt habe, daß es ihr Ernst mit ihren Versprechungen sei.

Solche Reden erregten allgemeinen Jubel; wenn sie beendet waren, zerstreute sich der Volkshaufen meistens freiwillig, immer aber sogleich, wenn irgend einer der Bürgergardisten darum bat.

So war es längst Nacht geworden, als in die Thore Berlins kleine Trupps zu je zehn Männer einzogen, welche mit neugierigen Blicken um sich schauten und freudig bewegt die festlich erleuchteten Häuser anblickten. Das Aussehen dieser Männer kontrastirte seltsam mit dem der geschmückten Leute, denen sie auf der Straße begegneten. Die meisten Ankommenden schleppten sich nur mühsam vorwärts. Viele hatten schlecht verbundene Wunden und nur Wenige waren unverletzt.

Es waren dies die Gefangenen, welche so eben von Spandau kamen. Wir müssen in einigen Worten dem gütigen Leser die Schicksale jener Männer, welche das Unglück hatten, im Kampfe gefangen zu werden, erzählen, denn es dienen dieselben zur Charakteristik der Soldateska, der Geißel, von der sich das preußische Volk durch den Freiheitskampf des 18. März für immer befreit glaubte.

Die Gefangenen waren zuvörderst nach dem Schlosse gebracht, und schon auf dem Wege dorthin auf schändliche Weise mißhandelt worden. Man hatte mit Säbeln nach ihnen gehauen und die Wehrlosen oft gefährlich verwundet. Einige, wie der Studiosus von Holzendorf und der Eisenbahn-Inspektor Braun waren, wie wir bereits erzählt haben, sogar auf dem Wege nach dem Schlosse ermordet worden. Diejenigen, welche man nur mit Kolbenstößen mißhandelt hatte, konnten von Glück sagen. Sogar in dem Angesichte der Un-

tersuchungsbehörden ließen diese Mißhandlungen nicht nach, selbst die Offiziere entehrten sich dadurch, daß sie dieselben litten und sogar dazu ermunterten. „Wenn die Kerle nicht pariren, so haut ihnen die Zähne in den Rachen!" rief ein Offizier seinen Soldaten zu.

Die Gefangenen wurden nun in den Schloßkeller geführt oder vielmehr eingepfercht und mußten dort bis gegen vier Uhr Morgens warten, dann erst führte man sie nach Spandau ab.

Ein Bataillon vom Stettiner Regiment hatte den Transport der Gefangenen zu bewachen. Es hat sich durch die Art, wie es dies gethan, für ewig gebrandmarkt, denn dieser Gefangnentransport nach Spandau wird als eine unverlöschliche Schmach an dem Namen jener Unmenschen kleben, durch welche der Stand eines preußischen Soldaten entehrt worden ist.

Die Berichte, welche man über jenen Transport gehört hat, sind sehr verschiedener Natur, aber fast alle stimmen darin überein, daß man ähnliche Mißhandlungen wehrloser Gefangener wohl selten, selbst bei den rohesten Völkerschaften, finden möchte. Schimpfreden und Kolbenstöße, rohe Scherze mit Faustschlägen begleitet, waren die Mittel, durch welche die Soldaten sich für die Unruhe rächten, die die Berliner ihnen gemacht hatten.

Ohne alle Ursache wurden die Gefangenen gemartert. Gingen sie schnell, so stieß man ihnen mit den Kolben vor die Brust, um sie zurückzuhalten; gingen sie langsam, so folgten Kolbenstöße auf den Rücken. Auf keine Weise war es möglich diese Unmenschen zufrieden zu stellen, welche im Mißhandeln ihre Lust, ihre Freude fanden.

Es fanden sich unter den Gefangenen Viele, welche im Kampfe der Nacht schwer verwundet worden und noch nicht verbunden waren, aber auch auf diese wurde keine Rücksicht genommen; sie wurden mit vorwärts getrieben und gestoßen, wie die anderen. Wenn ihnen die Kräfte ausgingen, wenn sie ermattet einen Augenblick ruhen wollten, dann wurden sie mit Kolbenstößen, mit Schlägen so lange gemartert, bis sie mit schwankenden Schritten weiter mußten.

Das, was wir hier erzählen, scheint wahrhaft unglaublich, wir selbst wären versucht an der Richtigkeit unserer Erzählung zu zweifeln, sie für übertrieben zu halten, wenn wir nicht von den verschiedensten glaubwürdigen Leuten die übereinstimmende Versicherung erhalten hätten, daß Alles sich wirklich so zugetragen habe.

Bald nach Sonnenaufgang kamen die Gefangenen in Spandau an, wo sie ein wüthender Pöbel mit den empörendsten Schimpfreden empfing.

„Da kommen die Berliner Mordbrenner!" so rief das Volk den Männern entgegen, welche für die Freiheit Preußens gekämpft und ihr Blut vergossen hatten. Man warf mit Schmutz nach ihnen, und die Soldaten litten dieses gern. Wir sagten, ein wüthender Pöbel habe die Gefangenen empfangen, und wir nehmen dieses Wort nicht zurück, obgleich manche wohlhabende Bürger einen Theil dieses Pöbelhaufens bildeten. Ihre Namen hätten eigentlich bekannt gemacht werden müssen, aber die großmüthigen Kämpfer für unsre Freiheit wollen dieses nicht thun, um jene nicht der Volksjustiz auszusetzen.

Die Gefangenen wurden nun nach den Kasematten geführt, wo man sie Alle zusammen einpferchte. In den mit

harten Ziegelsteinen gepflasterten Raum wurde nicht einmal Stroh gebracht, damit die bis zum Tode Erschöpften etwas ausruhen könnten, zudem herrschte in diesen Räumen eine eisige Kälte, so daß man sich in Haufen zusammendrängen mußte, um nur etwas erwärmt zu werden. Diese Kälte freilich hörte bald genug auf, denn mehr als 500 Menschen erwärmten den engen Raum bald, dafür trat aber eine andere, für die Unglücklichen noch viel peinlichere Qual ein. Durch die Ausdünstungen so vieler eng bei einander liegenden Menschen wurde die Luft völlig verpestet und das Athemholen beschwerlich. Es kam endlich dahin, daß der Platz an der Thüre, wo man mit dem Mund an das Schlüsselloch gelegt, etwas frische Luft einsaugen konnte, ein beneidenswerther wurde, die nächst der Thür liegenden Gefangenen wechselten mit diesem herrlichen Platze.

Gegen 12 Uhr wurde Kommisbrot unter die Gefangenen vertheilt, welche vor Hunger und Durst ganz erschöpft waren, und mit wahrer Begierde fielen Alle über die grobe ungewohnte Speise her, und unter den Gefangenen waren Viele, welche in Luxus und Wohlleben erzogen waren. Wir haben aus dem Munde einiger derselben die Versicherung empfangen, daß diese Stücke schwarzen Brotes die köstlichste Mahlzeit gewesen seien, die sie jemals genossen hätten.

Auch ein Eimer mit Wasser wurde herum gereicht, damit einer nach dem andern aus demselben seinen Durst löschen könne. Man trank, und mit welcher Begierde! In jenem Augenblicke kümmerte sich Niemand darum, daß soeben ein an der Stirn Verwundeter aus dem Eimer getrunken habe, und daß das Blut aus der offenen Wunde in das Wasser geflossen sei. Der Durst kennt keinen Ekel!

So wurde es wieder Abend, denn schon um 3 Uhr Nachmittags trat die Nacht in jenem gräßlichen Gefängniß ein, da öffnete sich plötzlich die Thür und in kleinen Trupps zu zehn Mann wurden die Gefangenen einzeln herausgelassen; immer nach einer Pause von etwa 10 Minuten öffnete man wieder die Thür für neue 10 Mann, und die Zurückbleibenden wußten nicht, was aus den Fortgeführten wurde.

Den kleinen Trupps, welche man herausgeführt hatte, kündigte zu ihrem höchsten Staunen, denn es wußte ja noch keiner von ihnen, was in Berlin während dieser Zeit vorgegangen sei, ein Offizier der Besatzung ihre Befreiung an, indem er sagte: Der König wolle sie begnadigen, weil er davon überzeugt sei, daß die Meisten unter ihnen nur verführt, oder ganz unschuldig wären. Also beinahe 600 theils Verführte, theils ganz Unschuldige hatte man unter den scheußlichsten Mißhandlungen nach Spandau geführt, und dort einen Tag in einem gräßlichen Gefängniß schmachten lassen!

Die Gefangenen wären natürlich gern auf der Eisenbahn oder zu Wagen nach Berlin zurückgekehrt, denn ihre Glieder waren durch die erlittenen Mißhandlungen wie zerschlagen, sie waren todtmüde von den Strapazen der vergangenen Nacht, von denen sie sich auf einem harten Steinlager nicht hatten erholen können, aber auch dies wurde ihnen nicht gestattet, sie mußten auf einem Nebenwege, über die Jungfernhaide und Moabit nach Berlin zurückkehren. Nur unter dieser Bedingung gab man ihnen die Freiheit.

So wurde es denn Nacht, ehe die Gefangenen, welche ihre müden Glieder kaum fortzuschleppen vermochten, nach Berlin kamen, und hier zu ihrer unendlichen Freude die Nach-

richt von dem Siege vernahmen, welchen das Volk von Berlin in der vorigen Nacht erkämpft hatte, von dem Siege, dem allein sie ihre Befreiung verdankten. Es war eine schlaue Maßregel des Festungs-Commandanten, daß er die Gefangenen in einzelnen Trupps und auf einer abgelegenen Straße nach Berlin geschickt hatte, denn wahrlich, wären die 600 Jammergestalten mit einem Male zum Brandenburger Thor hineingezogen, dann würde die Entrüstung der Berliner über die entsetzliche Mißhandlung ihrer Brüder die Freude über die erhaltenen Concessionen besiegt und neues Blutvergießen herbeigeführt haben.

Ehe wir dieses Kapitel schließen, halten wir es für eine Pflicht der Gerechtigkeit, hier zu erwähnen, daß wir von einem Freunde, aber auch nur von einem, der den Zug nach Spandow mitgemacht hat, die Versicherung erhalten haben, er wäre von den zu seiner Seite gehenden Grenadieren auf keine Weise mißhandelt worden, sondern hätte im Gegentheil das schonende Benehmen derselben zu rühmen. Daß übrigens überall in dem langen Zuge an den Gefangenen die abscheulichsten Mißhandlungen verübt worden seien, stellt er nicht in Abrede, sondern er hat uns selbst Beispiele von denselben erzählt. Wir ersehen hieraus, daß wenigstens nicht alle Soldaten des Stettiner Regiments von demselben nichtswürdigen Geiste beseelt waren, wenn derselbe auch leider durch die verwerfliche Theilnahmlosigkeit, vielleicht sogar durch die noch schändlichere Aufmunterung der Offiziere fast allgemein herrschte.

Wir fühlen uns ferner noch verpflichtet, hier zu erwähnen, daß die Spandauer Bürgerschaft gegen den schändlichen Empfang, welchen die Gefangenen, wie wir erzählt haben,

am Morgen des 19ten vom Pöbel in Spandau gefunden haben, energisch protestirt hat.

4.

Am Morgen des 20. März hatte Berlin schon ein ganz anderes Aeußere gewonnen. Ueberall waren die Barrikaden weggeräumt worden, und zwar hatten gerade diejenigen, welche am fleißigsten gebaut, auch am fleißigsten gearbeitet, um ihr eigenes Werk zu zerstören. Nur noch das aufgerissene Pflaster, die aufgedeckten Brücken zeigten Spuren der Zerstörung, welche der 18. März gebracht hatte. Sonst hatte man überall Alles in Ordnung gebracht, und schon fuhren unsere lieben Droschken wieder wie gewöhnlich in ihrem schläfrigen halben Trabe durch die Straßen.

Aber doch sah in Berlin Alles ganz anders aus. Wer vor 8 Tagen die Hauptstadt gesehen, hätte sie am 20. wohl kaum wieder erkannt. Vergeblich schaute man sich in den Straßen nach einem geschniegelten, geschnürten Gardeoffizier um, wie deren doch früher so viele in Berlin umherstolzirten; an ihrer Stelle sah man zahlreiche Bürgerposten unter dem Gewehr und Bürgerpatrouillen, welche bewaffnet die Residenz durchzogen, um jeden etwa entstehenden Auflauf im Keime zu unterdrücken.

Vor vielen Häusern sah man Stühle stehen, mit weißen Becken, über denen eine Inschrift befestigt war: „Für die Hinterbliebenen der im Kampfe Gefallenen," und reichlich steuerte Jeder, soviel es in seinen Kräften stand, diesen Sammlungen bei, denn wohl fühlten alle Berliner, welchen Tribut der Dankbarkeit sie den tapfern Freiheitskämpfern schuldig wären.

Die Bürgergarde organisirte sich jetzt schnell und kräftig. Am 20. wie an den folgenden Tagen traten fast alle waffenfähige und waffenberechtigte Männer zusammen, um das Ihrige für die Sicherheit der Stadt zu thun; Freicorps verschiedener Art bildeten sich in den nächsten Tagen, um sich der Bürgergarde anzuschließen. Die Studirenden, die Künstler, die Schützengilde, sogar die in Berlin anwesenden Polen vereinigten sich und traten unter Waffen, um für den Schutz des Bürgereigenthums zu sorgen. Rottenführer und Offiziere wurden gewählt. Mit einer wunderbaren Schnelligkeit ging die anscheinend schwierige und verwickelte Organisation der Bürgergarde vor sich.

Am Montage Nachmittag erschienen folgende zwei Proklamationen des Königs:

„Gestern habe Ich bereits ausgesprochen, daß Ich in Meinem Herzen vergessen und vergeben habe.

„Damit aber kein Zweifel darüber bleibe, daß Ich Mein ganzes Volk mit diesem Vergeben umfasse, und weil Ich die neu anbrechende große Zukunft Unseres Vaterlandes nicht durch schmerzliche Rückblicke getrübt wissen will, verkünde Ich hiermit:

„Vergebung allen denen, die wegen politi-
„scher oder durch die Presse verübter Ver-
„gehen und Verbrechen angeklagt oder ver-
„urtheilt worden sind.

„Mein Justizminister Uhden ist beauftragt, diese Meine Amnestie sofort in Ausführung zu bringen."

Berlin, den 20. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Die bereits vor dem Erlasse vom 19. d. M. eingegangenen Entlassungsgesuche der Justizminister v. Savigny und Uhden, so wie des Ministers Grafen von Stolberg habe Ich heut gleichfalls genehmigt.

Zum Justizminister habe Ich den Dr. der Rechte Bornemann ernannt und den Präsidenten der Handelskammer Camphausen zu Mir berufen, um Mir fortan gleichfalls als Minister zur Seite zu stehen.

Die Direktoren der erledigten Ministerien werden dieselben bis zur definitiven Besetzung verwalten.

Berlin, den 20. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Diese Proklamationen verbreiteten wieder allgemeine Freude, und es wurde diese zum Jubel, zum Entzücken, durch die im nächsten Abschnitt folgenden, mit der ersten Bekanntmachung zusammenhängenden Ereignisse.

